

Bertold Bretholz

Geschichte Böhmens und Mährens

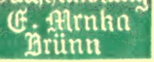
Erster Band

Das Vorwalten des Deutschtums
Bis 1419

Veröffentlichung
der Deutschen Gesellschaft für Wissenschaft
und Kunst in Brünn



Paul Sollors' Nachf., Reichenberg


E. Mrnka
Brünn



Geschichte Böhmens und Mährens

Von

Bertold Bretholz

Erster Band

Das Vorwalten des Deutschtums

Bis 1419



Reichenberg

Paul Sollors' Nachf. G. m. b. H.

Verlags-Nr. 134.



Druck von Gebrüder Stiepel Ges. m. b. H. in Reichenberg.

Vorwort.

„Ein Volk, das nicht weiß, woher es kommt,
weiß auch nicht, wohin es geht.“

Dieser Ausspruch eines neueren deutschen Geschichtsforschers, der unseren Verhältnissen ferne stand, eignet sich gleichwohl in unserer Zeit als Einbegleitung einer Heimatgeschichte, deren erstem Bändchen binnen Jahresfrist noch ein zweites und drittes folgen sollen.

Sie ist aus Vorträgen entstanden, die ich über Aufforderung des Brünner Lehrerinnenvereins vor einem allgemeinen Hörerkreis im Jahre 1920 gehalten habe. Die Behandlung dieses Gegenstandes in der einen und anderen Art, als Vorlesung oder in Buchform, lag mir schließlich nicht fern. Hatte ich doch, von Einzelarbeiten zur böhmischen und mährischen Geschichte abgesehen, schon zweimal den Versuch gemacht, eine Gesamtgeschichte dieser Länder zu schreiben. In den Jahren 1893 und 1895 erschienen die zwei ersten Hefte meiner „Geschichte Mährens“, die aber nur bis zum Ausgang des 12. Jahrhunderts, bis 1197, reichten. Hier angelangt, stieß ich auf Schwierigkeiten, die zu überwinden mir damals nicht möglich war. Die unmittelbare Fortsetzung hätte sich nämlich mit der sogenannten deutschen Kolonisation in Mähren im 13. Jahrhundert beschäftigen müssen, d. h. mit der Einwanderung und Festsetzung von Deutschen in diesem Land. Diese Frage schien mir eine genauere Behandlung zu verdienen, als sie bis dahin in den heimischen Geschichtsbüchern erfahren hatte. Ich hielt es für meine Aufgabe, die mehr in allgemeinen Betrachtungen sich ergehenden Schilderungen durch bestimmte sachliche Angaben zu ergänzen, das wesenlose Bild durch Vorführung tatsächlicher Vorkommnisse nach Ort und Zeit zu beleben. Allein alles noch so aufmerksame Durchforschen der Quellen führte zu keinem Ergebnis. Ich fand keine einzige Nachricht, die auf eine Einwanderung fremder deutscher städtischer oder bäuerlicher Kolonisten nach Mähren im 13. Jahrhundert oder vorher schließen ließ. Ich wandte mich der Geschichte Böhmens zu, in dem Glauben, dort die Belege für die so allgemein verbreitete Ansicht finden zu müssen und dann wenigstens durch Rückschlüsse die Entwicklung in Mähren einigermaßen aufhellen zu können. Noch einmal wurde in jahrelanger Arbeit die Durchsicht

aller einschlägigen Quellenwerke vorgenommen, — wieder ohne Erfolg. Dadurch geriet die Darstellung der mährischen Geschichte ins Stocken; wie wenn man beim Bau auf weichenden Boden gerät und sich erst festen Grund schaffen muß.

Es war für mich nur ein geringer Trost, als mir mein ehemaliger Lehrer, Professor Büdinger in Wien, dem ich gelegentlich meine Verlegenheit vortrug, nur ganz kurz erklärte: dort bin auch ich stecken geblieben; er meinte damit seine „Österreichische Geschichte", von der nur der erste Band im Jahre 1858 erschien, in dem das Kapitel „Böhmen" schon bei 1055 abbricht. Auch die letzte auf gründlicher Forschung beruhende „Geschichte Böhmens" von Univ.-Prof. V Novotný in Prag (in tschechischer Sprache), deren erster Band 1912 erschienen ist, schließt mit dem Jahre 1197 und hat seither noch keine Fortsetzung erhalten. Jeder ernste Forscher muß hier, vor der Darstellung der Geschichte Böhmens oder Mährens im 13. Jahrhundert, auf eine Schranke stoßen, die seiner Arbeit Einhalt gebietet und zur Überprüfung der bisherigen Auffassung zwingt.

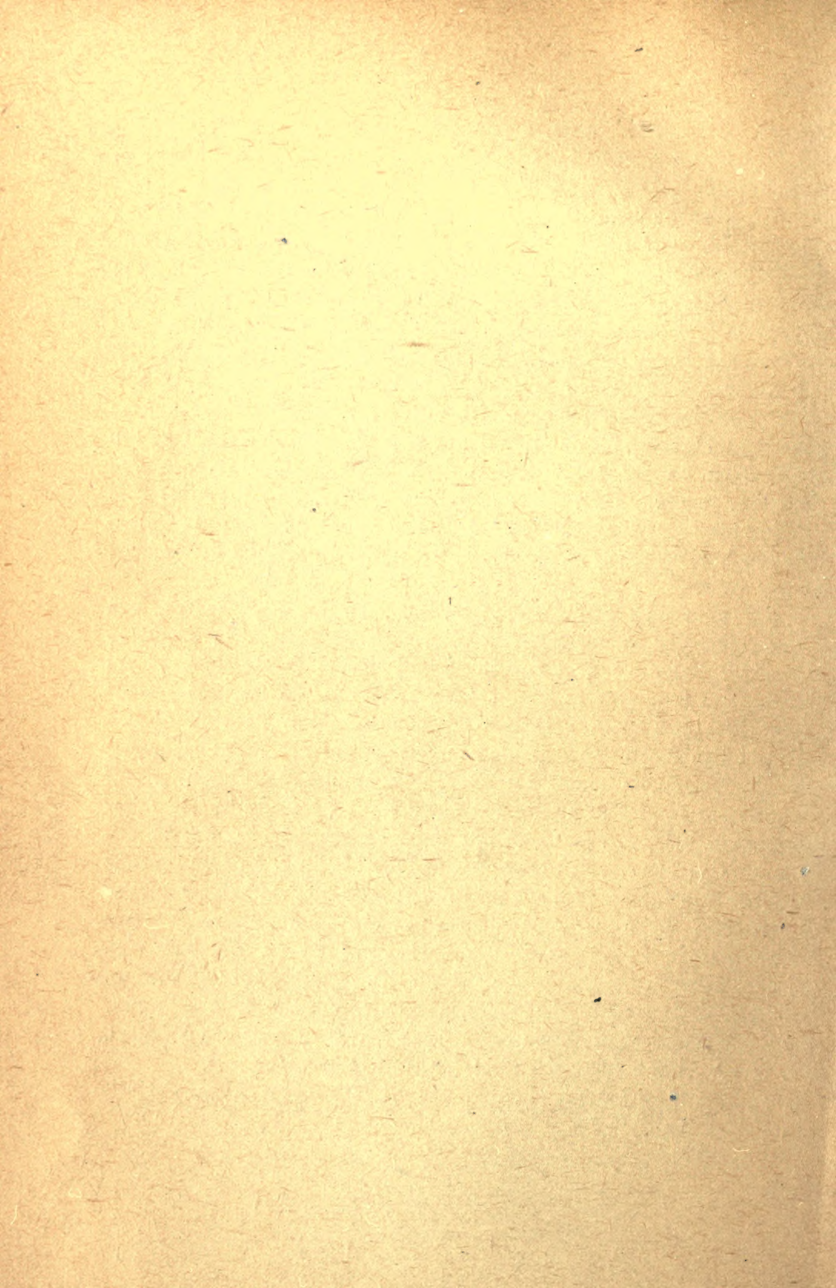
Eben als ich mich mit diesen Fragen beschäftigte, erhielt ich die Aufforderung, mich an einem großgedachten Geschichtswerk über Böhmen zu beteiligen, das der Verein für die Geschichte der Deutschen in Böhmen plante, das aber dann nicht zustande kam. An der mir zugewiesenen Arbeit hielt ich jedoch fest, und habe sie auch im Jahre 1912 als „Geschichte Böhmens und Mährens bis zum Aussterben der Premysliden (1306)" herausgegeben. Hier habe ich zuerst meine Grundanschauungen über den Verlauf der böhmisch-mährischen Geschichte bis zum Beginn des 14. Jahrhunderts, also mit Einschluß des sogenannten Kolonisations-Zeitalters, darzulegen versucht. Dieser Band war ursprünglich gedacht als erster Teil einer bis in die neueste Zeit reichenden Geschichte beider Länder. Allein da mein Standpunkt nicht die Zustimmung des Vereinsausschusses fand, trotzdem das Buch als „Festschrift" zur Feier des 50jährigen Bestandes dieses Vereines erschienen war, mußte die Fortführung des Werkes unterbleiben. — Ich habe gleichwohl nicht aufgehört, sowohl diese älteste Periode weiter durchzudenken, als auch an der folgenden zu arbeiten. Und so traf mich denn der Auftrag, der mir vor einigen Jahren zuteil wurde, eine Geschichte Böhmens der neueren Zeit, seit 1526, zu verfassen, deren erster Band 1920 erschienen ist, ebensowenig unvorbereitet, wie der

Wunsch meiner Hörerschaft, meine Vorträge in Form einer vollständigen kurzgefaßten Geschichte Böhmens und Mährens herauszugeben, deren Beginn hier vorliegt.

Wenn ich auch mit Rücksicht auf die Leserkreise, für die das Buch berechnet ist, stets darauf bedacht war, keine nur für „Fachgenossen" berechnete Arbeit zu liefern, so halte ich es doch für Pflicht jedes wissenschaftlich Arbeitenden, den Leser zu sich emporzuziehen und nicht, unter dem Vorwand „gemeinverständlich" sein zu wollen, ihn so bescheiden als nur möglich einzuschätzen und ihm nur einen Abklatsch und Auszug aus älteren Werken vorzulegen. Es scheint mir notwendig, den Leser, wer immer es sei, mit dem ganzen Getriebe unserer böhmisch-mährischen Geschichtschreibung und Geschichtsforschung in den Hauptzügen bekannt zu machen, ihn in die ungelösten Fragen einzuweihen, ihm einen Behelf an die Hand zu geben, sich über den geschichtlichen Verlauf ein eigenes Urteil bilden zu können. Hiezu sollen auch die Anmerkungen dienen, die ich an den Schluß des Buches verlegt habe.

Ich kann nach den früheren Erfahrungen kaum annehmen, daß meine Ausführungen, die von allen bisherigen Schilderungen böhmisch-mährischer Geschichte weit abweichen, allgemeine Zustimmung finden werden, am wenigsten in jenen wissenschaftlichen Kreisen, die auf die Richtigkeit ihrer alten Anschauungen pochen, „weil sie doch überall stehen." Ein Goethe'sches Xenion lautet: „Liegt der Irrtum nur erst wie ein Grundstein unten am Boden, — immer baut man darauf nimmermehr kommt er an Tag." Aber ich darf vielleicht die Bitte aussprechen, die Fragen, die ich mir aufzuwerfen und auch der Hauptsache nach zu beantworten erlaubt habe, und die für das ganze deutsche Volk von Bedeutung sind, zu prüfen und rein wissenschaftlich weiter zu verfolgen. Denn hier konnten doch nur gleichsam die Grundmauern für den Aufbau der heimischen Geschichte gelegt werden. Darnach muß sich nun, wenn meine Anschauung richtig ist, Wirtschafts- und Rechtsgeschichte, Sozial- und Verfassungsgeschichte, vor allem aber unsere Orts- und Stadtgeschichte von den ältesten Zeiten an ganz neu gestalten. Eine große Arbeit für viele, nicht für einen allein.

Brünn, am 9. Juli 1921. **B. Bretholz.**



Inhaltsübersicht.



Erster Abschnitt.

Übersicht über die Quellen und die Geschichtschreibung.

Die Geschichte eines Staatswesens oder eines seiner Glieder während seines ganzen Bestandes oder in einem bestimmten Zeitabschnitt seiner Entwicklung zu erzählen, ist nur möglich, wenn „Quellen" zur Verfügung stehen, d. h. schriftliche Überlieferungen und Aufzeichnungen im weitesten Sinn des Wortes. Sie bilden gleichsam den unentbehrlichen Rohstoff, der erst unter Anwendung verschiedener Methoden der Verarbeitung zum eigentlichen Geschichtswerk unterworfen werden muß.

Wenn wir uns also vornehmen, die Geschichte Böhmens und Mährens, die seit jeher mannigfache Beziehungen zueinander haben, von den ältesten bis auf unsere Zeiten darzustellen, so wird es zum besseren Verständnis nicht überflüssig sein, zuerst, wenn auch nur in allgemeinsten Umrissen, klarzulegen, welche Hauptquellen hiefür vorliegen, wann und wo sie entstanden sind, wie wir sie bewerten und welche Bearbeitung sie bisher erfahren haben.[1]

Gehen wir dabei von der neueren und neuesten Zeit aus, so ist wohl bekannt, wie reich da im allgemeinen die geschichtlichen Quellen fließen und wo sie zu suchen sind: Akten, Urkunden, amtliche Berichte, Zeitungen, Briefschaften, Tagebücher, Denkwürdigkeiten liegen in Ämtern, Registraturen, Archiven, Bibliotheken, Schrift- und Bildwerke aller Art finden sich in Museen, öffentlichen und nichtöffentlichen Sammlungen, in Kirchen und auf Friedhöfen, auf den Plätzen und Straßen, in einzelnen Häusern.

Allein diese Behelfe sind naturgemäß wie nach Inhalt und Form so auch nach innerem Wert sehr verschieden. Man wird, um es an einem Beispiel klarzumachen, einen Zeitungsartikel, selbst einen größeren Aufsatz von berufener Seite über Kaiser Franz Josef I. von Österreich anders einschätzen, als etwa eine

Selbstbiographie, wenn sie vorhanden wäre, und diese anders als seine Briefschaften, wenn sie gesammelt vorlägen; und wieder ganz andere Bedeutung hätten Berichte und Aufzeichnungen von Personen, die mit ihm in unmittelbarem Verkehr standen. Aber auch Bilder und Denkmäler, Münzen und Medaillen, die ihn darstellen oder auf sein Leben und Wirken Bezug haben, wird man nicht übersehen dürfen. All das sind Quellen zur Geschichte dieses Fürsten, daraus man, wenn man sie alle besäße und kennte, ein klares und wahres Bild seines Lebens und seiner Zeit zu schaffen vermöchte. Allerdings, in solcher Reichhaltigkeit stehen uns geschichtliche Quellen nur äußerst selten zur Verfügung.

Ganz ebenso verhält es sich, wenn man anstatt der Geschichte einer Persönlichkeit die eines Landes schildern will. Je mehr verschiedenartige Quellen vorliegen, desto reicher und zuverlässiger kann die Darstellung sein. Aber auch auf diesem Gebiete ist der sogenannte embarras de richesse, die Überfülle, die in Verlegenheit versetzt, nur für die allerneueste Zeit vorhanden.

Wie die Menge und Buntheit des Baum- und Blumenwuchses abnimmt, in je höheres Gebiet wir hinaufsteigen, so erschöpft sich auch der Reichtum und die Mannigfaltigkeit an geschichtlichen Quellen, je weiter wir in der Zeit zurückgehen. Wie rasch verschwinden die regelmäßigen Zeitungen, wie selten werden, wenn man nur ein, zwei Jahrhunderte nach rückwärts schreitet, Bauten, Bilder, Denkmäler, wie spärlich im allgemeinen Briefe, Rechnungen, Geschäftsbücher, Familienpapiere. In Wahrheit rechnet der Geschichtschreiber in unseren Ländern nur mit drei großen Gruppen von Quellen: Akten, Urkunden, Chroniken. Und auch diese verteilen sich ungleich auf die verschiedenen Zeitabschnitte und haben für den Forscher verschiedenartige Bedeutung.

Ämter hat es immer gegeben, wo es ein geordnetes Staatswesen gab, und sie haben wohl auch zu jeder Zeit Aufzeichnungen besessen, die man gemeiniglich als Amtsakten oder Amtsbücher bezeichnet. Aber selbst bei dem höchsten und wichtigsten Amt im Lande Mähren, bei der Statthalterei, die sich aus einem der ältesten Ämter, der Landeshauptmannschaft, herausgebildet

hat, ist aus der Zeit vor dem Dreißigjährigen Kriege fast nichts mehr vorhanden; alles verloren, zugrunde gegangen! In Böhmen dürfte bei der gleichen Behörde, soweit bisher bekannt, der Anfang des 16. Jahrhunderts die Grenze bezeichnen. — Eine für die Landesgeschichte so wichtige Quelle, wie die Landtagsakten, reichen in beiden Ländern nicht über das Jahr 1526 zurück, und doch wissen wir, daß Landtage oder ähnliche Landesversammlungen bei uns auch früher, nachweislich schon im 12. Jahrhundert abgehalten wurden. Aber Akten, schriftliche Aufzeichnungen über die dort verhandelten Gegenstände und gefaßten Beschlüsse fehlen; sei es, daß sie im Laufe der Zeit irgendwie der Vernichtung anheimgefallen sind, sei es, daß man damals nichts schriftlich aufgezeichnet hat, sondern daß nur mündlich verhandelt wurde. Es ist nämlich eine eigentümliche Wahrnehmung, daß die Menschen des früheren Mittelalters auf schriftliche Aufzeichnungen noch nicht solches Gewicht legten, wie späterhin. Sie haben sich lieber auf ihr Gedächtnis verlassen; das konnte wenigstens nicht wie ein Schriftstück gefälscht werden. Auch waren wohl selbst viele der im öffentlichen Leben wirkenden Personen dazumal noch des Schreibens unkundig. Das schriftliche Zeugnis hatte für sie daher nur geringen Wert.

Besser als Amtsakten und -bücher aller Art haben sich die Urkunden im engeren Sinne des Wortes erhalten, d. h. amtliche Schriftstücke, die an eine bestimmte äußere Form gebunden waren und zur Beglaubigung eines geschichtlichen Ereignisses oder auch eines geschäftlichen Abkommens zumeist rechtlicher Natur dienten. Man stellte Urkunden aus über Käufe, Schenkungen, Vermächtnisse, verliehene Rechte und Freiheiten, man wählte die Urkundenform nicht minder bei Friedensschlüssen, Staatsverträgen u. a. m. Doch auch diese geschichtlichen Zeugnisse sind einerseits zeitlich beschränkt und anderseits nicht immer bedingungslos hinzunehmen. In unseren Ländern reichen sie lange nicht soweit zurück, wie etwa in dem Böhmen benachbarten Bayern, geschweige denn in Westdeutschland, Italien, Spanien, Frankreich. Die älteste Originalurkunde eines böhmischen Herzogs, die wir kennen, stammt aus dem Jahre 1057 und betrifft Schenkungen an die Kirche in Leit-

meritz. Dann vergeht fast ein ganzes Jahrhundert, bevor wieder — um 1148 — ein derartiges Stück, diesmal für die Olmützer Kirche auftaucht. In Abschriften nach verloren gegangenen Originalen hat sich etwas mehr erhalten. Die große Masse dieser Quellengattung beginnt aber erst im 13. Jahrhundert und bildet in diesem und den folgenden, vornehmlich bis zum Auftreten der Akten, eine wichtige Fundgrube für geschichtliche Nachrichten.[2] Nur darf man dabei nicht außer acht lassen, daß gerade Urkunden häufig gefälscht wurden, so daß man bei ihrer Benützung vorsichtig zu Werke gehen muß. Das erklärt sich zum Teil daraus, daß Urkunden als Erzeugnisse der Ämter und Kanzleien nicht wie die Akten zurückbehalten, sondern den Parteien ausgefolgt wurden, somit der Verfälschung, Nachahmung und anderen Veränderungen leichter ausgesetzt waren.

Doch auch abgesehen von den Mängeln, die beiden Quellengruppen, Akten und Urkunden, anhaften, wäre es nicht leicht, einzig und allein mit ihrer Hilfe Geschichte zu schreiben. Denn ein Akt oder eine Urkunde bezieht sich zumeist nur auf eine einzige, jeder Akt, jede Urkunde gewöhnlich auf eine andere Tatsache, die noch dazu für die allgemeine Geschichte des Landes ziemlich belanglos sein kann. Geschichte soll aber eine zusammenhängende Darstellung der wichtigsten Ereignisse eines ganzen Zeitabschnittes, ein Bild der steten Entwicklung bieten. Diese Aufgabe erfüllt in weit höherem Maße die dritte Quellenart, die sogenannten Chroniken oder Zeitgeschichten.

Es hat wohl zu allen Zeiten und überall Menschen gegeben, die sich bemühten, Ereignisse, die sie miterlebten oder über die sie von anderen Kunde erhielten, im Gedächtnis zu behalten und weiter zu berichten oder, wenn sie dessen fähig waren, niederzuschreiben; oft ganz schlicht, knapp, tabellenartig ohne sichtbaren inneren Zusammenhang, manchmal ausführlicher und künstlerischer gestaltet. Solche Schriftwerke reichen sehr weit zurück, spielen, um von noch früheren Zeiten hier abzusehen, bei Griechen und Römern eine große Rolle und heißen dort Annalen oder Chroniken (Jahrbücher oder Zeitbücher), weil sie gewöhnlich all das verzeichnen, was Jahr für Jahr vorgefallen ist. Im Mittelalter wird diese Art Geschichte zu schreiben

zumeist in Klöstern und Kirchen von den Geistlichen, als den wenigen Schreibkundigen und eigentlichen Vertretern der Wissenschaft, ausgeübt. In der Karolingerzeit sind Chroniken im Frankenreich schon recht häufig; von dort verbreiten sie sich in den folgenden Jahrhunderten überallhin nach Deutschland. In diesen fremden Chroniken des 8. bis 11. Jahrhunderts finden sich auch schon Nachrichten über Böhmen und Mähren zu einer Zeit, da hier der Boden für solche geistige Arbeit noch fast ganz brach liegt.[3] Bei uns beginnt diese Quellenart erst im 12. Jahrhundert.

Im Jahre 1125 ist achtzigjährig ein Geistlicher der Prager Domkirche mit Namen Cosmas gestorben, somit um 1045 geboren, den man als den „böhmischen Herodot", als den Vater der böhmischen Geschichtschreibung bezeichnet.[4] Er war kein Böhme, sondern von polnischer Herkunft; Cosmas ist wohl nur sein geistlicher Name. Einer seiner Vorfahren adeliger Abstammung kam als Gefangener 1039 nach Prag, vielleicht ist ihm Cosmas später freiwillig dahin gefolgt. Dieser genoß seine Erziehung in Lüttich, einer damals berühmten Schule, auf der er vielleicht noch 1074 weilte. Als Dekan der Prager Domkirche entschloß er sich, eine Geschichte des Landes Böhmen zu schreiben. Nicht nur eine Chronik der Zeit, die er selber miterlebt hatte, sondern auch der früheren Jahrhunderte, wie er sagt: von der ersten Einwanderung der Menschen in dieses Land. Er besaß, wie er selber angibt, einige ältere auf die Geschichte Böhmens und Mährens bezügliche Quellen, die aber verloren gegangen sind. Doch erklärt er offen, daß er glaubwürdige schriftliche Zeugnisse nur bis 894 zurück gekannt habe. Darüber hinaus in die weitere Vergangenheit könne er sich nur auf „fabulose Berichte alter Leute" stützen und müsse es dem Leser überlassen zu beurteilen, ob sie als „wirklich oder erfunden (facta an ficta)" anzusehen seien.

Das ist also die älteste Chronik von Böhmen, die für die Zeit von 894 bis 1125, also für 231 Jahre glaubwürdige und für den Abschnitt vor 894 sagenhafte Geschichte des Landes darbieten will.[5] Damit soll aber nicht gesagt sein, daß es eine durchaus zuverlässige und vollständige Geschichte Böhmens sei,

was uns Cosmas hinterlassen hat. Auch Cosmas war nur ein irrender Mensch und ein mit Vorurteilen und Fehlern — vielen Fehlern — behafteter Schriftsteller, dessen Buch man mit prüfendem Blick lesen und wo es möglich ist, mit anderen Quellen vergleichen muß. Allein er hat das große Verdienst, zum ersten Male das, was er erlebt und erfahren hat, in übersichtlicher, leicht lesbarer Form, natürlich in lateinischer Sprache, zusammengestellt zu haben. Er wurde das Vorbild für andere Chronisten, die seine Arbeit fortgesetzt haben. Und so schließt sich an Cosmas' Chronik eine wenn auch kleine Reihe solcher böhmischer Annalenwerke an, zumeist von Klostergeistlichen verfaßt, die gleichsam Buch geführt haben über die Vorkommnisse in ihrer Heimat wenigstens für die kurze Zeit ihres Lebens. Allerdings jeder von seinem Standpunkt aus, zunächst mit sehr beschränktem Gesichtsfeld, auf den rein äußerlichen Verlauf viel mehr Gewicht legend, als auf die innere Entwicklung, einseitig und befangen, so daß der Geschichtsforscher auch hier fortwährend mit scharfer Sonde prüfen muß, was mehr, was weniger glaubwürdig ist. In geschichtlich bewegten Zeiten, wie etwa während der Hussitenkriege, unter den großen Königen Georg von Podiebrad, Ferdinand I., im Dreißigjährigen Krieg mehren sich solche zeitgenössische Berichte und machen wenigstens kurze Abschnitte quellenreich. Oft wiederum sickern sie kaum und versiegen zeitweilig wohl auch gänzlich.[6] Zum Glück werden die heimischen Quellen vielfach durch wertvolle fremde ergänzt.

Allein zu zusammenfassenden Geschichtswerken, wie dies Cosmas für seine Zeit als erster versucht hat, ist es in Böhmen und Mähren äußerst selten gekommen. Das empfand als schwere Unterlassung niemand geringerer als der böhmische König und deutsche Kaiser Karl IV., der, ein Schüler der Pariser Universität, selber Geschichtschreiber und mit der Geschichtsliteratur anderer Länder vertraut, Böhmen auch nach dieser Richtung so gern auf die Höhe anderer Staaten gehoben hätte. Und vor allem bedauerte er und glaubte es als eine Lücke ansehen zu müssen, daß man die Geschichte Böhmens nur bis zum Ende des 9. Jahrhunderts genau kannte, nicht auch weiter

zurück bis in die frühesten Zeiten der Menschheit. Er meinte, die Schuld daran liege an der ungenügenden Vorbildung der heimischen Geschichtschreiber, und betraute einen hochgelehrten vielgereisten Minoriten und Professor der Bologner Universität, Johannes aus dem florentinischen Adelsgeschlechte der Marignola, mit der Aufgabe, die alten und neuen unklar (obscure) zusammengeschriebenen Chroniken Böhmens umzuarbeiten und die Geschichte des Landes bis auf die Zeiten Adams zurückzuverfolgen. „Aus Liebe zum Kaiser" unterzog sich Marignola, wie er selber gesteht, der Arbeit, vollendete sie wohl auch, aber mit dem Bewußtsein, ihr nicht gewachsen gewesen zu sein. „Ich bin", sagte er gleich in der Vorrede, „in einen mir unbekannten Wald von Menschen und Namen geraten, die meine florentinische Zunge nicht einmal aussprechen kann." Sein Werk bot nichts Neues, wohl aber das Alte mit vielen Fehlern, Irrtümern und Phantastereien. Etwas besser fiel ein ähnlicher auch von Karl IV. angeregter Versuch eines heimischen Chronisten, des sogenannten Pulkawa, aus, der eine böhmische Chronik von den frühesten Zeiten bis 1330 in lateinischer Sprache zusammenstellte und davon auch, wie es scheint, eine tschechische Übersetzung besorgte. Nur fehlt ihr jeder selbständige Wert. Es ist nichts als eine trockene Zusammenfügung einiger älterer Quellen, die wir auch heute noch besitzen. Vielleicht hätte die „Geschichte Böhmens (Historia Bohemiae)", die dann nach Jahrhundertfrist 1458 Aeneas Silvius (Papst Pius II.) verfaßt hat, von der wir noch in anderem Zusammenhang sprechen werden, trotz ihrer Fehler die geschichtliche Forschung in Böhmen anregen und in neue Bahnen lenken können, wenn dieses Werk im Lande besser bekannt geworden wäre und damals hier mehr Sinn für Heimatgeschichte geherrscht hätte.

Bevor Silvius, ein gebürtiger Italiener aus dem Hause der Piccolomini, zur päpstlichen Würde emporgestiegen war, hatte er sich nämlich längere Zeit am Hofe Kaiser Friedrichs III. in Wien aufgehalten, von wo aus er wiederholt Gelegenheit fand, in Beziehung zu Böhmen zu treten. Er lernte das Land aus eigener Anschauung auf Reisen und

politischen Sendungen kennen, verkehrte hier mit Angehörigen katholischen und hussitischen Bekenntnisses; er verfolgte aus nächster Nähe die Entwicklung in Böhmen, die zum Königtum des hussitischen Barons Georg von Podiebrad führte. Im gleichen Jahre 1458 bestieg dieser den böhmischen, wie jener den päpstlichen Thron. Aeneas Silvius erschien Böhmen als ein Staatswesen, das in jenem Zeitalter die meisten Kriege, die meisten Katastrophen, die meisten Wunder (miracula) aufzuweisen habe. Und da er sich schon früher als Geschichtschreiber betätigt hatte, faßte er den Plan, die Geschichte dieses Landes zu schreiben, „in der es vieles gebe, was im allgemeinen zu kennen sehr nützlich sei.“ Wiewohl ihm nur die Gegenwart bemerkenswert erschien, zog er es doch vor, die Geschichte von allem Anfang an zu erzählen. Kurz vor seiner Erhebung auf den päpstlichen Stuhl hat er sie handschriftlich fertiggestellt und dem Könige Alfons von Kastilien und Navarra gewidmet. Allein erst ein Jahrzehnt nach seinem Tode — er starb 1464 — gelangte sie zum ersten Male zum Druck. In Böhmen wurde sie erst am Ende des 16. Jahrhunderts bekannter.

In Böhmen selbst war nach den Hussitenkriegen die Geschichtschreibung allmählich ins Stocken und gegen Ende des Jahrhunderts völlig in Verfall geraten. Wie der Luxemburger Karl IV., so stellte etwa zwei Jahrhunderte später König Ferdinand I., der 1526 den böhmischen Thron bestiegen hatte, neuerdings fest, daß die heimische Geschichtschreibung stark vernachlässigt werde. Er äußerte sich einem hohen Prager Geistlichen gegenüber dahin, daß das böhmische Volk die Wissenschaft zumeist verachte . . ., wirkliche Arbeit auf wissenschaftlichem Gebiete, besonders jenem der Geschichte, „dem Spiegel der Vergangenheit und Lehrmeister für die Zukunft“ unterlasse. Er hatte mit diesem Vorwurf nicht unrecht. Denn als eben damals einer der ersten Lehrer der Prager Universität, Matthäus Kollin, von einem ihm befreundeten Literaturmäzen aufgefordert wurde, eine Geschichte Böhmens zu verfassen, antwortete er ganz ungehalten: „Du legst mir eine Last auf, größer als sie meine Arme tragen können. Wie sollte ich über Dinge schreiben, die mir unbekannt

sind und mit tiefer Finsternis bedeckt? Denn wer kann sagen, wo die Wiege unseres Volkes gestanden hat, welche Kriege unsere Vorfahren geführt haben, welches die Anfänge der einzelnen Adelsfamilien gewesen sind, wann dieser und jener Fürst gelebt hat?" Als ob damals, in der Zeit des blühendsten Humanismus, die ganze Geschichtsliteratur Böhmens von Cosmas angefangen vergessen und versunken gewesen wäre![7]

Was Wunder, wenn angesichts solcher Geringschätzung von seiten der Gelehrten sich Unberufene dieser dankbaren Aufgabe unterzogen, um sie in unverantwortlicher Weise für eigene und Parteizwecke auszunützen.

Im Jahre 1541 erschien die berüchtigte „Chronik von Böhmen", verfaßt von dem zum Katholizismus übergetretenen utraquistischen Geistlichen Wenzel Hajek von Libotschan. Sie begann mit den ältesten Zeiten und reichte bis zum bedeutungsvollen Jahre 1526, dem Regierungsantritt der Habsburger in Böhmen, umfaßte also die ganze Geschichte des Landes, war in tschechischer Sprache abgefaßt, mit Holzschnitten geschmückt, sehr umfangreich, wurde in großer Auflage durch den Druck verbreitet, sollte also in wahrem Sinne des Wortes ein Volksbuch werden. In Wirklichkeit gereicht weder das Werk noch dessen Verfasser — „ein zank- und ränkesüchtiger katholischer Würdenträger," so kennzeichnet ihn ein neuerer Forscher — dem tschechischen Schrifttum zur Ehre. Es genügt hier anzuführen, daß Palacky erklärt hat, bei diesem Chronisten „alles, was den Wert des Historikers heben kann", zu vermissen, und das Buch nicht „anders als mit Widerwillen" gelesen zu haben. Andere Gelehrte haben diese Chronik offen als „das Werk raffiniertesten Fälschertums" hingestellt. Die Fälschung besteht nach Palacky darin, daß Hajek Sagen in historisches Gewand kleidete, daß er überall, wo seine Quellen versagten, die Erzählung aus eigenem ergänzte und ausmalte, daß er Quellen frei erfand, um sich auf sie zu berufen, und daß er sich eine Zeitrechnung ausklügelte, die ganz willkürlich erscheint. Die Geschichte einer Anzahl zu seiner Zeit lebender Adelsfamilien hat er, um ihnen zu schmeicheln, mit genauen Jahreszahlen und Nachrichten ver-

sehen und bis in die Urzeit zurückverfolgt. Schloß Cosmas die beglaubigte Geschichte Böhmens mit 894 ab, alles Vorangehende als bloße Sage ohne jede Zeitangabe schildernd, so wußte Hajek noch für zweieinhalb Jahrhunderte zurück fast zu jedem Jahr wichtige geschichtliche Ereignisse zu verzeichnen bis 644, in welchem Jahr er die Tschechen in Böhmen einwandern ließ. Er hat mit einem Worte die ganze böhmische Geschichte sachlich und zeitlich in größte Verwirrung gebracht und durch Fabeleien, die man in seiner Darstellung von wahrer Geschichte nicht mehr unterscheiden konnte, entstellt.

Allein das wurde zunächst kaum erkannt. Hajek hat zu Lebzeiten Ruhm und Dank in vollstem Maße geerntet, seine Chronik ist für zwei und ein halbes Jahrhundert das gelesenste Geschichtenbuch in Böhmen gewesen, wurde schon 1596 ins Deutsche übertragen, man verlieh ihm den Ehrennamen eines „böhmischen Livius". Noch 1775 sprach man von ihm als dem „Lieblingsschriftsteller unserer Nation". Aber eben damals ließ es sich der gelehrte Piarist Gelasius Dobner (1719—1790), der deutscher Familie entsprossene große tschechische Patriot,[8] angelegen sein, in einem umfangreichen Werke die Wertlosigkeit der Hajek'schen Chronik an den Tag zu bringen, indem er ihre Fehler im einzelnen nachwies.[9] Zum mindesten in der Wissenschaft war dieser böhmische Geschichtschreiber seither entthront.

Aber nun mußte die ganze böhmische Geschichte des Mittelalters von neuem aufgebaut werden. Mehrere Schriftsteller machten sich daran, namentlich Martin Pelzel, der uns als Geschichtschreiber Böhmens noch in einem späteren Kapitel beschäftigen wird, Josef Pubitschka, Johann Mehler u. a.[10] Obwohl alle drei, um ihre Bücher in die breiteren Schichten des Volkes zu bringen, statt der bisher üblichen lateinischen oder tschechischen Sprache die deutsche anwandten und die Erzählung bis auf ihre Zeit weiterführten, kann man ihre Werke doch nur als Kompilationen bezeichnen, die die geschichtlichen Ereignisse nach alter chronistischer Weise äußerlich aneinanderreihten, ohne sie aber innerlich zu verknüpfen, ohne tieferen Gehalt und ohne jeden Reiz der Darstellung.

Derjenige, der sich diese größere Aufgabe stellte und sie auch für die Zeit bis 1526 durchführte, war erst Franz Palacky, ein Mährer, Böhmens bekanntester Geschichtschreiber.

Er war als Kind eines tschechisch-evangelischen Schullehrers in Hotzendorf (Ostmähren) am 14. Juni 1798 geboren. Seine Jugend fällt in die Zeit, die man als die der „Wiedergeburt des Slawentums" bezeichnet, in der auch tschechische Sprache und Literatur zum Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung gemacht wurden. Der junge Palacky wurde schon in Preßburg, wo er das Gymnasium besuchte, in diese Bewegung hineingezogen, noch mehr, als er 1823 nach Prag kam. Er trat hier alsbald in den gelehrten Kreis, der sich um den Grafen Franz von Sternberg und dessen Bruder Kaspar, einen Freund Goethes und Alexanders v. Humboldt, gebildet hatte und wurde bald selber ein Führer im geistigen Leben Prags.

Palackys Hauptgebiet, mit dem er sich bei seiner Vielseitigkeit am meisten beschäftigte, wurde die durch Hajek so sehr geschädigte Geschichte des böhmischen Volkes im Mittelalter. Um sie zu heben, begründete er eine eigene deutsche und tschechische Zeitschrift, die nach seiner Äußerung den Zweck haben sollte, „das alte Böhmen in das neue Europa einzuführen und ihm da das Heimatsrecht zu erringen". Hier begann er, da er gleichzeitig die reichen böhmischen Adelsarchive zu durchforschen Gelegenheit hatte, mit geschichtlichen Aufsätzen und Quellenveröffentlichungen. Dann aber trat er 1836 mit seiner „Geschichte von Böhmen" hervor, die zuerst nur in deutscher Sprache erschien und 1867 mit dem fünften Teil, der, wie schon früher bemerkt, bis 1526 reichte, abgeschlossen wurde.[11] Sie wäre wohl ohne die mühselige vorangegangene kritische Arbeit Dobners kaum möglich gewesen.[12] Besonders der erste Band, der die Urgeschichte und die Zeit der Herzöge bis zum Jahre 1197 behandelt, stützte sich vielfach auf jenes große Annalenwerk des gelehrten Piaristen.

Allein das ist doch nur die eine Seite der Palackyschen Geschichtschreibung, daß er alle Fabeln und Fälschungen Hajeks über Bord geworfen hat, die Dobner bereits nachgewiesen hatte. Dieser Lichtseite steht eine Schattenseite gegenüber. Zwischen

Dobner und Palacky lag eine für die böhmische Geschichte ungemein gefährliche Klippe, ein Abgrund: die vermeintliche Auffindung eines bislang scheinbar verborgenen Schatzes zur ältesten böhmischen Geschichte, von dem niemand vorher auch nur die leiseste Ahnung besaß, nicht einmal Dobner, der gründlichste und gewissenhafteste Kenner der böhmischen Geschichtsquellen, insbesondere für die Zeit bis zum Ausgang des 12. Jahrhunderts.

Eben in jener Zeit der slawischen Renaissance, da das ganze geistige Leben bei den Slawen überhaupt, bei den Tschechen im besonderen wieder aufzuleben begann, da auf Anregung deutscher Denker und Forscher sich heimische Gelehrte um ihre Sprache, Literatur, Geschichte, Volkstum bemühten, wurden in Böhmen überraschende handschriftliche Quellenfunde gemacht, die einzig in ihrer Art schienen. Am 16. September 1817 fand Wenzel Hanka, den man in Prag als Poeten und Schriftsteller wohl kannte — er war 1791 in einem Dorfe bei Königinhof als Bauernsohn geboren — im Kirchturm von Königinhof ein kleines Päckchen mit zwölf Pergamentblättern in Duodezformat und zwei schmalen Blattresten, geschrieben scheinbar von einer Hand des 13. Jahrhunderts, aber mit ihrem Inhalt in viel frühere Zeit zurückreichend: es war die so berühmt gewordene „Königinhofer Handschrift". Sie wurde ins Prager Nationalmuseum gebracht, wo sie noch jetzt aufbewahrt wird. Und gleich im nächsten Jahr 1818 fand man auf noch seltsamere Weise vier Oktavpergamentblätter, die sogar Schriftzüge des 9. Jahrhunderts zu zeigen schienen: — die sogenannte „Grüneberger Handschrift" nach dem angeblichen Fundort Schloß Grüneberg bei Nepomuk. Andere ähnliche Funde in der nächsten Zeit können hier übergangen werden.[13]

Und was enthielten diese wenigen Blätter, die man als die letzten Reste ehemals umfangreicher Handschriften ansah? Gedichte in tschechischer Sprache. Die kleinere Hälfte, etwa ein halbes Dutzend, war lyrischen Charakters, Minnelieder; die übrigen neun dagegen episch, historische Lieder voll der wichtigsten Erinnerungen aus der ältesten Geschichte des Landes. Eines führt den Titel „Libuschas Gericht" und behandelt unter

sehr freier Zugrundelegung einer von Cosmas erzählten Sage die Fehde zweier böhmischer hochadeliger Brüder „um des Vaters Erbe", die vor der Landesmutter selbst durch die versammelten „Kmeten, Lechen und Wladiken" entschieden werden soll. Das Bruchstück eines anderen Gedichtes „Der Landtag" umfaßt bloß neun kurze Zeilen, aber gerade sie bringen über das alttschechische Familienleben beim Absterben des Oberhauptes Aufschlüsse, wie man sie in der ganzen geschichtlichen Literatur in solcher Bestimmtheit vergebens suchen würde. — Die Schilderung des Kampfes zweier böhmischer Helden Zaboj und Slawoi gegen den fremden Ludiek, der nicht ohne Absicht an den im karolingischen Hause beliebten Namen Ludwig mahnt, ist ohne jede Anlehnung an die heimische Sage vollkommen frei erfunden, spielt mit heidnischen Vorstellungen („legt den Göttern Speisen hin", „und nur eine Gattin sei erlaubt für die Pilgerfahrt durchs ganze Leben"), deutet eine Befreiung von schwerer Knechtschaft an („doch ein Fremder kommt und dringt ins Erbe ein, gibt in fremder Sprache dort Befehle") und zaubert eine Ruhmeszeit hervor, von der die geschichtlichen Quellen keine Ahnung haben. — Knüpft dann eines der Gedichte, wie „Jaromir und Udalrich", das die Vertreibung der Polen aus Prag im Jahre 1004 beschreiben will, an geschichtliche Ereignisse an, so sucht es seine allgemeine Unsachlichkeit zu verschleiern hinter scheinbar sachlichen Angaben: „eilig folgen ihm die a ch t Wladiken, den Wladiken vierthalbhundert Krieger", „. . . schlagen sie die Trommeln, stoßen lauten Schalles in die Hörner", „. . . in starker Faust die Fahne" usf.

Mit einem Worte: Geschichte und Mythologie, Rechts- und Kriegswesen, Verfassung und Verwaltung, das ganze innere Staats- und Volksleben in der Urzeit, auch vor 894, dem Cosmasschen Grenzjahr glaubwürdiger Überlieferung, erhielten durch diese Gesänge eine so eigenartige Belichtung, daß man erst jetzt die ganze Vergangenheit richtig zu erkennen vermeinte und in den Schilderungen der Gedichte die scheinbar wichtigsten Ergänzungen zu den bis nun bekannten geschichtlichen Quellen sehen zu müssen glaubte.

Es ist leicht zu verstehen, daß diese Poesien, als sie 1819 im tschechischen Text mit deutscher Übersetzung in Druck erschienen, überall, besonders in deutschen literarischen Kreisen bis hinauf zu Goethe, Fouqué und den Brüdern Grimm, das größte Aufsehen erregten, unter den tschechischen Patrioten aber begeisterte Freude. Hatten die Griechen ihren Homer, die Deutschen das Nibelungenlied, andere Völker einen Cid, Ossian, Igor oder wenigstens wie die Serben alte Volkslieder, so hatte das tschechische Volk von nun an die Königinhofer und die Grüneberger Handschrift, nationale Gesänge aus frühester, zum Teil noch slawisch-heidnischer Zeit, noch dazu mit unverkennbarer antideutscher Richtung, woraus man auf uralte Gegensätze dieser benachbarten Völker schließen konnte. Und dabei bildeten die gefundenen Blätter nur bescheidenste Reste ehedem zweifellos umfangreicher Werke. Waren doch einige Gedichte der Königinhofer Handschrift ausdrücklich bezeichnet als das 26., 27. und 28. Kapitel eines dritten Buches. Was mochten die übrigen Kapitel des 3. Buches, was das ganze 1. und 2. Buch enthalten haben, wieviel weitere Bücher noch nachgefolgt sein? Was konnte bei planvoller Forschung noch alles zum Vorschein kommen, wenn bloße Zufälle solche Entdeckungen in Kirchtürmen und Schlössern ans Tageslicht brachten?

Nur ein Wermutstropfen fiel in diesen fast überschäumenden Freudenkelch. Der größte damals in Prag lebende Sprachforscher, der Slawist Josef Dobrowsky, der sich durch die Königinhofer Handschrift noch hatte täuschen lassen, erklärte die Grüneberger sofort nach ihrem Erscheinen als eine moderne Fälschung und wies auch schon auf die vermutlichen Fälscher hin, auf Hanka und (irrigerweise) Josef Jungmann. Er, ein tschechischer Patriot, wie es keinen besseren gab, scheute sich nicht, den Fund zu bezeichnen als „ein offenbar von einem noch lebenden Hyperböhmen zusammengeflicktes Machwerk". Alle persönlichen und wissenschaftlichen Verunglimpfungen, die er hiefür zu erdulden hatte, brachten ihn von seiner Überzeugung nicht mehr ab. Allein er drang in Böhmen nicht durch und auch in Deutschland blieb seine Stimme merkwürdigerweise ungehört. Solange Dobrowsky lebte, besaß er wohl einen kleinen Anhang;

als er aber 1829 starb, wagte es niemand, gegen die Fälschungen aufzutreten. Der Anhang verlor Halt und Stab, vornehmlich in Prag, und der Glaube an die Echtheit der Handschriften obsiegte auf der ganzen Linie. Bedenken, die der Preßburger Professor G. Palkowitsch 1832, ernste Mahnungen, die der gelehrte südslawische Bibliothekar B. Kopitar in Wien 1839 aussprach, blieben unbeachtet oder wurden als „barocke" Einfälle „geistreicher Unkritik" hingestellt. Waren doch mittlerweile die Gedichte fast in alle europäische Sprachen übersetzt worden und hatten nirgends Anstoß erregt.

Erst in den fünfziger Jahren erhoben sich in deutschen Gelehrtenkreisen begründete Zweifel gegen die Echtheit der Handschriften, es entstand ein wissenschaftlicher Streit zunächst zwischen deutschen und tschechischen Forschern, der um so weniger zu einem Ergebnis führen konnte, als er von Anfang an in das politisch-nationale Fahrwasser geriet. In den achtziger Jahren wurde aber die nie zur Ruhe gekommene Frage von tschechischen Gelehrten nochmals aufgegriffen. Vornehmlich der Slawist Johann Gebauer und der Soziologe und Philosoph Thomas Masaryk, der nachmals der erste Präsident der tschechischen Republik werden sollte, bestritten entschieden die Echtheit, widerlegten mit anderen Mitarbeitern jeden von den Verteidigern vorgebrachten Einwand, bis nach langem beispiellos heftigem Kampf die Wahrheit den Sieg davontrug. Wenn man auch die Nachhutscharmützel berücksichtigt, kann man sagen, daß es um die Jahrhundertwende, um 1900, in allen ernsten Kreisen als erwiesen galt, daß Hanka, vielleicht mit Beihilfe einiger Freunde, beide „Handschriften" und noch andere sechs Stücke gefälscht hat, daß ihnen auch nicht die mindeste wissenschaftliche Bedeutung zukommt, und daß sie vor allem für die älteste Geschichte Böhmens vollkommen unverwertbar sind.

Aber bis zur Mitte des Jahrhunderts, bis 1850, war man insbesondere in der tschechischen Gelehrtenschaft von der Echtheit aller dieser Schriftstücke fest überzeugt und betrachtete die Lieder mit als die zuverlässigsten Quellen zur ältesten Geschichte Böhmens.

Unter solchen Einwirkungen, in dieser Luft, durchtränkt und durchglüht gleichsam von dem Glauben an eine gewaltige und großartige Vergangenheit des tschechischen Volkes, ist Palackys „Geschichte von Böhmen" entstanden. Solange Dobrowsky lebte, neigte Palacky auf dessen Seite und bezweifelte wie jener wenigstens die Echtheit der historisch bedeutsamer scheinenden Grüneberger Handschrift. Nach Dobrowskys Tod wurde er aus einem Saulus ein Paulus oder eigentlich umgekehrt, und gab im Jahre 1834 die kurze Erklärung ab: „Ich habe mich von der Echtheit überzeugt."[14] Zwei Jahre später, 1836, erschien der erste Band der böhmischen Geschichte. Gleich in der Einleitung machte er „die Kenner" aufmerksam auf jenes Kapitel seines Buches, das sich mit „Böhmens Volksleben im Heidentum" beschäftigt, und bezeichnete als dessen Quellen: „wenige zufällige Andeutungen bei alten Schriftstellern und Bruchstücke alter Volksgesänge aus jener Zeit." Nun, die alten Schriftsteller sind keine heimischen, sondern byzantinische und fränkische, deren Nachrichten für diesen Zweck ganz belanglos sind. Erübrigen also nur die Volksgesänge, womit die gefälschten Handschriften gemeint sind, auf die sich Palacky denn auch fast ausschließlich stützt. Er betont, wie wichtig „für die Kenntnis der inneren Zustände Böhmens" das Gedicht von Libuschas Gericht sei, er nennt es ein andermal „die klassische Stelle" für den Nachweis der Vorrangstellung, welche einige adlige Familien in Böhmen, „die Lechen", besaßen, „vielleicht schon von der ersten Erwerbung des Landes her." Die gefälschten Gedichte sind die Unterlage für seine Darlegungen über Herzogsgewalt und Ständeunterschiede, über Landtagswesen und Religionssystem, über Rechtsverfassung und häusliche Zustände.

Man wird daher sagen dürfen: Der Geist, in dem der erste Band der Palackyschen Geschichte Böhmens abgefaßt ist, ist der Geist der Grüneberger und Königinhofer Handschrift. Auf dem ersten Bande ruht aber der zweite, auf diesem der dritte und so fort.

Es ist das Urteil eines neueren Literarhistorikers, daß diese Poeme „das falsche wissenschaftliche Bild — ein gar zu pracht-

volles Bild — des tschechischen und slawischen Altertums" hervorgerufen haben. „Manchen," so fährt er fort, „vortrefflichen wissenschaftlichen Werken, wie Palackys Geschichte von Böhmen, sind sie der gefährlichste Stein des Anstoßes geworden und haben am meisten die Kraft ihrer wissenschaftlichen Autorität abgeschwächt." „Verhängnisvolle Irrlichter der tschechischen Kulturentwicklung!" ruft er aus. „Ihre literarischen Falsa hat wohl jede Literatur, aber nirgends haben sie das ganze literarische und öffentliche Leben so verwirrt wie bei uns Tschechen!"[15]

In diesem ernsten Urteil ist nur die eine Behauptung unzutreffend, daß Palackys Abhängigkeit von den Fälschungen die „wissenschaftliche Autorität" seiner „Geschichte von Böhmen" abgeschwächt hätte. Noch 1894 erklärte der bekannte deutschböhmische Geschichtsforscher Julius Lippert: „Palacky ist der Schöpfer der böhmischen Geschichtsauffassung von heute; . . . seine Darstellung wurde für die nachfolgenden Geschichtschreiber und Dichter die maßgebende, im allgemeinen die populäre, und in Wissenschaft und Schule bei uns gleichsam die offizielle."[16] Doch nicht nur „bei uns", sondern, muß man wahrheitsgemäß hinzufügen, auch in Österreich und Deutschland und überall. In Einzelheiten trat man ihm entgegen, in den Hauptfragen unterlag man seinem Banne.

Das zeigt sich in der älteren Geschichte vornehmlich in der bis zum heutigen Tage allgemein herrschenden irrigen Auffassung von der Entstehung des Deutschtums in Böhmen und Mähren durch eine Kolonisation; das zeigt sich in der Beurteilung des Verhältnisses zwischen Böhmen und dem Deutschen Reich während des ganzen Mittelalters.

Wenn Palacky als „den Hauptinhalt und Grundzug der gesamten Geschichte Böhmens", wie er — allerdings nur in der tschechischen Ausgabe seines Werkes — selber erklärt hat, den „Kampf mit dem Deutschtum" ansieht,[17] wenn ihm, wie er es ein andermal ausdrückt, „der Schlüssel zur gesamten Geschichte der Böhmen (d. h. Tschechen) in dem vom 9. Jahrhundert an bis zu Ende des 11. immer neu aufgereizten Nationalhaß zwischen Deutschen und Slawen liegt,[18] und wenn

diese Auffassungen auch in der deutschen Geschichtsliteratur bis heute noch fortleben, so gehen sie in allererster Linie auf die Einwirkungen der falschen Handschriften zurück.

Wie ganz anders hat der große böhmische Humanist Bohuslaus Lobkowitz von Hassenstein den Verlauf der böhmischen Geschichte, das Verhältnis zwischen Deutschland und Böhmen gesehen. Im Jahre 1507 schrieb er einem Freunde: „Einstmals, da Deutschland unter den Ottonen, Heinrichen und Friedrichen blühte, da wuchs auch unsere Macht ins unendliche und Böhmen galt als einer der edelsten Teile eures Reiches, jetzt aber, da euer Staatswesen wankt, wanken wir nicht nur auch, sondern brechen völlig zusammen."[10]

Leider hat die humanistische Richtung bei uns nicht, wie es anderwärts der Fall war, eine neue Zeit eingeleitet, sondern völlig versagt. Eine Folge der Ohnmacht und Rückständigkeit der böhmischen Geschichtschreibung in einer Periode allgemeinen geistigen Aufschwungs war ihre Auslieferung in die Hände eines Mannes von der Gewissenlosigkeit eines Hajek. Wir wissen, daß es dann zweieinhalb Jahrhunderte bedurfte, bevor durch Dobner, wie ein bekannter Ausspruch lautet, „dem Lügen in der Geschichte Böhmens ein Ende gemacht wurde." Aber nur für kurze Zeit. In anderer vielleicht noch verhängnisvollerer Weise haben Hankas Fälschungen die böhmische Geschichte auf Abwege und Irrwege geführt; nicht mehr wie früher in Einzelheiten, wohl aber in der Auffassung ganzer geschichtlicher Epochen.

Dies ist in allgemeinen Umrissen der Entwicklungsgang der böhmischen Geschichtschreibung von den frühesten Zeiten angefangen und ihr Stand zu Beginn des 20. Jahrhunderts.

Drei große Zeitabschnitte, die durch drei Namen gekennzeichnet werden, haben wir zu unterscheiden vermocht: der erste, der rein chronistische, der unter dem Einfluß Cosmas' stand, reichte vom Beginn des 12. Jahrhunderts bis zum Beginn der Neuzeit; Hajek beherrschte dann mit seiner die Chronik in Fabel umwandelnden Geschichte die Neuzeit bis ans Ende des

18. Jahrhunderts; Palacky schließlich schuf im 19. Jahrhundert die nationale Geschichtsdarstellung, gestützt auf die von ihm für echt angesehenen gefälschten Handschriften. Die größeren Werke über böhmische und mährische Geschichte, die nach Palacky, seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts entstanden sind,[20] stehen mehr oder weniger in ihren Grundanschauungen unter seinem Einfluß. So verdienstlich jedes einzelne von ihnen ist, indem es auf dem Felde der Kleinarbeit über das unmittelbar vorangegangene wesentlich hinausgeschritten ist, den inzwischen neu eröffneten Quellenstoff verarbeitet und die letzten Forschungsergebnisse verwertet hat, — die Abhängigkeit von den Palacky'schen Ideen über die Geschichte Böhmens ist ihnen allen eigen.

Vielleicht rechtfertigen diese Darlegungen auch, wie notwendig eine neue Bearbeitung der böhmisch-mährischen Geschichte sein dürfte, unbeeinflußt von der, wie es Lippert genannt hat, offiziellen Geschichtsauffassung des 19. Jahrhunderts, gestützt allein auf die zuverlässigen Quellen und zeitgenössischen Berichte.

Zweiter Abschnitt.

Kelten und Germanen auf böhmischem Boden.

Cosmas, der älteste Geschichtschreiber Böhmens, verfolgt die Geschichte des Landes bis zur Einwanderung der „Böhmen" und ihrer Niederlassung am Berg Rip zwischen den Flüssen Eger und Moldau. Aber er schöpft nicht aus historischer Überlieferung, sondern knüpft an die biblische Erzählung von Sintflut und Turmbau zu Babel an. Für ihre Vermessenheit, so stellt er es dar, wurden die Menschen von Gott in die weite Welt getrieben, dort irrten sie umher, vermehrten sich und verbreiteten sich über die Erde, bis ihre Nachkommen nach vielen Jahrhunderten auch in diesen „Teil Germaniens" kamen, der noch keinen Namen hatte, weil er noch nie vorher bewohnt gewesen war. Aber weil der Älteste, der an der Spitze seiner Gefolgschaft — „man weiß nicht von wieviel Köpfen" — zuerst diesen Boden betrat, „Bohemus" hieß, benannte man nach ihm das Land „Bohemia" (Böhmen). An dieser primitiven Erklärung der ersten Besiedlung des Landes vermochten auch Cosmas' nächste Nachfolger nichts zu ändern. Denn der gelehrte Johannes von Marignola, der es auf Geheiß Kaiser Karls IV. hätte besser machen sollen, wußte auch nur, daß „die Slawen und Böhmen" zwar nicht von Cham, wie manche annehmen, sondern sicher von Japhet abstammen, also nicht vom zweiten, sondern vom dritten Sohn des Noah, daß der Name „Slawen" sich ableite von Elysa, was die Sonnigen, Lichtvollen, Ruhmreichen bedeute, der Name Böhmen von einem gewissen Boyam, und ähnliche Phantastereien. Man besaß eben keine Quellen, um es anders, besser darzustellen.

Da kam gegen Ende des Mittelalters in die damalige Welt ein neuer sie erhellender Geist durch den Humanismus, durch die Wiederauffindung der griechischen und römischen Schriftsteller. Denn die Humanisten beschäftigten sich wie mit den klassischen Kunstwerken, so auch mit den antiken Geschichtschreibern. Und siehe da! Diese Verkünder griechisch-römischer

Macht und Größe sprachen auch von unserer Heimat, Cäsar und Strabo, Livius und Tacitus, Schriftsteller, deren Lebenszeit in das erste Jahrhundert vor und nach Christi Geburt gehört. Nicht in Einzelheiten ergingen sie sich; keine inhaltsreichen Schilderungen und bunten Bilder waren es, die aus diesen neuen Quellen zum Vorschein kamen, sondern bloß kräftige ins Große gehende Umrißlinien. Hatte man bis nun nach Cosmas annehmen müssen, daß die damals in Böhmen ansässige Bevölkerung sich hier als erste und älteste niedergelassen habe, so erfuhr man jetzt, daß in Böhmen und Mähren vor dieser schon andere Völkerschaften seßhaft waren.

In der „Böhmischen Geschichte“ des Aeneas Silvius, die 1475 in Rom und etwa 1486 wahrscheinlich in Nürnberg gedruckt erschien, also zu einer Zeit, da Böhmen einen ausgesprochen national-slawischen Staat darstellte, wurde nicht ohne einen gewissen Hohn gegen das „altweiberhafte Geschwätz (anilia deliramenta)“ der heimischen Geschichtschreibung über das Urslawentum zum ersten Male der Satz ausgesprochen, daß das Land ehemals deutsch gewesen sei und erst später die Slawen hier eingezogen wären.[1] Seine Ansicht stützte Silvius durch den Hinweis auf eine Stelle aus der Geographie des Strabo (gest. um 20 v. Chr.), ein Werk, das eben erst um 1450 wieder gefunden und bald auch durch den Druck verbreitet worden war.

Noch klarere Vorstellungen von der Urgeschichte Böhmens entwickelte dann, nicht ganz ein Jahrhundert später, der Olmützer Bischof und Humanist Johannes Dubravius in seiner 1552 erschienenen „Geschichte von Böhmen“, deren Wert als Abklatsch Hajeks sonst sehr gering anzuschlagen ist. Er kennt und nennt vor den Slawen nicht nur germanische Stämme in Böhmen, sondern vor diesen ein noch älteres Volk, die Kelten, und begründet seine Behauptung mit der berühmten Stelle aus Tacitus' „Germania“, die, 98 n. Chr. verfaßt, auch erst wieder in der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts bekannt geworden war, daß das Land Böhmen seinen altehrwürdigen Namen noch von den keltischen Bojern trage, wenn auch die Besiedler gewechselt haben.[2]

Mit diesen wichtigen Feststellungen, die man also der humanistischen Geschichtsforschung und den klassischen Schriftwerken verdankte, waren die Anfänge beglaubigter Volksgeschichte in Böhmen im Vergleich mit der mittelalterlichen Kenntnis eines Cosmas oder Marignola um viele Jahrhunderte, um ein ganzes Jahrtausend zurückgeschoben: von 894 nach bis hundert Jahre vor Christi Geburt. Denn man erfuhr aus diesen und anderen Quellen weiter, daß sich um das Jahr 114 vor Chr. gerade hier in Böhmen oder wenigstens an dessen Grenzen der erste weltgeschichtliche Kampf zwischen Kelten- und Germanentum abgespielt habe, von dem die Geschichte zu melden weiß. Als nämlich die germanischen Kimbern aus dem hohen Norden heranziehend, verstärkt durch andere Völker, die sich ihnen auf dem Marsche angeschlossen hatten, auf die Bojer stießen, wurden sie von ihnen, wahrscheinlich im Erzgebirge, abgewehrt und mußten auf anderem Wege als durch Böhmen gegen Süden zu gelangen trachten.[3]

Hier an der böhmischen Waldmauer im Norden wurde der „erste Wellenschlag" der großen germanischen Völkerwanderung, wie man bekanntlich diesen Kimbernzug bezeichnet, gebrochen. Aber schon der zweite Angriff germanischer Stämme auf diese boische Wallburg war von vollem Erfolg begleitet. Er ging von den Markomannen und ihnen verwandten Völkern aus, die alle dem weitausgebreiteten Stamm der Sueben angehörten und damals nördlich und südlich des Mainflusses saßen. Im Zusammenhang mit schwersten Angriffen, denen die Kelten im letzten vorchristlichen Jahrhundert in allen ihren mitteleuropäischen Sitzen, in den Alpen, in der ungarischen Ebene und an der unteren Donau ausgesetzt waren, ist auch ihr böhmisches Bohlwerk angegriffen worden und gefallen. Oder wie es ein römischer Geschichtschreiber bezeichnend ausdrückt: „Der bis zu dieser Zeit ungekannte und unbetretene herzynische Wald ist geöffnet worden".[4]

Den Verlauf dieses Kampfes im einzelnen kennen wir nicht. Wir wissen nur etwas von seinem Endergebnis. Um das Jahr 9 vor Chr. sind Markomannen unter der Anführung eines Feldherrn oder Herzogs namens Marbod vom Westen

kommend in Böhmen eingedrungen und haben sich im Lande festgesetzt. Zu gleicher Zeit, vielleicht etwas früher, haben sich auch Quaden, ein anderer suebischer Stamm, unter Führung des Tudrus in Mähren niedergelassen, neben oder an Stelle der keltischen Kotiner, je nachdem man annehmen will, daß diese ältere Bevölkerung, ebenso wie die Bojer, ganz oder nur teilweise das von ihnen bislang bewohnte Gebiet aufgeben mußte. Und rings umher saßen bald andere germanische Völker, an der unteren Nab und am Regen zurückgebliebene markomannische Stämme, die sich Naristen (oder Waristen) nannten, zu beiden Seiten der Elbe die suebischen Hermunduren,[5] nördlich von ihnen Langobarden und Semnonen, östlich die Lugier, etwa an der Oder in Schlesien, in der Nähe die Marsingen, vielleicht am Ostabhang des Riesengebirges. Sie alle und noch einige andere Völkerschaften hatte Marbod durch Kriege oder Verträge an sich gefesselt und sich als König der Markomannen zum Haupt eines ersten großen germanischen Bundesstaates gemacht, dessen Mittelpunkt Böhmen war. In seiner Residenz mit Namen Marobudum, das man wohl irrig in einem Burgwall bei Stradonitz (Ger.-Bez. Rakonitz, westlich von Prag) wiedergefunden zu haben glaubt, führte er fürstliches Leben ein, nach römischem Muster, das ihm von einem längeren Aufenthalt am kaiserlichen Hof bekannt war.[6] Er hielt eine Leibgarde von 70.000 Mann Fußvolk und 4000 Reitern, unterhielt aber auch rege Handelsbeziehungen zum römischen Reich. So gefährlich erschien bald dieser Germanenkönig im Böhmerland den Römern, daß Kaiser Augustus im Jahre 6 nach Chr. sich entschloß, ihn anzugreifen. Zwei Heere, etwa 150.000 Mann, wurden ausgesandt; das eine unter dem Statthalter in Germanien L. Sentius Saturninus sollte vom Westen, das andere unter Augustus' Adoptivsohn, dem späteren Kaiser Tiberius, vom Süden her in Böhmen eindringen. Sie standen nur noch einige Tagemärsche von den Grenzen des Marbodschen Reiches entfernt, als ein unverhofft ausbrechender, vielleicht von Marbod in Pannonien geschickt angezettelter Aufstand gegen das Römerreich die ganze Unternehmung zum Stillstand brachte. Mit Marbod mußte rasch Friede ge-

schlossen werden, dem ein Freundschaftsbündnis folgte, damit Rom bei seinen weiteren Kämpfen wenigstens von dieser Seite vor Angriffen geschützt sei.

Und Marbod hat den Vertrag gehalten. An dem gewaltigen Befreiungskriege, den drei Jahre später, 9 nach Chr., der zweite germanische Völkerbund unter dem Cheruskerfürsten Arminius gegen die römische Herrschaft im westlichen Deutschland unternahm, und der in der berühmten Varusschlacht im Teutoburger Walde seinen glanzvollen Höhepunkt erreichte, hatte Marbod trotz Bitten und Mahnungen Armins nicht teilgenommen. Mehr noch: dem Rachezug des Germanicus gegen die Cherusker in den Jahren 15 und 16 hatte Marbod aus seinen böhmischen Wäldern untätig zugesehen. Der Abfall mehrerer Völkerschaften, die bisher zu ihm gehalten hatten, vornehmlich der Langobarden und Semnonen, war die Folge dieser unnatürlichen völkischen Gleichgültigkeit Marbods gegen das Schicksal der gesamten Germanen. Ein Kampf zwischen Armin und Marbod, zwischen Cheruskern und Markomannen, den führenden Völkern der zwei großen deutschen Staatenbünde, erwies sich als die einzige mögliche Lösung dieser unleidlichen Verhältnisse. Angesichts der kampfbereiten Heere mußte sich Marbod von Armin „einen feigen Flüchtling schelten lassen", der sich fern von Schlachten in den Schlupfwinkeln des herzynischen Waldes verstecke und bei den Römern um ein Bündnis bettle, einen Trabanten des Cäsar, den man mit nicht minderer Erbitterung zu verjagen trachten müsse, wie man Quintilius Varus vernichtet habe.

Nach kurzem Kampfe, dessen Fortführung die Fahnenflucht in seinen Reihen unmöglich machte, zog sich Marbod in sein Land zurück. Noch versuchte er, vom Kaiser Tiberius Hilfe zu erlangen. Dieser lehnte aber jede kriegerische Unterstützung mit der Begründung ab, daß auch Marbod den Römern gegen die Cherusker keine Hilfe geleistet habe. Man sieht, in welchem Sinne die Römer das Freundschaftsbündnis, das sie mit Marbod zu schließen gezwungen worden waren, nach wenigen Jahren verstanden wissen wollten. Marbods Stellung war völlig untergraben, sein Königtum auch bei den Markomannen

nicht länger haltbar. Der von ihm früher einmal vertriebene Gotone Katwalda griff ihn mit Heeresmacht an und verleitete die markomannischen Großen zum Abfall, so daß Marbod kein anderer Ausweg übrigblieb, als in Rom um eine Zufluchtstätte zu bitten.

Damals geschah es wohl zum ersten und einzigen Male, daß im römischen Senate vom Lande Böhmen und einem böhmischen König gesprochen wurde. Kaiser Tiberius ergriff selber das Wort. In längerer Rede, deren bedeutsamer Inhalt aus Tacitus' Worten trotz aller Rhetorik klar ersichtlich wird, führte er aus: Nicht Philipp von Mazedonien sei den Athenern, nicht König Pyrrhus von Epirus oder Antiochus von Syrien den Römern so gefährlich gewesen, wie Marbod von Böhmen. Er schilderte die Größe des Mannes, die ungestüme Macht der ihm untertänigen Völkerschaften, wies nach, wie nahe dieser Feind dem Reiche sei, und führte im einzelnen aus, was er zu dessen Vernichtung unternommen habe. Dadurch bewirkte er, daß man Marbod in Ravenna ein Asyl bot, als Warnung für die Sueben, sagt Tacitus, dem wir den ganzen Bericht verdanken, „sollten sie einmal übermütig werden". Achtzehn Jahre verbrachte Marbod noch in dieser freien Gefangenschaft und — „ergraute, wobei er von seinem Ruhm viel einbüßte, weil er das Leben allzusehr geliebt". So schließt der berühmte römische Geschichtschreiber seine nicht leicht verständliche Charakteristik dieses ersten Böhmenkönigs, von dem uns die Geschichte meldet.[7]

Der erste Versuch, von Böhmen aus ein weit über seine heutigen Grenzen reichendes Staatswesen zu schaffen, hatte keinen dauernden Erfolg. Die auf Marbod folgenden Könige, die über die Markomannen herrschten, den Gotonen Katwalda, den Hermunduren Vibelius, den Quaden Vannius, ereilte nach kürzerer oder längerer Regierung das gleiche Schicksal wie Marbod. Sie mußten ihren Gegnern weichen und im römischen Reiche als Flüchtlinge ihr Leben beschließen.

Mögen auch diese dynastischen Kämpfe nicht ohne Wirkung auf die politische Gestaltung des böhmischen Markomannenstaates gewesen sein, eine Gefahr für seinen Bestand bedeuteten

sie wohl nicht. Übrigens wurden nach einiger Zeit die alten Fürstenhäuser doch wieder eingesetzt, sowohl bei den Markomannen als bei den Quaden, denn Tacitus versichert, daß bis auf seine Zeit — er starb 117 n. Chr. — Könige aus dem eigenen Volke, dort „das alte Geschlecht des Marbod", hier „jenes des Tudrus", herrschten, und daß erst von da angefangen beide Völker, Markomannen und Quaden, unter fremde Fürsten gerieten, die ihre Macht Roms Unterstützung verdankten. Nur sagt er uns nicht auch, durch welche Vorkommnisse diese Veränderungen hervorgerufen wurden, noch welchen Stämmen die neuen Fürsten angehörten. Und die spätere Überlieferung wird so dürftig, daß Markomannen und Quaden in den römischen Geschichtsquellen nur noch genannt werden, wenn sie den Römern irgendwie zu schaffen gaben. Das geschah einmal im Dakerkrieg unter Kaiser Domitian (81—96), als die Markomannen im Bunde mit dem Dakerfürsten Decebalus, dessen Reich sich zwischen den Karpathen und der unteren Donau ausbreitete und im Westen vielleicht unmittelbar mit dem der Quaden und Markomannen zusammenstieß, den Römern manche Niederlage bereiteten. Sodann nach fast siebzigjähriger Unterbrechung im großen Markomannenkrieg unter Kaiser Mark Aurel (165—180), dessen oft wunderbarer Verlauf auf der den Namen dieses Kaisers tragenden Säule zu Rom bildlich dargestellt erscheint.[8]

Dieser Krieg entstand in natürlicher Rückwirkung jener Jahrzehnte zuvor im Gebiete östlich der Elbe begonnenen neuen Bewegungen germanischer Völker, die dann auf die westlicher sitzenden Stämme drückten und sie über den Grenzstrom der Donau ins römische Reich hinüber zu drängen drohten: auf die Markomannen unter einem König Bellomar, auf die Quaden unter König Furtius und später unter Ariogasus, auf Hermunduren, Langobarden, Jazygen und andere. So gefährlich der Krieg anfangs für Rom zu werden schien, es gelang dem Kaiser schließlich doch, das Völkergemisch aufzuhalten. Ja es hatte den Anschein, als ob Rom zum Angriff übergehen, auch hier altgermanischen Boden erobern und seiner unmittelbaren Herrschaft unterwerfen würde. Hätte nicht der Tod des

Kaisers diesen Plan verhindert, so wäre das ganze Markomannen- und Quadenland nördlich der mittleren Donau, also auch Böhmen und Mähren, in eine römische Provinz unter dem Namen „Marcomannia" umgewandelt worden, wie es schon beschlossene Sache war. Mark Aurels Sohn und Nachfolger Kaiser Commodus konnte sich zu diesem letzten Schritt, durch den der Krieg erst einen wirklichen Abschluß gefunden hätte, nicht mehr entschließen.

Vom Standpunkte unserer Landesgeschichte ist es lebhaft zu bedauern, daß die Schilderungen, die sich von diesen Kämpfen erhalten haben, nach der topographischen Seite hin so unbestimmt sind, daß alle Vermutungen über den Schauplatz einiger wichtiger Ereignisse, von denen in den schriftlichen oder bildnerischen Quellen die Rede ist, mit äußerster Vorsicht aufgenommen werden müssen. Das linke Donauufer von Regensburg bis tief nach Ungarn hinein war jedenfalls das eigentliche Kampffeld. Allein die große Ausdehnung des Krieges, an dem zwanzig und mehr deutsche Stämme teilgenommen haben, sowie seine lange Dauer berechtigen gewiß zu der Annahme, daß auch das Land bis tief nach Böhmen und Mähren hinein und vielleicht noch darüber hinaus in Mitleidenschaft gezogen wurde. Der im ganzen für Rom günstige Ausgang des Krieges macht es unwahrscheinlich, daß in den Siedlungsverhältnissen im Norden der Donau größere Änderungen vor sich gegangen seien, wenn auch eine Ausbreitung der Markomannen und Quaden bis an den Strom damals oder kurz zuvor eingetreten sein dürfte. Für ein Preisgeben Böhmens oder Mährens durch die daselbst bisher ansässigen Völker ist nirgends in den Quellen auch nur der leiseste Anhaltspunkt zu finden; auch wäre hiefür nach der Lage der Dinge kaum die Möglichkeit gegeben gewesen. Vielmehr kamen die Völker nun erst in längerer Friedensperiode zu regerer kultureller Entwicklung und wirtschaftlichem Schaffen in ihrer fruchtbaren Heimat. Diese Tätigkeit aber auch nur in allgemeinen Zügen zu kennzeichnen, dazu fehlen fast alle Behelfe, will man nicht gemeingermanische Verhältnisse staatlicher Organisation und völkischer Lebensführung, wie man sie allerdings aus ver-

schiedenen Quellen kennen lernt, auf einen einzelnen besonderen Stamm übertragen. Da Böhmen und Mähren nicht zur römischen Provinz „Marcomannia" geworden war, bekümmerten sich die römischen Geschichtschreiber nicht weiter um diese entlegenen Gebiete, am wenigsten um ihre innere Entwicklung. Wiederum, wie schon früher, wird in der Folgezeit ihrer nur gedacht, wenn es sich um kriegerische Verwicklungen mit ihnen handelt, einmal um die Mitte des 3. Jahrhunderts, zwischen 253 und 260, und dann wieder ein Säkulum später, 357. In diesen Jahren sind es Markomannen und Quaden, die sich gemeinsam gegen die Römer wandten; um 374 werden Quaden allein genannt. Immer aber erfahren wir bloß die Tatsache, ohne jedwede Einzelheit.

Die letzte derartige, wenn auch noch unbestimmtere Nachricht gehört dem Ende des 4. Jahrhunderts an, erhält aber aus anderem Grunde Bedeutung. Eine Markomannenkönigin Fritigil[9] hört von einem römischen Christen, der in ihr Land kommt, daß in Mailand ein Bischof Ambrosius lebe, der sich durch besondere Frömmigkeit auszeichne. Sie übersendet ihm Geschenke und bittet um Belehrung im Glauben. Der Bischof erfüllt ihre Bitte, schickt ihr eine Art Katechismus und flicht in das Schreiben, das er an sie richtet, den Wunsch ein, Fritigil möge auf ihren Gemahl, dessen Name nicht angegeben wird, einwirken, daß er Rom den Frieden wahre, der somit damals durch die Markomannen irgendwie gefährdet gewesen sein muß. Fritigil entschließt sich daraufhin, selber nach Mailand zu ziehen, um den Bischof zu sprechen, trifft ihn aber nicht mehr am Leben, da er kurz vor ihrer Ankunft, am 4. April 397, gestorben war. Das berichtet seine Lebensbeschreibung. Mit Recht hat man gefragt, ob es wahrscheinlich sei, daß Fritigil sich damals allein zum Christentum bekannt haben sollte; ob nicht vielmehr ein Teil des markomannischen Volkes schon bekehrt war, so daß die frühesten Anfänge des Christentums in Böhmen auf das erste dort ansässige germanische Volk, die Markomannen, zurückgehen würden. Eine gewisse Stütze fände diese Vermutung in dem Funde eines Kreuzchens in einem nordböhmischen Markomannengrab.[10]

. Es ist nicht die einzige wichtige Frage aus der späteren Geschichte der Markomannen, auf die man vorläufig keine bestimmte Antwort zu geben vermag.

Bis zum heutigen Tag wird in den Lehrbüchern vielfach angenommen, daß die Markomannen eine wichtige Rolle beim Hunnenzug um die Mitte des 5. Jahrhunderts gespielt hätten. Allein wie es sich nicht nachweisen läßt, daß Attila seinen Weg durch Böhmen genommen und die dort wohnenden germanischen Völker mit sich gerissen habe, ebenso entbehrt die oft wiederkehrende Behauptung, daß die Markomannen in der Schlacht auf den katalaunischen Feldern (451) ganz oder fast ganz aufgerieben worden seien,[11] jeder glaubwürdigen Unterlage, geht nur zurück auf eine unbestimmte Angabe eines späteren Chronisten aus dem 8. Jahrhundert, die sich mit allen gleichzeitigen Berichten im Widerspruch befindet.

Es ist vielmehr eine ganz eigentümliche Erscheinung, wie uns dieses Volk im Verlauf des 5. Jahrhunderts gleichsam unter den Augen entschwindet. Man wird der von namhaften Vertretern germanischer Völkergeschichte ausgesprochenen Ansicht, daß die Markomannen wie im 3. und 4. auch noch im 5. Jahrhundert sich in Böhmen hielten, gewiß zustimmen,[12] wenn man dafür auch nur allgemeine Gründe anführen kann. Wir erfahren nämlich nicht, daß sich die Markomannen in gewaltigen Kämpfen, wie andere germanische Völker, verblutet hätten und zugrunde gegangen wären; und ebensowenig, daß das Volk aus seinen alten Sitzen ausgewandert sei oder verdrängt worden wäre; denn das vereinzelte Vorkommen markomannischer Scharen in Pannonien oder in Italien zu verschiedenen Zeiten erklärt sich durch Abwanderung überschüssiger Teile vom Gesamtvolke. Hier gilt wohl das Wort Jakob Grimms: daß für die Fortdauer eines Völkersitzes solange die Vermutung streitet, bis das Gegenteil bestimmt erwiesen ist.[13] Auch die tschechische Geschichtschreibung gibt jetzt zu, daß die früher übliche Annahme der völligen Preisgebung des Landes durch die Markomannen weder der Quellenüberlieferung entspricht, noch auch völkergeschichtlich wahrscheinlich ist. Es ist von dieser Seite die Meinung ausgesprochen

worden, daß vielleicht dieses Volk, das einstmals mächtig, gefürchtet und kriegerisch gewesen, später durch langwierige Kriege, schwere Niederlagen, Abtrennung einzelner Zweige, Abgabe kriegerischer Kontingente an Rom wesentlich gelichtet und geschwächt worden sei und sich auf ein beschränkteres Gebiet seiner ursprünglichen Siedelung zurückgezogen habe.[14]

Das mag so oder anders gewesen sein. Tatsache ist, daß Böhmen vom Beginn des 5. Jahrhunderts ein Land ohne erkennbare Geschichte ist. Die historischen Quellen versagen und versiegen für längere Zeit, aber wohl kaum, weil das Land zur menschenleeren Wüste geworden ist, sondern weil die in jener Periode an sich armselige Geschichtschreibung diese fernen Gebiete nicht mehr erfaßte.

Wenig vermögen zur Aufhellung die unbestimmten Nachrichten beizutragen, die auf einen kürzeren oder längeren Aufenthalt der Langobarden[15] und wahrscheinlich auch noch anderer germanischer Völker in Böhmen und Mähren hindeuten, die in markomannischer Herrschaftszeit rings um Böhmen saßen. Sie sind zeitlich und sachlich zu wenig klar überliefert, um sich historiographisch verwerten zu lassen. Das für Böhmen bodenständige germanische Volk bleiben die Markomannen, wie für Mähren die Quaden. Verschiebungen und Mischungen mögen stattgefunden haben, insbesondere als nach dem Untergang des weströmischen Reiches (476) auf den Böhmen und Mähren benachbarten Gebieten neue Staatswesen von deutschen Völkerschaften begründet wurden, von Franken, Schwaben, Thüringern, Sachsen, Bayern, in denen sich ältere germanische Stämme fortpflanzten.

Eben mit dem Aufkommen der Bayern sucht man das Verschwinden der Markomannen in Verbindung zu bringen.

Zu Beginn des 6. Jahrhunderts, um 520, taucht zum ersten Male und fortan öfter der deutsche Stamm der Bayern in den Sitzen zwischen Lech, Inn und Alpen auf. Aus der ältesten Namensform, die sich in den Quellen findet, „Baioarius", hat man geschlossen, daß dieses Volk in Beziehung stehen müsse zu dem Lande „Baja" oder „Bajas", das nichts anderes sein könne als Böhmen (Boiohemum),

die Heimat ehemals der Bojer, dann der Markomannen. Von dieser sprachlichen Ableitung ausgehend wurde dann weiter gefolgert, daß die böhmischen Markomannen zu Beginn des 6. Jahrhunderts ihre Heimat verlassen und gemeinsam mit anderen germanischen Stämmen den bayrischen von den Römern bereits aufgegebenen Boden besiedelt hätten.[16] Mochten auch späterhin über die Herkunft der Bayern andere Vermutungen aufgestellt worden sein,[17] die älteste fand denn doch bis zum heutigen Tage die meisten und namhaftesten Anhänger, trotz mancher Bedenken, die gegen sie auftauchten. Nicht das unwichtigste wurde erst jüngst wieder von einem der entschiedensten Vertreter der Bayern-Markomannentheorie vorgebracht, dahin lautend, daß es „völlig dunkel" sei, was die Markomannen zum Verlassen Böhmens in jener Zeit bestimmt haben könnte.[18]

Es läge gewiß nahe, die Erklärung hiefür aus der weiteren Entwicklung Böhmens zu schöpfen und auf die Niederlassung der Tschechoslawen in diesem Lande, anderer slawischer Stämme in der östlichen Nachbarschaft hinzuweisen, wenn man damit nicht auf das zweite Problem stieße, das die Heimatsgeschichte dieser Zeit der Forschung darbietet.

Fassen wir die bisherige Entwicklung zusammen: Nach einer keltischen Periode, die mangels aller Quellen in ihrer Bedeutung kaum recht erfaßbar, geschweige darstellbar ist, die nur eine Reihe keltischer Namen im Lande bis zum heutigen Tage hinterlassen hat,[19] setzt in Böhmen und Mähren kurz vor Beginn der christlichen Zeitrechnung die Herrschaft germanischer Völker ein, vornehmlich der suebischen Markomannen und Quaden. Sie währt mehrere Jahrhunderte fort und nimmt von Anfang an einen Zug ins Große, sucht Böhmen zum Stützpunkt einer germanischen Völkerverbindung zu machen, um sich der römischen Weltmacht erwehren zu können. Das gelingt; aber die von Rom geschürte Zwietracht unter den Germanen selbst wirft den aufstrebenden Markomannenstaat jäh aus seiner führenden Stellung zurück. Böhmen hörte sehr bald auf, einen der Brennpunkte germanischer Völkerpolitik zu bilden. Erst nach fast anderthalb Jahrhunderten

erhob sich das Markomannenreich zu neuer Macht und trat wieder an die Spitze zahlreicher germanischer Stämme, um dem römischen Reich, mit dessen Grenzen es entlang der ganzen mittleren Donau zusammenstieß, entgegen zu treten und auf dessen Boden landbedürftigen Germanen neue Heimat zu verschaffen. Aber am Ende dieses langwierigen Krieges, dem das Markomannenvolk als das führende den Namen gegeben hat, war es trotz allen Heldenmutes nahe daran, politisch zu unterliegen, sein eigenes Land Böhmen mit den Nachbargebieten in eine römische Provinz umgewandelt zu sehen. Vielleicht nur ein Zufall, der plötzliche Tod des römischen Imperators, hat diese welthistorische Wendung verhindert.

Kriege mit den Römern sind auch in der Folgezeit die einzigen Anlässe, daß uns von den Markomannen in großen Zwischenräumen noch Kunde wird; aber nicht aus eigenen Aufzeichnungen, denn solche sind von Markomannen und Quaden nicht ausgegangen oder nicht erhalten, sondern nur aus römischen Berichten. Sobald diese aufhören, wird es ruhig von dem alten Markomannenvolk.

Wie ein Kampf- und Arbeitsleben schließlich im bescheidenen Altenteil endet, um jüngeren aus dem eigenen Blute entsprossenen Kräften neben sich Raum zu gönnen, so scheinen die Markomannen und Quaden nach einem halben Jahrtausend Ringens und Schaffens langsam vom Schauplatz welthistorischer Tätigkeit zurückgetreten zu sein und sich gleichsam in neu auftretenden germanischen Völkern verjüngt zu haben. Von Auswanderung, völliger Vernichtung, von der man so oft spricht, hört man in den Quellen nichts. Die Markomannen und Quaden und manche ihrer Nachbarn gehören zu jener Gruppe von Westgermanen, die im Gegensatz zu den unsteteren Ostgermanen in ihrer einmal errungenen Heimat wurzelten und an ihr festhielten.[20] Vielleicht haben sie mitgeholfen, im 5. und 6. Jahrhundert in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft den neuen deutschen Bayernstaat aufzurichten. Das schließt keineswegs aus, daß sie in ihrer alten Heimat Böhmen fortgelebt haben. Wir besitzen ja so wenig

Einblick, wie sich Bayern, Franken, Thüringer, Sachsen aus älteren germanischen Völkerschaften herausgebildet haben.[21] Jedenfalls bot das Land Böhmen stets Raum genug, um neue Völker, die sich auf ihren Wanderungen den Weg dahin bahnten, unbehindert in sich aufzunehmen.

Eine bestimmte Antwort über das Ende der Markomannen in Böhmen oder der Quaden in Mähren nach Zeit und Art ermöglichen die Quellen nicht. Man kann nur die Möglichkeiten, die sich vor Augen stellen, erwähnen und gegen einander abwägen. Halten wir daran fest, daß Völker ohne Kampf und Not ererbten Besitz nicht aufgeben — und für Markomannen und Quaden zeigt sich eine solche Notwendigkeit niemals — dann ließe sich nach der zuletzt angedeuteten Entwicklung eine Brücke schlagen von dem alten Germanenvolk, das Jahrhunderte lang hier gesessen und von dessen Auszug oder Untergang keinerlei Kunde vorliegt, hinüber zu dem deutschen Volke, das nach Generationen wieder auf böhmischem Boden sitzt und dessen Aufkommen daselbst bisher so unvermittelt erschien und so künstlich erklärt werden mußte.

Dritter Abschnitt.

Die slawische Einwanderung. — Das Aufkommen des premyslidischen Hauses. — Das großmährische Reich. Bis 906.

Nach Kelten und Germanen sind Slawen das dritte und letzte Volk, das sich auf böhmischem und mährischem Boden niedergelassen hat. Wann und von wo sie dahin gekommen sind, welche Umstände ihr Vordringen veranlaßt haben, konnte schon Cosmas nicht in Erfahrung bringen, sodaß er sich damit half, an die biblische Erzählung anzuknüpfen. Und bis zum heutigen Tage ist man insbesondere über die erste und für uns wichtigste Frage zu keinem gesicherten Ergebnis gekommen, soviel sich auch die Forschung im 19. Jahrhundert darum bemüht hat. Man kann wohl sagen, daß alle denkbaren Möglichkeiten bereits erwogen und mit mehr oder weniger Wissenschaftlichkeit vertreten worden sind. Man hat von der Autochthonie der Slawen in unseren Ländern gesprochen, d. h. daß sie hier überhaupt nie eingewandert seien, sondern die Urbevölkerung darstellen; dann davon, daß Bojer und Markomannen, die hier saßen, nicht Völker keltischer und germanischer, sondern slawischer Rasse gewesen seien. Man hat Slawen neben Kelten und später neben Germanen in bestimmten Teilen des Landes zu gleicher Zeit siedeln lassen wollen. Es gab und gibt Forscher, die die Einwanderung der Slawen in die vorchristliche Zeit verlegen zu müssen glauben, und wiederum solche, die dieses Ereignis in eines der Jahrhunderte nach Christi Geburt setzen; und fast für jedes Säkulum vom ersten bis zum siebenten haben sich Vertreter gefunden. Der Zeitpunkt wurde bald unbestimmt gelassen, bald genauer, ja sogar bis aufs Jahr genau festzustellen versucht. Es sind u. a. genannt worden: 58 vor Chr. G., dann 180 nach, 480, 534, 644.[1]

Diese Fülle einander widersprechender Ansichten erklärt sich aus dem Fehlen jedweder Quellennachricht, die auf die richtige

Spur führen könnte, so daß der Mutmaßung Tür und Tor geöffnet ist. Der Standpunkt, den die neueste Geschichtsschreibung in Böhmen diesem Problem gegenüber einnimmt, erscheint in dem Satze ausgesprochen: „Auf die Frage, wann die Tschechoslawen in ihren jetzigen Wohnsitzen auftreten, hat die Geschichte . . . nur die einzige mögliche Antwort: vor dem 6. Jahrhundert nach Chr. G. findet sich hier von ihnen keine Erwähnung". Diese Feststellung erfährt aber noch eine Einschränkung durch das nachfolgende Zugeständnis, daß das erste sichere Datum ihrer Ansässigkeit in Böhmen sogar erst in das 7. Jahrhundert falle, allein derart sei, daß man die Einwanderung denn doch schon in das 6. zurückverlegen dürfe.[2] — Doch auch diese Schlußfolgerung ist willkürlich, denn sie geht von der Voraussetzung aus, daß ein bestimmtes geschichtliches Ereignis in unmittelbarem Zusammenhang mit Böhmen stehe, was vorerst zu beweisen wäre.

Ein fränkischer Chronist, der Fortsetzer des sogenannten Fredegar, der etwa 660 sein Werk begann, erzählt nämlich, daß im Jahre 624 ein Franke namens Samo aus dem senonagischen Gau (vielleicht Sens in der Champagne) mit mehreren Kaufleuten zu den Slawen, „die man Winden (Vinedos) nennt", gezogen sei. Als er dahin kam, fand er sie in Kämpfe mit den Awaren verwickelt, half ihnen mit Rat und Tat und zeichnete sich dermaßen aus, daß sie ihn zu ihrem „König" machten. In der Folgezeit unternahm er selber Kriege wie gegen die Awaren so gegen die Franken, denen dieses Slawenland dienstbar war, schuf ein großes Reich, hatte 12 windische Frauen, zeugte mit ihnen 22 Söhne, 25 Töchter und starb nach 35jähriger glücklicher Regierung, also um 660, worauf sein Reich wieder zerfiel. — Wo lag dieser slawische Staat des Franken Samo?

Es ist eine vorzüglich auf Pelzel[3] und Palacky zurückgehende Annahme, daß damit nur das tschechische Böhmen gemeint sein könne, obwohl sich dafür bei Fredegar nicht der mindeste Anhaltspunkt findet und eine andere Quelle ausdrücklich Kärnten, das eigentliche Windenland, als Samos Herrschaftsbereich bezeichnet.[4] Bei Pelzel war es, wie er deut-

lich erkennen läßt, der Wunsch, „den Ruhm und die Tapferkeit unserer Voreltern in den ältesten Zeiten" auf eine bestimmte Tat festzulegen, was ihn auf diesen Gedanken führte. Palacky aber machte Samo, „dieses glänzende Meteor", zum ersten Böhmenherzog und Böhmen zum Mittelpunkt des von ihm geschaffenen Reiches, weil er, irregeführt durch die gefälschte Königinhofer und Grüneberger Handschrift, sich einen slawischen Staat im 7. Jahrhundert überhaupt nirgends anders denken konnte als in Böhmen. Und von da an herrscht diese Ansicht fast allgemein bei allen folgenden tschechischen und deutschen Geschichtschreibern bis in die allerneueste Zeit, zum mindesten in der Form, daß Böhmen mit zum Reiche Samos gehört haben müsse. Daraus folgerte man dann weiter in falschem Kreisschluß, daß die Tschechen doch wohl spätestens im 6. Jahrhundert nach Böhmen eingewandert sein müßten, wenn Samo schon im zweiten Viertel des 7. über sie geherrscht habe.[5]

In Wirklichkeit fehlt es aber an jeder Handhabe, Samo mit Böhmen in Verbindung zu bringen. Von Kämpfen zwischen Awaren und den von ihnen durch Mähren getrennten Völkerschaften in Böhmen hat sich in den Quellen nirgends eine Spur erhalten. Der Schwerpunkt des awarischen Reiches lag im Tiefland zwischen Donau und Theiß. Von Kärnten und Friaul her wurde in den Jahren 795 und 796 der vernichtende Schlag gegen sie geführt. Die böhmische Vorgeschichte, wie sie Cosmas bietet, kennt keine Gestalt, die auch nur im entferntesten an Samo erinnerte, obwohl sein Lebenslauf für Sagenbildung wie geschaffen erscheint,[6] keine Ereignisse, wie sie Fredegar im Zusammenhang mit Samo berichtet. Man wird das Vorkommen von Slawen in Böhmen im 7. Jahrhundert nicht schlechtweg leugnen, aber von einer Machtstellung, wie sie Samos Herrschaft voraussetzen würde, kann nicht die Rede sein. Selbst noch während des ganzen 8. Jahrhunderts fehlt jeder quellenmäßige Beleg für die Ansässigkeit der Slawen in Böhmen oder Mähren; erst zu Beginn des 9. lassen sie sich unzweifelhaft dort nachweisen. Das besagt natürlich nichts über die Zeit ihrer Zuwanderung, die ebenso Jahrzehnte wie Jahrhunderte zuvor erfolgt sein kann.[7] Wir tappen hier voll-

kommen im Dunkeln und können nur wenig Tatsächliches feststellen.

Die böhmische Ursage bietet, wenn man ihren Kern herausschält, nicht nur keinerlei Hinweis auf den Bestand eines slawischen Großstaates auf böhmischem Boden in so früher Zeit, sondern läßt vielmehr eine ganz andere Entwicklung des slawischen Volkes in diesem Gebiete erkennen: ein langsames Zufließen und Festsetzen in kleinen Gruppen, ein allmähliches Zusammenwachsen zu größeren Verbänden. Sie zeigt uns als Schauplatz der ältesten Geschichte nicht ein ganzes Land mit einem einheitlichen geschlossenen Volk,[8] sondern einzelne Gaue (pagi) mit kleinen Stämmen (tribus), die nebeneinander und unabhängig voneinander bestehen. Bald bilden die größeren Flußläufe die natürlichen Grenzscheiden zwischen ihnen, bald breiten sie sich zu beiden Seiten eines Flüßchens oder Baches aus. Derjenige Gau, der in der Zukunft der wichtigste werden sollte, mit dem Mittelpunkte Prag, liegt eingeschlossen von der Beraun, Moldau, Elbe und Eger. Südlich der Beraun nennt Cosmas einen Gau Stebezna, östlich der Moldau den Gau Bechin. An ihn schließt sich nördlich der Leitmeritzer Gau rechts der Elbe und am linken Ufer zwischen der Eger und Biela der Beliner mit dem Hauptort Staditz.

Es ist durch nichts erwiesen, daß diese Gaueinteilung von den eingewanderten Slawen begründet wurde. Wir wissen vielmehr, daß gerade bei den suebischen Völkern, zu denen die böhmischen Markomannen und mährischen Quaden gehörten, schon zu Cäsars Zeiten die Gaueinteilung mit eigenen Gauvorstehern bestand. Die Slawen fanden also bei ihrer Einwanderung diese Organisation bereits vor, in die sie sich einfügen konnten und die ihnen dennoch die Erhaltung ihrer eigenen Geschlechter und Geschlechterverbände neben den deutschen Sippen ermöglichte, ebenso wie die Erlangung der Vorherrschaft in dem einen und anderen Gau.

Diese Gaue vereinigten sich allmählich teils auf friedlichem, teils auf kriegerischem Wege zu größeren Gebilden, für die Cosmas den Namen Provinzen anwendet. Für beide Entwicklungsarten bietet seine Erzählung der Vorgeschichte Belege

dar. Die Vermählung der letzten Erbin im Prager Gau, Lubossa, mit dem Gauherrn in Staditz Premysl, d. h. der Bedächtige, Überdenkende, dieses Konnubium mit der Berufung des Tüchtigeren zur Herrschaft im Nachbargau, hat die Sage erhalten und in ihrer Weise ausgeschmückt. Die Vergrößerung des Gebietes durch gewaltsame Eroberung zeigt Cosmas an einem andern Fall.

Eine zweite Gruppe von ebenfalls fünf Gauen, die bereits zu einer Provinz geeint erscheinen, lag westlich von der Prager rings um den Hauptort Saaz. Dessen zweiter Name — wir sehen, wie dasselbe Gebiet entsprechend der doppelten Besiedlung auch zwei topographische Namen trägt — war Luka (die Wiese), darnach die dort ansässige slawische Bevölkerung die Luczanen hießen. Zwischen diesen Luczanen unter einem Herzog Wlastizlaw, „kriegliebend, tapfer und überaus listig", und dem auf der Burg „Lewigradec" (bei Prag) residierenden Neklan, dem das Volk der „Böhmen" unterstand, kam es nach zahlreichen früheren Zusammenstößen zum Entscheidungskampf. Es ist bezeichnend für die Entwicklung, daß Cosmas in der Vorzeit eben nur dem Prager Gau und dessen Bevölkerung den uralten von den Bojern abgeleiteten Namen „Böhmen" zuweist. Von hier aus erfolgte die Ausweitung des Begriffes auf immer größere Gebiete, die allmählich in „Böhmen" aufgehen. Der Kampf endete mit dem Siege der Böhmen, dem aber die Nachbargaue Belin und Leitmeritz damals schon Gefolgschaft leisteten. Doch war es nicht der Herzog Neklan, „furchtsamer als ein Hase und schneller auf der Flucht als ein Pardel", der den Sieg errang, sondern sein Feldherr, der den Gattungsnamen „Tyro" (der Krieger) führt. Mit der Einziehung des ganzen Saazer Gebietes, nachdem dessen jugendlicher Erbe von seinem „Erzieher" namens During (der Thüringer) meuchlings ermordet worden war, erweiterte sich „Böhmen" bereits um ein gewaltiges Stück gegen Westen hin. Auch in der sagenhaften Gestalt des Erziehers During im Saazer Gaugebiet haben wir keine eigentliche Person zu sehen, sondern Hinweise auf uralte Beziehungen dieses nordwestböhmischen Landes zu dem einstmals so großen Reiche der Thüringer.

Die weitere Entwicklung und der Ausbau der Prager Provinz entzieht sich unserer Kenntnis. Erst zu Beginn des 9. Jahrhunderts, 805, erhalten wir Kunde von einem Kriegszug Karls d. Gr. gegen „Slawen" in Böhmen. Es ist zugleich, wie schon angedeutet wurde, der früheste quellenmäßige Beleg für ihr Vorkommen in unserem Lande.[9] So wichtig diese Unternehmung auch gewesen zu sein scheint, da Karl seinen gleichnamigen Sohn damit betraute, so besitzen wir doch nur von fränkischer Seite kurze unzulängliche Nachrichten darüber; sie nennen den Herzog, der an der Spitze der Slawen stand, Lech, wiederum kein Eigen-, sondern ein Gattungsname. Die heimische Überlieferung, Cosmas, hat die Erinnerung daran nicht erhalten. Er übergeht überhaupt die ganze Geschichte Böhmens im 9. Jahrhundert, die in den fremden Quellen schon vollste Beachtung findet, mit auffallendem Schweigen. Er weiß nichts von der Zuweisung Böhmens durch Kaiser Ludwig den Frommen, Karls d. Gr. Sohn und Nachfolger, an seinen Sohn Ludwig den Deutschen, als dieser in der Reichsteilung von 817 das ostfränkische oder bayrische Königreich erhielt; nichts von dem Erscheinen slawischer Gesandtschaften aus Böhmen und Mähren mit Geschenken vor dem Kaiser auf dem Hoftag zu Frankfurt im November 822; nichts von der Taufe von vierzehn Herzögen aus Böhmen in Regensburg im Jahre 845;[10] nichts von den fünf oder sechs uns mit Namen bekannten böhmischen Herzögen, die sich 872 gegen die Franken erhoben; und nichts auch von der böhmischen Gesandtschaft zu den wichtigen von Ludwig d. D. 874 zu Forchheim geführten Verhandlungen mit dem Mährenherzog Zwentibald. Cosmas kennt eine Geschichte Böhmens erst von dem Zeitpunkt an, da sich gegen Ende des 9. Jahrhunderts die Prager Herzöge zu einer Vormachtstellung wenigstens in einem Teile Mittel- und Westböhmens erhoben, durch den Übertritt Boriwois zum Christentum, angeblich im Jahre 894. Das war ein so wichtiger Wendepunkt in der Geschichte des ganzen Gebietes sowie des Herzogshauses, daß dieses Ereignis in der Erinnerung haften blieb, von Geschlecht zu Geschlecht überliefert wurde, bis Cosmas davon hörte und damit die be-

glaubigte Geschichte des ganzen Landes am richtigsten zu beginnen meinte. Alles frühere, die Kriege, die innere Entwicklung, selbst die Reihe der älteren Gauvorsteher, die er als Vorgänger der geschichtlich beglaubigten Prager Dynastie aufzählt, verschwimmt bei ihm, soweit es nicht ganz der Vergessenheit anheim gefallen ist, in Sage und Mythe. Es schien dem geistlichen Berichterstatter nicht der Mühe wert, die Geschichte heidnischer Regenten, die nur „dem Fressen und Schlafen ergeben waren, roh und unwissend wie das Vieh dahinlebten," der Nachwelt zu überliefern. Mit dieser wenig ehrerbietigen Charakterisierung scheint zugleich angedeutet zu sein, daß man diese Herzöge zu Cosmas' Zeit nicht als Ahnen Boriwois ansah; wie denn auch Cosmas bei der Nennung der ersten acht, Premysl, Nezamysl, Mnata, Vogen, Unezlau, Crezomysl, Neklan und Gostiwit keinerlei Verwandtschaftsverhältnis angibt. Erst beim letzten erklärt er: „Gostiwit zeugte Boriwoi." Dessen Geschlecht aber, das nachmals seinen Stammbaum an den sagenhaften Premysl aus Stadiz anknüpfte und sich nach ihm die Premysliden nannte, die siegreiche Dynastie, legte erst recht kein Gewicht darauf, die Erinnerung an eine Zeit wach zu erhalten, in der sie einerseits noch heidnisch war und andrerseits im günstigsten Fall ihren Rang mit vielen Gleichgestellten teilte. Sie sorgte für die Erhaltung der Überlieferung erst von dem Augenblick an, als ihre Herrschaft über ein ansehnliches Stück des Landes fest begründet war und vor allem auch durch Anerkennung von seiten des deutschen Reiches gleichsam eine höhere Weihe erhalten hatte. Wir erfahren nämlich aus einer fränkischen Quelle, den wichtigen Annalen des Klosters Fulda, daß im Jahre 895 anläßlich einer Reichsversammlung in Regensburg vor Kaiser Arnolf alle Herzöge der Böhmen erschienen, deren vornehmste (primores) aber Spitignew und Wratislaw (Witizla) waren.[11] Sie kamen dahin, um die alte Verbindung mit dem bayrischen Königtum, aus der sie der Mährerherzog Zwentibald gerissen hatte, wieder herzustellen. Aus Cosmas aber wissen wir, daß Spitignew und Wratislaw die Söhne Boriwois waren, also die dritte Generation im Herzogtum Prag. Die gegenseitigen

Beziehungen wurden in freundschaftlichster Weise wieder erneuert. Bayern übernahm fortan den Schutz über alle Herzogtümer in Böhmen, an deren Spitze aber die beiden Prager Brüder standen. An dem Geschlecht Gostiwits lag es nun, unter dem Schilde des bayrischen Königtums die bereits errungene Stellung in Böhmen weiter auszubauen.

Auch von der wechselvollen Geschichte Mährens in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts und den Einflüssen und Einwirkungen dieses Landes auf Böhmen spricht Cosmas wohl mit Absicht nicht, um die Gebundenheit Böhmens in jener Zeit wie nach der fränkisch-bayrischen so nach der mährischen Seite hin nicht berühren zu müssen. Daß ihm die Vorgänge in Mähren nicht unbekannt waren, darf man gewiß annehmen, da er selber Quellen nennt, ein Privileg der mährischen Kirche und einen sogenannten „Epilog (Schlußbericht) zur Geschichte des Landes Mähren", die noch in seiner Zeit allgemein bekannt gewesen sein sollen. Auch gibt er von dem Mährerherzog Zwentibald, den er Zuatopluk nennt, eine kurze mit Sagen ausgeschmückte Charakteristik.

Auf den ersten Blick mag es auffallend erscheinen, daß der mährische Schwesterstaat eine andere und raschere politische Entwicklung genommen hat als Böhmen. Der Slawen in Mähren geschieht in den fränkischen Quellen zum ersten Male im Jahre 822 Erwähnung, und zwar unter dem Namen „Marvani", „Marahenses" u. ähnl., d. h. Mährer, Marchanwohner. Auch sie haben also keinen besonderen Völkernamen, sondern man bezeichnet sie nach dem Lande, in welches sie eingewandert sind. Der erste Fürst, der unter ihnen genannt wird, ist Moimir, in der Zeit Kaiser Ludwigs des Frommen, des Sohnes Karls des Großen, kurz vor 840. Über seine Herkunft, über sein Emporkommen und über den Umfang seines Gebietes ist uns nichts überliefert. Wenn man das einstmals hochberühmte Zisterzienserkloster Welehrad, eine landesfürstliche Gründung aus dem Jahre 1202, als Moimirs Residenz erklären wollte, so entbehrt diese Ansicht jeder geschichtlichen Begründung, ist bloß gelehrte Vermutung und ehrfürchtiger Glaube; wenn auch zugegeben werden muß, daß

der Mittellauf der March, in deren unmittelbarer Nähe Welehrad liegt, und das Gebiet westlich und östlich bis zu den nächsten größeren Flußläufen der Schwarza einer-, der Wag anderseits, den Kern der Herrschaft Moimirs gebildet haben dürfte. Sein östlicher Nachbar war Herzog Pribina, dessen Fürstentum in Neutra seinen Mittelpunkt hatte. Während der schwächlichen Regierung Kaiser Ludwigs d. Fr. (814—840), der diesen fernen Gebieten wenig Aufmerksamkeit zuwandte, gerieten Moimir und Pribina in Streit, Moimir blieb Sieger, zog Pribinas Land ein, den dann allerdings die Franken durch eine neue Herrschaft am Plattensee entschädigten (etwa 836). In die ersten Regierungsjahre K. Ludwigs d. D., der 843 im Vertrag von Verdun das ostfränkische Reich mit Bayern als Hauptland erhielt, fällt aber auch schon ein erster Abfallsversuch Moimirs. Er hatte zur Folge, daß der deutsche König im August 846 selbst gegen die mährischen Slawen zog, Moimir absetzte und ihm dessen Neffen Rastiz (Rastislaw) zum Nachfolger gab. Zehn Jahre später (855) begann der Kampf zwischen diesem neuen mährischen Herzog und den Franken, erneuerte sich immer wieder aus uns unbekannten Ursachen, bis es 864 K. Ludwig gelang, Rastiz nach einem erfolgreichen Angriff auf dessen Feste „Dowina" (vielleicht Maidenburg a. d. Thaya), zu der man von Tuln an der Donau aus gelangt war, zum Gelöbnis der Treue und des Gehorsams „für alle Zeit" zu bringen. Fünf Jahre später, 869, stand Rastiz, wie es scheint, an der Spitze eines weit ausgebreiteten Slawenaufstandes, konnte zwar nicht im Felde besiegt werden, erlag aber 870 den Ränken seines mit den Franken verbündeten Neffen Zwentibald (Swatopluk),[12] der das Neutraer Teilreich selbständig verwaltete. Gefangennahme, Auslieferung an den Grafen der bayrischen Mark, Karlmann, den Sohn K. Ludwigs d. D., Stellung vor ein aus Deutschen und Slawen zusammengesetztes Gericht während der Reichsversammlung in Regensburg (Nov. 870), Verurteilung zum Tode wegen Hochverrats, Begnadigung zur Blendung und Einkerkerung in einem nicht genannten deutschen Kloster war Rastiz' trauriges Schicksal.

Das mährische Fürstentum erhielt aber nicht Zwentibald; es wurde vielmehr in eine fränkische Provinz umgewandelt, die von bayrischen Grafen verwaltet wurde, wie die angrenzende Ostmark, Pannonien oder die böhmische Mark in Bayern. Sei es nun, daß ein ähnlicher Plan auch betreff des Neutraer Landes ins Auge gefaßt wurde und auf den Widerspruch Zwentibalds stieß oder eine Verstimmung aus anderen Ursachen eintrat, die Franken bemächtigten sich auch des zweiten Mährerherzogs, Zwentibalds, und brachten ihn an den Hof des Prinzen Karlmann, wo er in freier Haft leben konnte. Bald gewann er aber Karlmann so vollkommen für sich, daß dieser keine Scheu trug, ihn an die Spitze eines fränkisch-bayrischen Heeres zu stellen, das in Mähren ausgebrochene Unruhen unterdrücken sollte. Dort angekommen, wandelte sich jedoch Zwentibald aus einem scheinbaren Freund in einen offenen Feind Karlmanns, übernahm die Führung der aufständischen Mährer, vernichtete das ihm anvertraute fränkische Heer bis auf wenige, die sich durch Flucht retten konnten, und vertrieb die bayrischen Grafen aus dem Lande. „Die ganze aus den früheren Siegen gewonnene Freude der Noriker verwandelte sich in Trauer und Schmerz", klagt der Annalist. Von da an schien Zwentibalds Leben dem Kampfe gegen die Franken und der Aufrichtung eines großen selbständigen Staates geweiht zu sein. Herbste Niederlagen erlitt Karlmann und sein Heer 871 und 872, bis ans Donauufer konnte der Mährerfürst unbehindert seinen Gegner verfolgen. Erst Verhandlungen, die König Ludwig d. D. mit Abgesandten Zwentibalds etwa im Juni 874 in Forchheim führte, ermöglichten es, zu einem Frieden zu gelangen; vielleicht um den Preis, daß man von seiten des Reiches Zwentibald volle Freiheit ließ, seine Herrschaft über die anderen Nachbargebiete auszudehnen. Seither mag der mährische Herzog sein Land ausgestaltet haben zu jenem „Großmähren" u(ἡ μεγάλ Μοϱαβla), wie sein Reich in einer Schrift des griechischen Kaisers Konstantin Porphyrogenitus, die 952 verfaßt wurde, genannt erscheint; die wirklichen Grenzen insbesondere gegen Osten und Norden kennen wir nicht.

Aber auch mit dem fränkischen Reich erneuerte sich der Krieg, jedoch, wie es scheint, nur aus mittelbaren Ursachen. Der Umstand, daß Bayern nach dem Tode seiner drei letzten Könige aus karolingischem Hause, Ludwigs d. D. (876) und seiner beiden Söhne Karlmann (880) und Ludwig d. J. (882), seine Selbständigkeit einbüßte und unter Kaiser Karl III. mit Westfranken vereinigt wurde, erschütterte die Stellung und das Ansehen der Deutschen in der östlichen Welt. In der Ostmark selbst entstanden wirre Zustände und böse Verwicklungen. Eine heftige Fehde zweier Grafengeschlechter, die um die Herrschaft in diesem Nachbarland Mährens stritten, bot Zwentibald den Anlaß, sich in diese Verhältnisse einzumischen und einer der beiden feindlichen Parteien seine mächtige Unterstützung zu verleihen. Die andere suchte Schutz bei Arnolf, Karlmanns Sohn, der die bayrisch-fränkischen Marken Karantanien und Pannonien verwaltete. Das führte zum mährisch-fränkischen Krieg der Jahre 883 und 884, der von Zwentibald mit besonderer Grausamkeit geführt worden zu sein scheint. Die fränkischen Annalen schildern das Elend der heimgesuchten Gebiete in düstersten Farben: die Ostmark und Pannonien, „das einst so glückliche", wo die Salzburger Kirche in jahrzehntelanger Arbeit ein bedeutsames deutsches Kulturwerk geschaffen hatte, lagen verwüstet da; die Bevölkerung bestand, wie es heißt, aus Krüppeln, Frauen und Kinder waren getötet oder in die Gefangenschaft geschleppt. Die Quelle versichert, daß Zwentibald unmenschlich und grausam „nach Art eines Wolfes" gewütet und alles Land mit Feuer und Schwert verwüstet habe. Sein Heer sei so groß gewesen, daß der Vorbeimarsch an einem Orte vom Morgen bis zum Abend gewährt habe. Erst das Erscheinen Kaiser Karls III. am Ende des zweiten Jahres hätte dem blutigen Kampfe ein Ende gemacht. In einem nicht genannten Orte im Wiener Wald (Mons Comianus) in der Nähe des Tulnerbaches erschien der Mährerherzog vor dem Reichsoberhaupte, leistete den Lehenseid und schwor, bei des Kaisers Lebzeiten nie wieder ins Reich einzufallen. Die Zugeständnisse, die aber Zwentibald gemacht werden mußten, nennt uns die fränkische Quelle nicht. Wich-

tiger für die Folgezeit wurde die Herstellung freundschaftlicher Beziehungen zwischen Zwentibald und Arnolf. Im folgenden Jahre (885) wurde ein Friede geschlossen, den Arnolf wünschen mußte, da er sich schon damals mit dem Gedanken trug, Karl III. zu entthronen. Als er sich dann wirklich 887 in Frankfurt die deutsche Königskrone holte, die Karl hatte niederlegen müssen, war er von einem bedeutenden Heere begleitet, in dem sich nebst Bayern auch Slawen befanden. Ein freundschaftliches Verhältnis bestand auch noch 890, als König Arnolf etwa im März in Omuntesberg, einem kaum zu bestimmenden Ort auf österreichischem Boden, mit dem Mährerherzog schwerwiegende Verhandlung pflog. Ein westfränkischer Chronist will wissen, daß Zwentibald, der „König der mährischen Slawen", wie er hier benannt wird, damals das „Herzogtum der Böhmen" übertragen erhielt, trotzdem diese den Franken „die versprochene Treue in unverletztem Vertrage bewahrt hatten". Welchen Glauben man auch dieser fernen Quelle zuschreiben will, Tatsache ist, daß zwei Jahre später, 892, zwischen Zwentibald und Arnolf ein neuer Krieg ausbrach. Der deutsche König bot eine ungeheure Macht auf: Franken, Bayern, Alamannen; ein slawischer Fürst Brazlaw, der unter fränkischer Oberhoheit im Gebiet zwischen Drau und Sau herrschte, unterstützte ihn; die wilden Ungarn, die schon bei den Kämpfen des Jahres 862 als Teilnehmer genannt werden, tauchten wieder auf; und schließlich gelang es noch, den Bulgarenfürsten Wladimir, dessen Reich seit langem in einem gewissen Gegensatz zu „Großmähren" gestanden hatte, zu bestimmen, den Mährern den Salzeinkauf in seinem Lande zu sperren, ein Hinweis auf die Bedeutung wirtschaftlicher Verhältnisse, wie ihn die Quellen jener Zeit nur äußerst selten darbieten. — Der Mährerherzog widerstand diesen Angriffen von vielen Seiten zwei Jahre lang, erzielte selbst nach den Schilderungen der ihm feindlichen Berichterstatter glänzende Siege über die Heere des bayrischen Königs, scheint aber im Krieg des Jahres 894 den Schlachtentod gefunden zu haben.

Das harte Urteil, das insbesondere der Fuldaer Annalist, will sagen: die höfische Quelle, der „Reichshistoriograph", über

Zwentibald fällt, der leidenschaftliche Haß, mit dem er dessen Nachruf schreibt, bilden einen Beweis, welchen Eindruck das Auftreten dieses tapferen und kriegstüchtigen Fürsten in Bayern und im ganzen Frankenreich gemacht hat.

Diesem politischen Kampf der beiden Moimiriden Rastiz und Zwentibald gegen das Karolingertum in den östlichsten Marken des Reiches, Ostmark und Pannonien, ging zur Seite ein zeitweilig mit nicht minderer Erbitterung geführter religiöser Krieg, der sich an die Namen der mährischen Apostel Cyrill und Method knüpft.

Ob Moimir schon Christ war, läßt sich mit Bestimmtheit nicht entscheiden.[13] Zum mindesten hat zu seiner Zeit die bayrische Kirche durch das Passauer Bistum in Mähren eine rege missionäre Tätigkeit entfaltet, wie Regensburg in Böhmen und Salzburg in Pannonien (Westungarn). In einem geschichtlichen Überblick über die Beziehungen Bayerns zu Mähren in früherer Zeit, der Papst Johann IX. (898—900) unterbreitet wurde, heißt es: die Mährer seien vormals den bayrischen Königen, dem bayrischen Volke und den bayrischen Bischöfen unterworfen gewesen, der Passauer Bischof habe sich, ohne Widerstand zu finden, wann immer dahin begeben, habe mit seinen „Landsleuten" und wer sonst sich dort befand, Synoden abgehalten und alle kirchlichen Obliegenheiten daselbst erfüllt, ebenso wie die bayrischen Grafen in öffentlichen Gerichtssitzungen Recht gesprochen, Strafen verfügt und Steuern eingehoben haben, ohne auf irgendwelches Hemmnis zu stoßen. Wenn sich diese Schilderung der Verhältnisse, wie anzunehmen ist, auf die Zeit Moimirs bezieht, dann haben sie sich alsbald sehr zu Ungunsten der bayrischen Geistlichkeit geändert. Im Jahre 852, also sechs Jahre nach Moimirs Entthronung, unter dessen Nachfolger Rastiz, sprach man auf einer Mainzer Synode von dem „rohen Christentum des mährischen Volkes". Dann hören wir von dem gleichzeitigen Wirken deutscher, italienischer und griechischer Geistlicher, deren Streitigkeiten um die Vormachtstellung im Lande zur Festigung des Glaubens im Volke gewiß nicht beigetragen haben werden. Am wichtigsten aber war wohl die Verquickung der kirchlichen mit den politischen

Verhältnissen, durch die die Stellung der deutschen Priester oft schwer beeinträchtigt wurde.

Es geschah kurz vor dem Ausbruch des Krieges mit K. Ludwig d. D. im Jahre 864, daß Rastiz sich nach Konstantinopel wandte und dort um geistliche Lehrer bat, die, wie es heißt, dem mährischen Volke den wahren Glauben in seiner Sprache beizubringen vermöchten. Ob der Erfolg griechischer Missionäre in Bulgarien, denen es zur selben Zeit gelang, den dortigen Fürsten Bogoris zum Christentum zu bekehren und, wenn auch nicht ohne Zwang, viele seiner Untertanen zu taufen, irgendwelchen Einfluß auf Rastiz' Entschluß hatte, bleibt dahingestellt. Vielleicht war die politische Wendung, die damals im Bulgarenreich eintrat, indem man eine längere Periode der Feindseligkeit gegen das Frankenreich abschloß und zu ihm in freundschaftliche Beziehungen trat, für den Mährerherzog Anlaß, seinerseits nach neuen Bundesgenossen auszuspähen, was durch Einleitung kirchlicher Annäherung versucht werden sollte. Ging doch schon im Jahre 863 im Frankenreiche das Gerücht, das der Fuldaer Hofchronist verzeichnet, K. Ludwig d. D. wolle gemeinsam mit den Bulgaren den Mährerherzog bekämpfen.

Rastiz' Bitte in Konstantinopel hatte den Erfolg, daß ihm zwei griechische Lehrer, die ähnliche Missionen schon anderwärts durchgeführt hatten, Söhne eines hohen kaiserlichen Beamten in Thessalonich (Saloniki), Konstantin und Method zugeschickt wurden. Sie besaßen nicht nur Kenntnis der slawischen Sprache, die ihnen in Mähren zugute kommen konnte, sondern der ältere Bruder Konstantin, der auch schon zum Priester geweiht war, hatte sich daran gemacht, das neue Testament, mit dem Johannesevangelium beginnend, in die slawische Sprache zu übersetzen. Zu diesem Zwecke hatte er, ein zweiter Ulfilas, unter Zugrundelegung des griechischen Alphabets eine eigene Schrift erfunden, die man die „Glagolitika" und in ihrer späteren Ausbildung die „Kyrillika" nennt.

Als die Brüder in Mähren ankamen, hatten sich hier die politischen Verhältnisse, die zu ihrer Berufung Anlaß gegeben hatten, wieder gewandelt oder waren in einer Wandlung be-

griffen. Der mährisch-fränkische Krieg von 864 hatte mit einem Erfolge des deutschen Königs geendet, Rastiz hatte sich zu einem Frieden bequemen müssen, das Wirken der bayrischen Geistlichkeit fand keine Erschwerung mehr. Konstantin und Method konnten zwar ihre Tätigkeit beginnen, gewannen auch Schüler, stießen aber auf den entschiedenen Widerstand der im Lande weilenden deutschen und lateinischen Priesterschaft, die vor allem den Gottesdienst in slawischer Sprache, wie ihn die Griechen einzuführen suchten, für unvereinbar erklärten mit der allgemeinen Kirchenordnung, die nur das Hebräische, Griechische und Lateinische für die Verkündigung des Evangeliums zuließ. Dieser Widerstand und die Unmöglichkeit für Konstantin, eigene Kirchen zu weihen, Jünger zu ordinieren, mit einem Worte ein wirkliches slawisches Kirchenwesen einzurichten, ließ ihre ganze Arbeit vergeblich erscheinen. Hilfe konnte nur vom päpstlichen Stuhl in Rom kommen. Konstantin entschloß sich dahin zu reisen, seinen Bruder und seine tüchtigsten Schüler, unter denen Gorazd, ein gebürtiger Mährer, an erster Stelle genannt wird, mitzunehmen. In den ersten Wochen des Jahres 868, kurz nachdem P. Hadrian II. am 14. Dezember 867 den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte, erschienen die Slawen in Rom. Sie wurden nicht nur mit vollen Ehren empfangen, sondern erreichten nach Ablegung des Glaubensbekenntnisses, das als vollkommen der römischen Kirche entsprechend befunden wurde, vom Papste ein Zugeständnis seltenster Art: die Verwendung der slawischen Sprache im Gottesdienst, das nach einem Ausspruch von berufenster Seite „nie ein Abendländer erreicht hätte".[14] Der weltgeschichtliche Kampf zwischen Rom und der morgenländischen Kirche, der damals durch das Auftreten des berühmten Patriarchen von Konstantinopel Photius gegen den Papst in Rom entfacht worden war, spielt in diese Entwicklung der mährischen Dinge mit hinein.

Zu einer Rückkehr nach Mähren konnte sich aber Konstantin nicht mehr entschließen. Krankheit hielt ihn, wie es scheint, davon ab. Er zog sich in das römische Kloster San Clemente zurück, nahm den Mönchsnamen Cyrill an und verschied dort am 14. Februar 869, etwa ein Jahr nach seiner Ankunft in Rom. Die Fortführung seines Werkes ging auf Method über,

der schon bei Lebzeiten seines Bruders die Priesterweihe vom Papste erlangt hatte, ebenso wie einige Jünger Konstantins. Doch auch Method ging zunächst nicht nach Mähren, wohl der politischen Lage, wie sie sich damals in diesem Lande gestaltet haben mag, Rechnung tragend. Schon früher, spätestens auf der Fahrt nach Rom, hatten Konstantin und Method freundschaftliche Beziehungen zu Kozel, Pribinas Sohn und Nachfolger im Fürstentum am Plattensee, angeknüpft. Zu ihm begab sich Method noch 869, kehrte aber alsbald nach Rom zurück, wo ihm P. Hadrian, um einer Bitte Kozels zu willfahren, den Titel eines Erzbischofs „von Sirmium" verlieh. Jetzt erst öffneten sich ihm auch wieder die Grenzen Mährens, um so mehr, als sich Rastiz zum neuen letzten Kampfe gegen die Franken rüstete. Allein in seinen bald darauf erfolgten Sturz wurde auch der Erzbischof hineingezogen. Wie über Rastiz auf einer Reichsversammlung in Regensburg abgeurteilt wurde, so wurde Method im November 870 vor ein Synodalgericht bayrischer Geistlicher gestellt. Die Hauptanklage ging dahin, daß er in ein fremdes Bistum eingedrungen sei. „Wenn ich mich überzeugen könnte, daß es euch gehört, würde ich weichen, — doch es gehört dem heil. Petrus", lautete seine Entgegnung, d. h. er berief sich auf seine Einsetzung zum Erzbischof durch den Papst. Wie die Verhältnisse aber damals lagen, konnte ihm der Papst zunächst keine Hilfe gegen seine Gegner zuteil werden lassen. Er konnte es nicht einmal hindern, daß nach ungemein stürmischer Verhandlung Method, der in zorniger Rede seine Gegner, Erzbischof Adalwin von Salzburg und die Bischöfe Ermanrich von Passau und Anno von Freising, angriff, schuldig gesprochen und in einem deutschen Kloster zwei und ein halbes Jahr in harter Gefangenschaft gehalten wurde. Erst der Rückschlag in der politischen Entwicklung Mährens, Zwentibalds erfolgreiche Erhebung gegen Karlmann, brachte ihm Befreiung. Der neue Papst, Hadrians II. Nachfolger Johann VIII., der am 14. Dezember 872 gewählt worden war, schickte wohl auf Wunsch Zwentibalds und Kozels einen eigenen Gesandten nach Deutschland, den Bischof Paul von Ancona, der Methods Freilassung beschleunigte, ihn in seine mährisch-pannonische Diözese geleitete und dort wieder einsetzte.

Method kehrte in ein kampfdurchwühltes Land zurück, das für ruhige geistliche Arbeit wohl kaum den richtigen Boden darbot, um so weniger, als auch in dem nächsten Jahre der fränkisch-mährische Krieg weitertobte. Erst der Forchheimer Friede vom Sommer 874 schuf eine neue Lage. Allein er hatte auch die Wirkung, daß nunmehr die deutsche Geistlichkeit ihre frühere Machtstellung in Mähren zurückgewann und den Kampf gegen Method von neuem aufnahm. Auch ließ wohl die Erinnerung an die Ereignisse des Jahres 870, in welchem Zwentibalds Verrat nicht nur Rastiz, sondern auch Method ins Unglück gestürzt hatte, sich nicht so leicht vergessen machen. Sie stand wie ein Gespenst zwischen dem Herzog und seinem Erzbischof und verhinderte ein vertrauensvolles Zusammenarbeiten. Zwentibald wehrte nicht, daß Method abermals bei der Kurie verdächtigt wurde, er lehre nicht im Sinne der römischen Kirche. Er wurde neuerdings durch ein päpstliches Schreiben vom 14. Juni 879 nach Rom berufen, um sich gegen die neuen Anschuldigungen seiner Gegner zu verantworten. Und wiederum, wie vor einem Jahrzehnt, trug er scheinbar den vollen Sieg davon. Die berühmte Bulle P. Johanns VIII. vom Juni 880, die Method vielleicht eigenhändig dem Herzoge überbrachte, schien bestimmt, das mährische Kirchenwesen neu und fest zu gestalten. Sie bestätigte vor allem für das inzwischen bedeutend erweiterte Reich Zwentibalds Method in der Würde eines Erzbischofs, dem das schon bestehende Bistum in Neutra mit dem „Alamannen" Wiching an der Spitze und ein zweites alsbald neu zu errichtendes unterstellt wurden. Dem Erzbischof und seinen beiden Suffraganen blieb die Fortbildung der Kirchenverfassung belassen. Ihnen sollten alle Kirchen und die gesamte Geistlichkeit des Landes ohne Unterschied der Nationalität, „jedwedes Volkes, das innerhalb der Grenzen deiner Provinz lebt", heißt es im Papstbrief, unterstehen; sie sollten neue Bistümer errichten dürfen, wann und wo sie es notwendig erachteten. Dem Fürsten war eine Mitwirkung bei der Nennung der Bischöfe sowie bei der Wahl ihrer Sitze gesichert. Die slawische Sprache im Kirchendienst wurde zwar gestattet, aber nur für jene Schichten der Bevölkerung, die die lateinische nicht verstünden; dem Herzog und den Hohen im Lande blieb es frei-

gestellt, den Gottesdienst ausschließlich in lateinischer Sprache zu hören.

Trotz der ersichtlichen Mühe, die sich der Papst gab, das großmährische Reich in kirchlicher Beziehung unter Berücksichtigung der deutschen und slawischen Ansprüche, die sich hier geltend machten, zu festigen und die Gegensätze zu beseitigen, wollte das Werk nicht gedeihen. Schon 880 herrschte neuer Zwiespalt zwischen Method und Wiching einer-, Method und Zwentibald andererseits. Noch einmal griff P. Johann VIII. mit starker Hand ein und sicherte durch ein Schreiben an den Erzbischof vom 23. März 881 dessen Stellung. „Wir jubeln in Gott", heißt es da gleich zu Beginn, „und lassen nicht ab, ihm unermeßlichen Dank zu sagen, daß er dich immer mehr in seinen Befehlen entflammt und zum Nutzen seiner heiligen Kirche mild aus allen Widerwärtigkeiten reißt." Zugleich wurden die Umtriebe des Bischofs Wiching scharf verurteilt, und auch der „apostolischen Briefe" an den „ruhmvollen Fürsten Sphentopulch" wird gedacht, durch die Method diesem aufs neue empfohlen wurde.

Wie die nächsten Jahre für den Erzbischof verliefen, da sein päpstlicher Beschützer bereits am 15. Dezember 882 starb, ob in Ruhe oder Kampf, ob er dauernd in Mähren verblieb oder ob jene großen Reisen, von denen seine Lebensbeschreibungen sprechen, in diese Zeit fallen, ist nicht mehr festzustellen. Am 6. April 885 ist er auf mährischem Boden gestorben und in „seiner Kathedralkirche", womit die Hauptkirche einer Bischofsstadt gemeint sein dürfte, deren Standort aber nicht genannt wird, begraben worden.

Ohne den starken Halt durch eine so kraftvolle Persönlichkeit, wie es Method war, ließ sich aber das Werk der beiden Slawenapostel in Mähren nicht aufrecht erhalten. Method hatte den Mährer Gorazd, wahrscheinlich den im Papstbrief von 880 in Aussicht genommenen zweiten Landesbischof, zu seinem Nachfolger bestimmt, der an Wiching und der übrigen deutschen Geistlichkeit entschiedene Gegner besaß. Auch hatte es Gorazd versäumt, sich in gleichem Maße wie sein Vorgänger die Unterstützung der römischen Kurie zu sichern. Der neue Papst Stephan V. (seit September 885) nahm in dem neu ent-

brannten Streite zwischen den deutschen und slawischen Geistlichen in Mähren einen ganz anderen Standpunkt ein als ehedem Johann VIII. Er beorderte eine eigene Gesandtschaft an den „König Zuentopulk", einen Bischof Dominicus und zwei Priester Johann und Stephan, die den Fürsten über eine Reihe dogmatischer Fragen, z. B. auch über die zwischen Rom und Konstantinopel strittige Grundfrage des „Filioque" (ob der heilige Geist von Gott Vater allein oder von Vater und Sohn ausgehe), unterrichten sollten. Was die Anwendung der slawischen Sprache bei der Messe und gewissen kirchlichen Handlungen betrifft, so erklärte sie Papst Stephan für einen Mißbrauch, und zieh Method offen des Vertrauensbruches, denn er habe Papst Johann geschworen, sich ihrer nie mehr zu bedienen. Nur nach der Lesung des Evangeliums in lateinischer Sprache dürfe dessen Erklärung für die, die nur des Slawischen mächtig seien, auch in dieser zweiten Sprache erfolgen. Die eigenmächtige Einsetzung Gorazds zum Nachfolger Methods erklärte der Papst für ungültig und forderte dessen Erscheinen vor dem päpstlichen Stuhl.

Dazu kam es nicht mehr. Es begann eine Verfolgung der slawischen Priester, Gorazd und sein ganzer Anhang sollen zunächst eingekerkert worden sein und verließen später mit Bewilligung des Herzogs die Heimat. Im Lande des Bulgarenfürsten, des alten Nebenbuhlers der mährischen Herzöge, fanden sie Aufnahme, dorthin brachten sie auch die slawische Bibelübersetzung Konstantins, die Method fortgesetzt hatte, dort fand sie ihre weitere Ausgestaltung zur kirchenslawischen Literatur im späteren Mittelalter.

Bischof Wiching erfreute sich aber nur wenige Jahre seines Sieges über die slawische Geistlichkeit in Mähren. Bei Ausbruch des letzten Krieges zwischen Zwentibald und Arnolf im Jahre 892 mußte auch er weichen; er wurde des Kaisers Kanzler.

Die Doppelregierung der Söhne Zwentibalds, Moimirs II. und Zwentobolchs, führte schon im Jahre 896 zu einem Bruder- und Bürgerkrieg in Mähren, in welchen Kaiser Arnolf auf Bitten mährischer Gesandter zu Gunsten des jüngeren eingriff. Ein bayrisches Heer befreite ihn aus der Gewalt Moimirs und nahm ihn „aus Mitleid" mit sich (Sommer 899). Und wie

Moimir politisch in die Fußtapfen seines großen Vaters zu treten strebte, so bemühte er sich, auch kirchlich dem Lande seine einstige Stellung zurückzugewinnen. Er wandte sich an Papst Johann IX. (898—900) und bat um Ernennung eines Erzbischofs für Mähren, also um Erneuerung der selbständigen mährischen Kirche, die mit dem Tode Methods wohl zugrunde gegangen sein dürfte. Allein wie ehemals, da Method im Auftrage Papst Johanns VIII. das pannonische Erzbistum übernommen hatte, die Salzburger Kirche gegen die päpstliche Entscheidung in einer eigenen Denkschrift über die „Bekehrung der Bayern und Carantanen"[15] aufgetreten war, so erhoben sich jetzt sämtliche bayrische Bischöfe, die von Freising, Eichstädt, Säben, Regensburg und Passau, geleitet von ihrem Metropoliten, Erzbischof Theotmar von Salzburg, um mit allem Eifer die Wiedererrichtung der mährischen Nationalkirche zu vereiteln und in einer Beschwerdeschrift den Papst von ihren älteren und begründeteren Rechten zu überzeugen. Hier weisen sie vor allem darauf hin, daß ihre Ansprüche zurückreichen bis in die älteste Zeit, „als die Mährer zum ersten Male von ihnen im Christenglauben unterwiesen und aus Heiden zu Christen gemacht worden waren". Die Christianisierung sei also von Bayern ausgegangen.

Wichtig ist sodann in ihrer Darlegung die Stellungnahme gegenüber dem Bischofssitz in Neutra. Sie trennen dieses Gebiet nicht nur kirchlich, sondern auch politisch von Mähren. Das sei nicht das alte Mährerland, und Passau könne keine Ansprüche darauf erheben. Der Herzog habe es im Krieg erobert, und dann erst sei die Christianisierung erfolgt, indem sich Zwentibald vom Papste selbst den Bischof für dieses Gebiet in der Person Wichings erbeten habe. Sie wenden sich dann bezeichnenderweise der genauen Abwägung ihrer Vorzüge gegenüber jenen der Slawen zu und erwidern die Beschwerden, die man gegen sie vor dem Papst erhoben hatte, mit umso heftigeren Anklagen über die Verheerungen der Slawen in Pannonien und über deren Verbindung mit den heidnischen Ungarn. Denn schon türmte sich die Nähe und Macht dieses wilden Stammes für beide Völker als die große Sorge auf, die

vom Osten herannahte. Das auch kulturgeschichtlich merkwürdige Aktenstück schließt dann mit folgenden Worten: „Wenn uns die vorgenannten Slawen beschuldigen, mit den Ungarn den katholischen Glauben verletzt zu haben, bei Hund, Wolf oder anderen verruchten Dingen Eide geschworen und Frieden geschlossen und durch Geld veranlaßt zu haben, daß sie nach Italien abziehen, so würde, wenn zwischen uns vor Gott . . . und vor Euch, dessen apostolischem Stellvertreter, geurteilt würde, ihre Falschheit zu Tage treten und unsere Unschuld erwiesen werden. Weil nämlich die Ungarn die Unsern, die weit von uns entfernt wohnen, unaufhörlich bedrohten und durch allzu große Verfolgung schädigten, schenkten wir ihnen — nicht Geld, sondern nur unsere linnenen Kleider, um ihre Wildheit einigermaßen zu bändigen . . . Sie (die Slawen) haben jenes Verbrechen, das einmal begangen zu haben sie uns fälschlich beschuldigen, durch viele Jahre selbst begangen. Sie nahmen eine beträchtliche Zahl von Ungarn bei sich auf, schoren sich nach deren heidnischer Sitte das Haupthaar und ließen jene über uns Christen los. Ja, sie kamen auch selber herüber, machten die einen zu Gefangenen, erschlugen die anderen, und die dritten ließen sie wie wilde Tiere in Kerkern vor Hunger und Durst umkommen. Unzählige aber schleppten sie mit ins Elend. Vornehme Frauen und ehrenwerte Männer brachten sie in Knechtschaft; die Gotteshäuser steckten sie in Brand und die Gebäude zerstörten sie, so daß in ganz Pannonien, unserer größten Provinz, kaum eine Kirche noch zu finden ist, was auch Eure Bischöfe wohl bestätigen könnten, wenn sie gestehen wollten, wie viele Tage sie hindurchreisten und das Land ganz verwüstet sahen . . . Und nach so vielen Schandtaten werden ihnen jetzt noch Wohltaten zuteil und sie treten als falsche Ankläger auf, die stets Verfolger der Christen waren. Wollte wirklich jemand in der ganzen Welt versuchen, es zu beweisen, daß wir gefehlt und uns der Billigkeit und Gerechtigkeit widersetzt haben, so trete er offen auf, und man wird erkennen, daß er hintergangen hat und daß wir in dieser Sache rein sind.

Deshalb bitten und beschwören wir Euch, niemandem, der über uns irgend welche Verdächtigungen vorbringt, Glauben zu schenken, bevor die Lage es nicht ermöglicht, daß wegen dieser Sache Euer Abgesandter bei uns oder der unsere bei Euch erscheine."

Die weitere Entwicklung kennen wir nicht, sondern wissen nur noch, daß zwischen Herzog Moimir II. und Kaiser Arnolfs Nachfolger, Ludwig dem Kind, im Jahre 901 zu Regensburg Friede geschlossen wurde. Er kam zu spät. Einige Jahre noch mochten die Bayern die immer neuen Einfälle der Ungarn abwehren oder ablenken. Am 5. Juli 907 unterlag aber der bayrische Heerbann geführt von dem Grafen Liutpold von der Ost- und böhmischen Mark in einer furchtbaren Schlacht an unbekanntem Ort. Liutpold, der Erzbischof von Salzburg, die Bischöfe von Freising und Brixen, die Blüte des bayrischen Adels fiel in diesem Kampf. Die Zeitgenossen hatten das Gefühl, als ob der bayrische Stamm nahezu vernichtet worden sei.

Ärger noch traf das Schicksal Mähren. Es wurde — so berichtet ein fränkischer Chronist ganz kurz im Jahre 907 oder 908 — „von den Ungarn bis auf den Grund verwüstet."

Die Moimiriden hatten nur die Schranken gesehen, die sich ihrer politischen Entfaltung vom Westen her durch die Franken entgegensetzten, nicht aber die Gefahren, die ihrem ganzen Bestande vom Osten her drohten. Das brachte ihren kühnen Bau so rasch zu Falle. Für mehr als ein Jahrhundert verschwindet der Name Mährens fast völlig aus der geschichtlichen Überlieferung.

Vierter Abschnitt.

Das Herzogtum der Premysliden in der Zeit der sächsischen, bayrischen und staufischen Kaiser. Bis 1212.

Es hat ganz den Anschein, als ob erst der Untergang des großmährischen Reiches Raum geschaffen habe für das Emporkommen neuer Staatswesen, vor allem des premyslidischen auf böhmischem Boden. Schon die Kriege zwischen den Moimiriden und den ostfränkischen (bayrischen) Königen und Grafengeschlechtern haben in Böhmen das politische Leben angeregt und gestärkt, sicherlich in viel höherem Maße als es unsere Überlieferung erkennen läßt. Denn Cosmas geht bekanntlich über die böhmische Geschichte im 9. Jahrhundert mit auffallendem Stillschweigen hinweg, wiewohl man aus mancher seiner Bemerkungen ersieht, daß ihm die Entwicklung in dieser Zeit nicht unbekannt war. Und die fränkischen Quellen bringen zumeist nur kurze mit kriegerischen Ereignissen zusammenhängende Nachrichten, weil ihnen die inneren Vorkommnisse in Böhmen allzuferne lagen.

Es deutet schon auf politische Beziehungen zwischen Böhmen und Mähren hin, wenn wir erfahren, daß ein Teil des fränkischen Heeres, das nach dem Krieg mit Rastiz im Jahre 846 durch Böhmen heimzog, hier schwere Verluste erlitt. Und in den nächsten drei Jahren, bis 849, wiederholten sich zwischen den fränkisch-bayrischen Grenzgrafen und den böhmischen Herzogen die Fehden und Kämpfe immer von neuem. Nach kurzer Ruhepause, wie es scheint, brachen sie 855 nochmals aus und führten 857 zur Vertreibung eines böhmischen Herzogs Sclavitag, des Sohnes Wiztrachs, aus seinem Herrschaftsgebiet, dessen Lage nicht festzustellen ist.[1] Daß der Flüchtling bei Rastiz in Mähren freundliche Aufnahme fand, spricht wiederum für Zusammenhänge zwischen beiden Ländern. An dem allgemeinen Slawenaufstand von 869 waren auch böhmische Herzöge beteiligt. Deutlich erkennbar sind dann die

Rückwirkungen, die der große mährische Befreiungskampf unter Zwentibald im Sommer 871 auf Böhmen hatte. König Ludwig d. D. mußte noch im Oktober oder November dieses Jahres, um einem drohenden Einfall böhmischer Herzöge nach Bayern zuvorzukommen, die „Grenzhüter" Bischof Arn von Würzburg und Graf Rudolt mit Heeresmacht über die Grenze schicken. Daß es bei dieser Gelegenheit, wie wir hören, dem Bischof Arn und den Seinigen gelang, einen Hochzeitszug der mährischen Slawen zu überfallen, die „die Tochter eines böhmischen Herzogs" in ihr Land führten, beweist uns, daß die Beziehungen zwischen den Fürstengeschlechtern hüben und drüben über das rein politisch-militärische Gebiet hinausgingen.

Im folgenden Jahre 872 wurde der Erzbischof Luitbert von Mainz an der Spitze eines fränkischen Heeres gegen Böhmen entsandt, während gleichzeitig Thüringer und Sachsen nach Mähren zogen. Wir kennen die teils slawisch, teils deutsch klingenden Namen jener Herzöge in Böhmen, die damals die Unruhen hervorriefen; sie lauten: Zwentislan, Witislan, Heriman, Spoitimar, Moislan, Goriwoi (Boriwoi?); wo aber ihre Herrschaften lagen und welchen Teil Böhmens diese umfaßten, erfahren wir nicht.

An den wichtigen Verhandlungen, die dann im Mai oder Juni 874 der deutsche König mit den Abgesandten Zwentibalds im bayrischen Forchheim führte, um den Friedenszustand zwischen Mähren und den fränkischen Grenzmarken wieder herzustellen, scheinen auch Boten böhmischer Herzöge teilgenommen zu haben, wenn es auch in der fränkischen Quelle nur ganz kurz heißt: der König „hörte sie an und fertigte sie ab". Dem Forchheimer Vertrag folgten aber jene zwei Jahrzehnte, in denen der Mährerherzog zu seiner höchsten Macht emporstieg und sein Reich die größte Ausdehnung gewann. Aus der langjährigen Unterstützung, die Zwentibald bei den böhmischen Herzögen gefunden hatte, leitete er nunmehr das Recht der Oberhoheit über sie ab, das ihm nicht verwehrt werden konnte. Es ist eine Äußerung des sonst so verschwiegenen Cosmas, daß Kaiser Arnolf, der allerdings erst seit 887 regierte, „nicht nur Böhmen, sondern auch andere Gebiete, nach der böhmischen Seite hin bis zur Eger, nach der

ungarischen bis zur Gran" dem Mährerherzog übergeben habe. Allein diese Abhängigkeit währte nur solange, als Zwentibald lebte. Seinen Tod benützten die Böhmenherzöge, um sofort das Band, das sie an Mähren knüpfte, zu zerreißen und die „Gemeinschaft" mit Bayern wieder herzustellen. Denn, wie eine fränkische Quelle versichert, lange vor ihrer Preisgebung an Zwentibald hätten sie „den deutschen Königen Treue versprochen und in unverletztem Vertrag auch bewahrt". Jetzt waren es, wie wir wissen, „alle Herzöge in Böhmen", die im Juli 895 in Regensburg erschienen und an ihrer Spitze „als die ersten" die Prager Fürsten Spitignew und Wratislaw. Sie unterwarfen sich, d. h. sie versprachen im Namen aller anderen Treue, Gehorsam, Tribut und Kriegsdienst, der deutsche König sicherte ihnen Schutz und Hilfe gegen innere und äußere Feinde zu.

Auf dieser Grundlage, durch festen Anschluß an Bayern, das unter Arnolf seine führende Stellung im Ostfrankenreiche wieder zurückerlangt hatte, konnte nun der Aufstieg des Prager Fürstenhauses beginnen: jenes merkwürdigen Herrschergeschlechtes, das seine wahre Abstammung so gut zu verschleiern verstand, daß es später seine Herkunft herleiten konnte von den ältesten Sagengestalten der böhmischen Geschichte: Lubossa und Premysl. Welches immer aber seine eigentliche Herkunft sein mag, seine weitere Entwicklung verdankte es diesem wichtigen politischen Schritt, das durch die Wirren des 9. Jahrhunderts gelockerte uralte Band zwischen Böhmen und Bayern von neuem gefestigt zu haben; sich selber aber machte es zum Träger dieses Freundschaftsbundes. Gewiß keine leichte Aufgabe. Der Aufstieg der jungen Dynastie war weder glatt noch mühelos, und mehrmals in den ersten beiden Jahrhunderten schien es, als ob die Premysliden vor einem Abgrund stünden, in den sie versinken müßten.

Ihr Anschluß an das bayrische Karolingerhaus vollzog sich zu einem Zeitpunkt, da dieses seinem Ende bereits entgegenging. Schon 911 starb der letzte deutsche Karolinger Ludwig „das Kind", das Reich in voller Auflösung zurücklassend. Die von Karl d. Gr. geschaffene Reichseinheit drohte zu zerfallen. Die einstmaligen deutschen Herzogtümer der Bayern,

Sachsen, Franken, Lothringer, die er für immer vernichtet zu haben meinte, lebten wieder auf und ebenso der Kampf unter ihnen um die Vormachtstellung.

Für den jungen premyslidischen Staat entstand die schicksalsschwere Frage, wie er sich zu diesen neuen Verhältnissen im Reich stellen, ob er Annäherung nach der einen oder anderen Seite suchen oder gar nach dem Vorbild der Moimiriden nach voller Unabhängigkeit streben wolle. Am nächsten lag ihm wohl der Anschluß an Bayern. Denn dieses nachbarliche Herzogtum war für Böhmen während der karolingischen Zeit geradezu der Inbegriff und die Verkörperung des deutschen Königtums geworden. War doch das seit 843 mit nur kurzer Unterbrechung von 882 bis 887 stets gesondert bestehende ostfränkisch-deutsche Reich „in gewissem Sinn ein Reich der Bayern gewesen, gelegentlich auch nach ihm genannt worden",[2] Regensburg, die Residenz dieser deutschen Könige, galt den Böhmen als politischer und kirchlicher Ziel- und Brennpunkt. Und nun tauchte das uralte bayrische Herzogtum, das aus der Erinnerung des Volkes noch kaum geschwunden sein konnte, in neuer Blüte auf: im Geschlecht der Liutpoldinger, das auf dem Boden der karolingischen Grafenverwaltung emporgekommen war. Liutpold, von dem es seinen Namen führt, besaß unter Kaiser Arnolf die Grafenwürde in drei Grenzmarken und stand auch zu ihm in verwandtschaftlichen Beziehungen. Wenn Liutpold in einer königlichen Urkunde von 903 als „Herzog der Böhmen" bezeichnet wird, so dürfte das mehr zu bedeuten haben, als daß er, wie man annimmt, damals Markgraf in dem an Böhmen grenzenden Nordgau war.[3] Auch sonst nennen ihn die Chronisten wiederholt „Herzog (dux)", ein Titel, der in karolingischer Zeit in Bayern nicht vorkommt, dagegen für die Teilfürsten in Böhmen üblich ist. Nach Liutpolds Tode, der ihn im Kampf mit den Ungarn 907 ereilte, folgte ihm sein Sohn Arnolf in allen seinen Würden und Ämtern. Ihm verdankte Bayern, daß es trotz der furchtbaren Niederlage, die es erlitten hatte, nicht so völlig zugrunde ging wie Mähren. Sein Mut und seine Tatkraft dem wilden Feinde gegenüber mußten in ganz Bayern um so mehr Anerkennung gewinnen, als ihm von dem jungen König Ludwig

d. K., den man nach dem Westen des Reiches gebracht hatte, und von dessen Regierung wenig Unterstützung zuteil wurde. Als dann nach Ludwigs Tod der Frankenherzog Konrad die Nachfolge im Reich antrat (911), versagte ihm der Bayernherzog die Anerkennung und behauptete sich trotz zeitweiliger schwerer Bedrängnis bis zu Konrads Tod (918) „in voller Macht". Und ebenso ist Bayern auch dem neuen Königtum des sächsischen Herzogs Heinrich I. (919—936) anfangs „fremd geblieben". Erst im Jahre 921 nach einer erfolgreichen Belagerung Regensburgs durch König Heinrich I. gelobte Arnolf Anerkennung, „aber Bayern blieb ein Reich für sich".

In diese Kämpfe Bayerns wurde Böhmen hineingezogen; und so schwer war hier die Rückwirkung dieser Gegensätze zwischen Bayern und dem neu sich bildenden Deutschen Reich, daß im Premyslidenhaus eine gefährliche Zwietracht eintrat: der berühmte Bruderkrieg zwischen Wenzel und Boleslaw. Sie waren Söhne des früher genannten Herzogs Wratislaw, der am 13. Februar 921, vielleicht im bayrisch-sächsischen Krieg, gestorben ist. Wenzel, der ältere Bruder, war beim Tode des Vaters noch ein Kind von etwa zehn Jahren, so daß eine vormundschaftliche Regierung eintrat, in die sich die Großmutter Ludmilla und die Mutter Drahomir teilten. Sehr bald entzweiten sie sich, nicht zuletzt deshalb, weil Ludmilla, den premyslidischen Überlieferungen getreu, die Erziehung des Thronerben in christlich-bayrischem Geiste geführt wissen wollte. Ein Priester der Regensburger Kirche, namens Michael, der nachmals (941) dort Bischof wurde, soll Wenzel wie einen „geliebten Sohn" erzogen, dieser ihn als seinen „geistlichen Vater" betrachtet haben. Allein dieses treue Festhalten der Premysliden an Bayern und dessen Herzogshaus in einer Zeit, da dieses seine Selbständigkeit gegenüber dem neuen Königtum doch nicht ganz behaupten konnte, fand im böhmischen Fürstentum nicht allgemeine Zustimmung. Es bildete sich eine Partei, die man die nationale nennen könnte. Nicht Anschluß an das zur deutschen Königswürde emporgestiegene sächsische Herzogtum suchte sie, sondern vielmehr Unabhängigkeit vom Reiche überhaupt. Und für diese Politik der Loslösung, wie von Bayern so von Sachsen, gewann man die Fürstin Drahomir „von dem

verhärteten Volk (durissima gens) der Lutizen aus der Provinz Stodor, deren Herz für den Glauben weniger empfänglich war als ein Stein" — so schildert sie Cosmas —, und ihren jüngeren Sohn Boleslaw, der in Bunzlau, östlich von Prag, eine eigene Herrschaft innehatte. In diesem Familienzwist wurde zuerst, am 15. September 921, die greise Ludmilla auf Anstiften ihrer Schwiegertochter von gedungenen Mördern erdrosselt. Um diese Tat zu rächen und die bayrische Partei mit ihrem jugendlichen Oberhaupt Wenzel zu schützen, zog der Bayernherzog Arnolf im Jahre 922 nach Böhmen, wie wir wohl annehmen dürfen, da die Quellen über den Grund der Unternehmung nichts angeben.

Äußerlich wurde denn auch die Ruhe für einige Jahre hergestellt, aber im Innern gärte es fort. Möglich daß Unruhen in benachbarten slawischen Gebieten, bei den Hevellern im Brandenburgischen, bei den Daleminziern im Meißnischen, die dem deutschen König etwa seit 927 viel zu schaffen gaben, das in Böhmen glimmende Feuer auflodern machten. Am 28. September 929 anläßlich eines Kirchweihfestes in Bunzlau, an dem Wenzel von seinem Bruder eingeladen teilnahm, wurde er von diesem und einigen Mitverschworenen niedergestochen.[4] Man hatte Boleslaw in den Ohren gelegen und ihm zugeraunt: dein Bruder will dich töten, komm ihm zuvor, wir stehen zu dir und wollen dich lieber als Herrscher!

Es läßt sich verstehen und bedarf keiner wie immer gearteten anderweitigen Erklärung, daß der Bayernherzog Arnolf, diesmal unterstützt vom deutschen König Heinrich I., mit dem er bereits in gutem Einvernehmen stand, sofort, noch im Jahre 929, nach Böhmen aufbrach, um den Aufruhr im Lande zu dämmen. Binnen kurzem wurde der neue Böhmenherzog zur Unterwerfung gezwungen. Aber nur für wenige Jahre. Der Tod König Heinrichs I. im Jahre 936, der Tod Arnolfs im folgenden Jahre, die großen Schwierigkeiten, denen der neue deutsche König Otto I., der Sohn Heinrichs I., allenthalben im Reiche begegnete, insbesondere auch bei dem neuen Bayernherzog, Arnolfs gleichnamigen Sohn, ermöglichten es Boleslaw, die politische Richtung, die er 929 einzuschlagen versucht hatte, mit größerem Erfolge wieder aufzunehmen. Während der ersten

vierzehn Jahre der Regierung Ottos I., von 936 bis 950, scheint Böhmen, soweit es unter der Herrschaft des Premysliden stand, seine Unabhängigkeit vom Deutschen Reich behauptet zu haben; vielleicht mit einer kurzen Unterbrechung im Jahre 946, in dem nach einer abgerissenen Nachricht in einer sächsischen Quelle Otto I. während einer Jagd „Geiseln Boleslaws" seinen Leuten zeigen konnte.

Man kann zusammenfassend sagen: die Umwälzungen in Deutschland seit dem Zusammenbruch der Karolingerherrschaft, die Auflösung der alten Ordnung, der Gegensatz zwischen dem sächsischen und bayrischen Hause spalteten das premyslidische Haus in zwei feindliche Lager. Die Elemente, die mit Wenzel an dem herkömmlichen Zusammengehen mit Bayern festhalten wollten, mußten unterliegen, als Bayern seinen anfänglichen Widerstand gegen das neue sächsische Königsgeschlecht aufgegeben hatte. Diesem Beispiele zu folgen, Heinrich I. oder Otto I. die gleichen Rechte einzuräumen, wie früher den bayrischen Königen, dazu hatte Boleslaw I. und sein Anhang keine Veranlassung; bestanden doch zwischen Premysliden und dem sächsischen Fürstenhaus bisher keinerlei freundschaftliche Beziehungen. Die Gelegenheit, vom Deutschen Reich volle Unabhängigkeit zu erlangen, lag nahe. Und die allgemeinen Schwierigkeiten, denen das sächsische Haus im Reiche selbst begegnete, konnten Boleslaw in seinem Wagnis nur bestärken. Es mochte zweifelhaft scheinen, ob sich Otto I., bedrängt von inneren und äußeren Feinden, alsobald gegen den Premysliden würde wenden können. So behauptete denn Boleslaw, solange Otto I. dringendere Aufgaben zu lösen hatte, das Feld, wenn auch nur in der Abwehr. Als aber der König seiner Gegner in Deutschland Herr geworden war, vor allem die vier großen Herzogtümer Franken und Lothringen, Schwaben und Bayern an sich gefesselt hatte und sich nun mit der gesamten Macht des deutschen Reiches gegen die äußeren Feinde wenden konnte, war Boleslaws weiterer Widerstand aussichtslos. „Er zog es vor", nach den Worten Widukinds, des gleichzeitigen sächsischen Geschichtschreibers, „sich solcher Majestät zu unterwerfen, als das äußerste Verderben zu erleiden; er stellte sich unter die Fahnen, gab dem Könige Rede und Antwort und erhielt zuletzt

Verzeihung". Es ist das Urteil eines neueren tschechischen Historikers, daß Boleslaw die nationale Selbständigkeit seines Volkes in Frage gestellt hätte, wenn er nicht rechtzeitig die politische preisgegeben hätte.[5]

Mit dem Jahre 950 war dieser Versuch eines ersten Unabhängigkeitskampfes der Premysliden gegenüber dem deutschen Königtum zu Ende. Boleslaw I. trat in ein ähnliches Verhältnis zu dem deutschen Herrscher aus sächsischem Hause, wie es früher zwischen seinen Vorgängern und den bayrischen Königen karolingischen Stammes bestanden hatte. An der berühmten Lechfeldschlacht am 9. August 955 gegen den gemeinsamen gefährlichen Feind, die Ungarn, nahm Boleslaw oder wenigstens eine böhmische Legion mitten im deutschen Heer teil. Ebenso an den späteren Unternehmungen Ottos I., wie gegen slawische Stämme an der unteren Elbe, so gegen andere Gegner des Reiches.

Doch hielt das neue Band zwischen Premysliden und Ottonen nur so lange fest, als die älteren Beziehungen zu Bayern dadurch nicht berührt wurden. Es zu lockern, gaben sich Otto I. und dann sein Sohn Otto II. (973—983) alle Mühe. Als nach langen schwierigen Verhandlungen, die noch in Ottos I. Regierungszeit zurückreichen, 973 oder 974 in Prag ein Bistum errichtet wurde, wurde es entgegen den uralten kirchlichen Beziehungen Böhmens zu Regensburg nicht der bayrischen Erzdiözese angegliedert, sondern dem ihm bisher fremden und so fernen Erzbistum Mainz. Und zum ersten Bischof Prags wurde nicht, wie es natürlich gewesen wäre, ein bayrischer Geistlicher erkoren, sondern der Sachse Thietmar. Boleslaw II., der seinem Vater 967 in der Regierung nachgefolgt war, hatte sich diesen Beschlüssen des deutschen Hofes gefügt, um die wertvolle Erhöhung seines Herzogtumes in kirchlicher Hinsicht nicht gänzlich einzubüßen. Als aber unmittelbar darnach, noch 974, zwischen dem Bayernherzog Heinrich dem Zänker und Kaiser Otto II. ein Krieg ausbrach, der mit Unterbrechungen noch bis in die Regierungszeit Ottos III. (983—1002) dauerte, stellte sich der Böhmenherzog sofort entschlossen auf die bayrische Seite. Er blieb auch trotz der schweren Verfolgungen und kriegerischen Bedrängnisse, die er

von kaiserlicher Seite zu erdulden hatte, dem Herzoge treu. Erst als alle Gegensätze zwischen Bayern und dem Kaiserhof beigelegt waren, hat auch er im Jahre 985 Frieden geschlossen, — um binnen kurzem aus anderem Anlaß der Regierung des minderjährigen Otto III. neue Schwierigkeiten zu bereiten.

Die premyslidische Herrschaft erstreckte sich damals noch lange nicht über ganz Böhmen. Wann sie im Westen und Südwesten die bayrische Grenze erreichte, wissen wir nicht. Aber fast ganz Süd- und Ostböhmen, von Netolitz im Süden, links der Moldau, bis Leitomischl im Osten an der mährischen Grenze, und Glatz im Norden gehörte im 10. Jahrhundert einem Fürstengeschlecht, das man nach seinem letzten Oberhaupt Slawnik die Slawnikinger nennt. Slawnik, der seinen Wohnsitz in Libitz (westlich von Nimburg) hatte, war mit dem sächsischen Königshause verwandt, vielleicht mütterlicherseits ein Enkel Heinrichs I., seine Frau Adelburg (slawisch Strezislawa genannt) entstammte gleichfalls „edlem Geschlechte“. Wir sehen, daß in dieses Gebiet Böhmens die Beziehungen von Sachsen her führen, wie in das westliche die Bayerns. Allein darüber hinaus wissen wir von der Geschichte dieses Hauses nichts; begreiflich, denn die Premysliden konnten nicht wünschen, daß die Taten anderer Herrengeschlechter in Böhmen verewigt werden. Es ist bezeichnend, daß Cosmas ausdrücklich erklärt: „Obwohl viel merkwürdiges aus Slawniks Leben bekannt ist, wollen wir doch nur einiges wenige davon berichten . . .“. Die Rücksicht auf die regierende Familie hemmte seinen Griffel.

Nach Slawniks Tod im Jahre 981 setzte alsbald die Verfolgung dieses sächsisch gesinnten Fürstengeschlechtes durch die Premysliden ein, als diese gewahr wurden, daß Kaiser Otto II. sich seiner gegen sie, die Unterstützer der bayrischen Verschwörung, bedienen wolle. Einer von den sechs Söhnen Slawniks, Woitiech, war für den geistlichen Beruf bestimmt. Auf der damals berühmten Magdeburger Schule unter der Aufsicht des dortigen Erzbischofs Adalbert, einer Stütze der Ottonen in Deutschland, hatte er seine kirchliche Ausbildung erhalten; nach ihm nannte er sich auch fortan Adalbert. Man kann es verstehen, daß der Kaiser darauf Gewicht legte, den Prager

Bischofssitz, als er Ende 981 erledigt war, mit einem ihm verwandtschaftlich nahestehenden gebürtigen Böhmen zu besetzen. Auch schien es, als ob seine Wahl anfangs allgemeine Zustimmung gefunden hätte. „Wen denn anders", soll die Versammlung in Lewy-Hradetz am 19. Februar 982, die zur Nennung des geeigneten Bewerbers berufen war, erklärt haben, „als unseren Landsmann Adalbert, dessen Taten, Adel, Reichtum, Lebenswandel so wohl zu dieser Ehre stimmen". Allerdings kennen wir seine Geschichte mehr aus verherrlichenden Legenden, als aus historischen Berichten. Gleich die ersten Jahre seiner Tätigkeit in Prag waren voll ernster Kämpfe, die sein geistlicher Biograph aus seiner strengen Anschauungsweise in kirchlichen und sittlichen Dingen zu erklären sucht. Er verließ 988 seinen Bischofssitz und zog nach Rom, um dort ein mönchisches Leben zu führen. Nach etwas mehr als vierjähriger Abwesenheit mußte er im Herbst 992 nach Prag zurückkehren, „auf ausdrücklichen Wunsch Herzog Boleslaws II.", behauptet seine Lebensbeschreibung, man möchte eher meinen, nach dem Willen der kaiserlichen Regierung, der sich der Böhmenherzog diesmal noch fügen mußte. Er nahm zwölf römische Mönche mit sich, um nächst Prag in Brewnow das erste Benediktinerkloster in Böhmen zu begründen. Allein er verblieb in seiner Diözese nur wenige Jahre, dann eilte er wieder in das ferne Kloster auf dem römischen Aventin. Aber weder die Liebe seines Abtes, noch die schwärmerische Freundschaft Kaiser Ottos III. für diesen böhmischen Verwandten konnten ihm dauernden Aufenthalt an der ihm liebgewordenen Stätte ermöglichen. Der Mainzer Metropolit, Erzbischof Willigis, der zugleich die Reichsgeschäfte leitete, glaubte Adalberts in Prag nicht entraten zu können und bestand auf dessen Rückkehr. Adalbert zögerte, irrte in der Welt umher, verweilte Wochen und Monate beim jugendlichen Kaiser, suchte Unterschlupf beim Polenkönig Boleslaw Chrabri, zu dem sich schon früher auch einer seiner Brüder begeben hatte. Erst von hier aus ließ er in Prag anfragen, ob seine Heimkehr noch erwünscht sei. „Keiner ist, der ihn noch aufnähme, auch nicht ein einziger", soll die Antwort gelautet haben. Adalbert empfing sie entgegen seinem gewohnten Ernst mit „freudigem Lachen" und rief:

„O guter Jesu, du hast die Fesseln gebrochen". Er widmete sich der einzigen priesterlichen Tätigkeit, die ihm noch übrig blieb, der Bekehrung der Heiden. Im Lande der Preußen hat er dann am 23. April 997 durch die Lanze eines heidnischen Priesters den längst ersehnten Märtyrertod gefunden.

Den wahren Schlüssel zu diesem tragischen Geschick des Sprößlings aus dem Slawnikingerhause gibt die Nachricht, daß anderthalb Jahre zuvor, am 28. September, dem Wenzelstag, 995 das ganze Geschlecht ausgerottet wurde: durch einen gräulichen Überfall in Libitz und Ermordung aller Familienmitglieder, die sich dort aufhielten, durch Verfolgungen, Hinrichtungen und andere Gewalttaten gegen Verwandte und Anhänger in Prag. Das große Slawnikingerreich in Böhmen fiel nun den Premysliden zu, vielleicht die letzte noch unabhängige Herrschaft im Lande, deren Geschichte Cosmas wohl gekannt, aber kaum andeutungsweise überliefert hat. Es hielt ihn davon wohl der nämliche Grund ab, der ihn auch bestimmte, jede Schuld an der Libitzer Gewalttat vom regierenden Fürsten abzuwälzen; Boleslaw wäre damals nicht „selbständig" gewesen, sondern hätte unter der Leitung „der Grafen" gestanden, während aus anderen Quellen seine unmittelbare Teilnahme an diesem Kampfe gegen das nachbarliche Herzogshaus deutlich hervorgeht. Ebenso vorsichtig und zurückhaltend spricht Cosmas über die Geschichte Bischof Adalberts, so daß kein Makel auf Boleslaw fällt, mit keinem Worte erwähnt er, was wir aus einer sächsischen Chronik wissen, daß Adalberts Nachfolger, der Sachse Theodag von Boleslaw III., der seinem gleichnamigen Vater 999 in der Regierung gefolgt war, aus dem Lande gejagt wurde.

Solche feindliche Stellungnahme gegen die Ottonen, die sich wie ein roter Faden durch die Politik aller drei Boleslawe zieht, mußte ihnen schließlich verhängnisvoll werden. Boleslaw III. hat an der Wende des Jahrhunderts, in demselben Jahre, da Kaiser Otto III. das Grab Adalberts in Gnesen „mit seinen Tränen netzte", seine ganze Herrschaft, die angeblich über Böhmen und Mähren hinaus bis nach Krakau reichte, verloren — an Polen.

Dem aufstrebenden premyslidischen Herzogtum war schon im 10. Jahrhundert ein gefährlicher Nebenbuhler erwachsen, das

polnische Reich, das in den Niederungen zwischen Oder und Warthe entstanden war, in Gnesen seinen politischen Mittelpunkt hatte und südwestlich bis an das heutige Schlesien reichte, wo es dem böhmischen Reich benachbart war. Noch unter Boleslaw I. und Boleslaw II. bestanden freundschaftlichste Beziehungen zu den polnischen Herzögen. Boleslaws I. Schwester Dubrawa heiratete Mesko I. von Polen; durch sie, die 977 starb, soll er und ein Teil des Volkes dem Christentum gewonnen worden sein. Schon 968 wurde in Posen ein Bistum gegründet, früher als in Prag, wo sich die Verhandlungen jahrelang ergebnislos hingezogen hatten. Zwei Jahre vor Meskos Tod, 990, entstand aber „grimmige Feindschaft" zwischen den beiden Schwägern, die sich auf Meskos Sohn und Nachfolger, den kriegstüchtigen Boleslaw I. Chrabri übertrug. Er hat unter Otto III., genauer gesprochen unter dem Geistlichen- und Frauenregiment, das an dessen statt im Reiche schaltete, seine Macht unermeßlich erweitern können. „Gott verzeihe es dem Kaiser, daß er einen Abhängigen zu einem Herrn gemacht hat", lautet der Stoßseufzer eines gleichzeitigen sächsischen Chronisten, Thietmars von Merseburg. Man erließ ihm den schuldigen Tribut, machte sein Land durch Errichtung eines Erzbistums in Gnesen frei von dem Einfluß des Magdeburger Metropoliten, dem es bisher unterstanden hatte, wehrte nicht einmal der polnischen Eroberung deutschen Grenzlandes zwischen Oder und Elbe. Und schließlich stellte man den Polen auch nichts in den Weg, als sie sich des premyslidischen Reiches in seiner Gänze bemächtigten. Zu Beginn des Jahres 1003 residierte der Pole in Prag, das ihn „durch seine Fröhlichkeit, wie ganz Böhmen durch seine Annehmlichkeit gelockt hatte". Der Böhmenherzog Boleslaw III. wurde seines Augenlichtes beraubt und irgendwohin nach Polen in Gefangenschaft gebracht. Sein ältester Sohn Jaromir war zu Hause von den „Seinen" gemartert und für Lebenszeit zum Krüppel gemacht worden, der jüngere Udalrich aber lebte fern von der Heimat am Hofe des Bayernherzogs Heinrich II. Die Premysliden schienen ihr Erbe verloren zu haben.

Aber nun bewährte sich die auf mehr als ein Jahrhundert zurückreichende Freundschaft zwischen Premysliden und Bayern.

5*

Der genannte Heinrich II., der Sohn jenes Heinrichs des Zänkers, der an Boleslaw II. einen geradezu aufopfernden Helfer gegen die Ottonen besessen hatte, war nach Ottos III. Tode (23. Januar 1002) zur Würde eines deutschen Königs emporgestiegen. Kaum hatte er seine Herrschaft im Reiche gefestigt, stellte er den beiden letzten premyslidischen Brüdern Jaromir und Udalrich ein deutsches Heer zur Verfügung, mit dessen Hilfe es ihnen gelang, die Polen aus Böhmen zu vertreiben. Am 8. September 1004 weilte dann Heinrich II. selber — es ist die erste bestimmte Nachricht von dem Aufenthalt eines deutschen Königs in Prag — auf der Burg Wischehrad als Freund und Beschützer der wieder eingesetzten Premysliden.

Und nun erst, da böhmisches Herzogtum und deutsches Königtum den eine Zeitlang verlorenen Weg freundschaftlicher Beziehungen wieder zueinander gefunden hatten, begann der gewaltige Aufstieg Böhmens und seines regierenden Hauses bis zu jenem Höhepunkte, da ein Premyslide glaubte, auch selber nach der deutschen Königskrone greifen zu können. Dieser Aufstieg fällt in eine Zeit, da auch das Deutsche Reich unter bayrischen und staufischen Königen zur höchsten Machtentfaltung gelangte. Dieses Zusammenfallen zweier Blüteperioden von seltener Pracht und Dauer scheint den Beweis zu erbringen, daß Böhmen und Deutschland gegenseitig aufeinander angewiesen seien, daß die Entwicklung in dem einen nicht ohne nachhaltige Wirkung auf das andere bleiben könne. Irrungen zwischen beiden traten auch später noch ein, wurden aber rasch beigelegt. Die erste war zugleich die schwerste.

Der kühne Gedanke eines Boleslaw Chrabri, Polen und Böhmen in einem Staatswesen zu vereinigen und aus beiden ein slawisches Großreich zu schaffen, das Deutschland im Süden und Osten umfaßte, wurde von dem Sohne Udalrichs, Herzog Bretislaw I. (1034—1055) von der böhmischen Seite her wieder aufgenommen. Wie jener benützte er einen Zeitpunkt tiefen Niedergangs des polnischen Reiches und seines Fürstenhauses, um nicht nur die ehedem von Böhmen losgerissenen Länder, insbesondere Mähren, zurückzugewinnen, sondern ganz Polen zu erobern. Bis ins Herz des Landes, bis nach Gnesen, konnte er vordringen, ohne Widerstand zu finden. Von dort holte er

nun die Gebeine des Slawnikingers Adalbert, des zweiten Prager Bischofs, den Deutschland und Italien schon seit einem Menschenalter als Heiligen verehrten, heim, um ihn im Prager Dom in feierlicher Weise beizusetzen. Im Sommer 1039 war Bretislaw Herr von ganz Böhmen und Polen.

Konnte das Deutsche Reich eine Vereinigung dieser Ländermacht in der Hand der Premysliden sich vollziehen lassen? Wie sich 1004 Heinrich II. der entthronten Premysliden angenommen und sie nach Böhmen zurückgeführt hatte, so trat jetzt Heinrich III. (1039—1056) als Beschützer des Polenprinzen Kasimir auf, dessen Mutter Richeza dem sächsischen Königshause entstammte. Zwischen Heinrich III. und Bretislaw entstand aber in begreiflicher Nachwirkung dieses deutsch-polnischen Bündnisses Feindschaft und Krieg. Trotz der Heftigkeit, mit der er zwei Jahre lang von beiden Seiten geführt wurde, endete er mit der Wiederherstellung des alten Treueverhältnisses. Bretislaw erkannte zuletzt, daß ein Widerstand Böhmens trotz mancher glänzender Siege von seiner Seite auf die Dauer ausgeschlossen war; hatte doch ein Teil seines Adels und Heeres ihn im entscheidenden Augenblick im Stiche gelassen. Anderseits lag es gewiß nicht im Sinne der deutschen Kaiserpolitik, die Verhältnisse in Böhmen von Grund aus zu ändern. Gegen Anerkennung der Lehenshoheit des Reiches, wie sie bis nun bestanden hatte, erhielt Bretislaw, der im Oktober 1041 vor dem deutschen König Heinrich III. in Regensburg erschien, seine Herrschaft im alten Umfange zurück.

In der nächsten Generation, unter Bretislaws Sohn und zweitem Nachfolger Wratislaw I. (1061—1092) gestalteten sich die Beziehungen zwischen Böhmen und dem Reich bereits so innig, daß deutsche Dichter von der „nie verletzten Treue und der in Kriegen und durch viele Triumphe erprobten stolzen Tapferkeit der Böhmen" sangen; daß Kaiser Heinrich IV. (1056—1106) des Böhmenherzogs aufopfernde Mithilfe bei allen Reichskriegen, insbesondere in Italien, im Mai 1085 auf einer Reichssynode in Mainz durch Verleihung der Königskrone, allerdings zunächst nur für dessen Person, lohnte; eine Auszeichnung, die der Mainzer Erzbischof dem Papste mit der Be-

merkung zur Kenntnis brachte: „Darin stimmen alle überein, daß er, wenn man ihm höhere Ehre und Gunst hätte erteilen können, auch dieser vollauf würdig gewesen wäre“. Man kann solche Urteile von Zeitgenossen über diesen Premysliden wohl verstehen, wenn man seine unbedingte Treue gegenüber dem unglücklichen schwer verfolgten Kaiser vergleicht mit dem Abfall so vieler deutscher Fürsten. Und dieses Verhältnis zu Heinrich IV. konnte der Böhmenkönig fast bis ans Ende seiner Regierung aufrecht erhalten, ohne dabei der Achtung des Papstes Gregors VII., Kaiser Heinrichs größten Feindes, verlustig zu gehen, der ihm nur einmal den Verkehr mit dem gebannten Kaiser väterlich verweisend vorhielt. Es scheint nicht bloße Schmeichelei gewesen zu sein, wenn der Bischof Lambert von Krakau an König Wratislaw einmal schrieb: „Es gibt keinen Fürsten und keinen Mächtigen, dessen Gunst und Entgegenkommen du nicht erlangen könntest“.

Nur in seinem eigenen Lande hatte er mit mannigfachen Widrigkeiten zu kämpfen und in seiner Familie gab es fast ununterbrochen Zwist, bald mit seinen Brüdern, bald mit seinem Sohne, bald mit seinen Neffen. Das hängt zusammen einerseits mit der ungeregelten Erbfolge, mit dem Widerstreit zwischen Seniorat (das Recht des Familienältesten) und Primogenitur (das Recht des erstgeborenen Sohnes), andererseits mit dem Gegensatz zwischen Böhmen und den mährischen Herzogtümern.

Herzog Bretislaw hatte mit der deutschen Judith, der Tochter des Grafen Heinrich von der böhmischen Mark in Bayern, der ersten sicher bezeugten deutschen Prinzessin auf dem premyslidischen Herzogthron, fünf Söhne. (Siehe die Stammtafel.) Als er 1055 starb, hinterließ er dem ältesten von ihnen, Spitignew (1055—1061), das Herzogtum Böhmen zu alleinigem Besitz, dem nächsten Wratislaw die Znaimer, Konrad die Brünner, Otto die Olmützer Provinz und Jaromir sollte bei der nächsten Erledigung das Prager Bistum übernehmen. Überdies bestimmte er, daß der jeweils in Böhmen regierende Herzog eine Art Oberherrschaft über alle übrigen Familienmitglieder ausüben sollte. Nur die Frage des Erbrechts in weiterer Folge scheint unentschieden geblieben zu sein. Der Übergang der böhmischen Herzogswürde von Spitignew auf Wratislaw, den

wir in dieser Stellung schon kennen gelernt haben, vollzog sich ruhig, weil Spitignew keine Söhne hinterlassen hatte. Aber schon während der Regierung Wratislaws erhob sich die Frage, ob nach seinem Tode sein ältester Sohn Bretislaw (Primogenitur) oder der älteste Bruder Konrad (Seniorat) berechtigteren Anspruch auf den Thron Böhmens besäße. Vielleicht nur die kurze Regierung Konrads (Jan. bis Sept. 1092) verhinderte, daß darüber ernster Kampf ausbrach. Fortan spielt aber das Erbfolgerecht mächtig hinein in die innere Politik Böhmens. Von 1095 bis 1125, also binnen dreißig Jahren, regierten fünf Premysliden, von denen zwei durch Ermordung, einer durch Entthronung ihre Herrschaft einbüßten. Beinahe kein Regierungsantritt vollzog sich ohne schwere Wirren, jeder regierende Herzog war zeitlebens von Mitgliedern des engsten Familienkreises, Brüdern, Vettern, angefeindet, bedroht, das Land und Volk in sich gespalten.

Unter solchen Verhältnissen waren die deutschen Könige oft gezwungen einzugreifen und auch mit Heeresmacht den einen oder anderen Premysliden zu unterstützen. Die bedeutendste derartige Unternehmung geschah im Jahre 1125/26, als der neue deutsche König Lothar von Supplinburg in den Kampf der beiden Bewerber um den erledigten böhmischen Thron, Sobieslaw-Udalrich von der böhmischen und Otto II. von der mährischen Linie, zu Gunsten Ottos eingriff. Am 18. Februar 1126 erlitt er bei Kulm an der böhmisch-sächsischen Grenze eine furchtbare Niederlage, bei der der größte Teil des deutschen Heeres in Eis und Schnee zugrunde ging und auch Otto fiel. Aber zwischen dem siegreichen Böhmenherzog und dem deutschen König wurde noch auf dem Schlachtfeld Friede und Freundschaft geschlossen, so fern lag es Sobieslaw-Udalrich, an dem Verhältnis des Landes zum Reiche etwas ändern zu wollen. Er hatte nur für seine dynastischen Rechte gekämpft, und als sie von Lothar anerkannt wurden, blieb er fortan — er starb 1140 — nach dem Ausspruch eines heimischen Chronisten „der treueste Freund des Reiches". Und ein gleiches, wenn nicht noch innigeres Verhältnis bildete sich nach kurzer anfänglicher Verstimmung zwischen Herzog Wladislaw II. (1140—1175) und Kaiser Friedrich Rotbart (1152—1190). Der einstmalige Treu-

bund zwischen Wratislaw und Heinrich IV. erfuhr eine volle Wiederholung und Erneuerung. Wie damals wurde auch jetzt der Premyslide durch den Titel und die Würde eines böhmischen Königs ausgezeichnet (1158), allerdings wieder nur für seine Person. Wie Wratislaw stellte auch jetzt Wladislaw dem Kaiser seine Völker für die großen kriegerischen Unternehmungen zur Verfügung: zuerst nach Polen, dann aber nach Italien, gegen Mailand 1154, gegen Rom 1161, 1162, 1167. Überall haben die Böhmen mitgekämpft und zu den großen Erfolgen Friedrichs beigetragen, allerdings sich auch bei den Zeitgenossen wegen ihrer Raubsucht und Plünderungswut einen verhaßten Namen gemacht.

Eine höchst beachtenswerte Ergänzung und Kräftigung erfuhren diese freundschaftlichen Beziehungen der Fürsten beider Länder noch durch die Bande innigster Zuneigung, die sich zwischen den bedeutendsten Bischöfen im premyslidischen Staat und den deutschen Kaisern ausbildete. Von Adalbert und Otto III. wurde früher gesprochen. Bischof Jaromir-Gebhard von Prag (1067—1090), der Bruder Wratislaws, mit dem er mehr als einmal in heftigsten Zwist geriet, war von 1077 bis 1084 deutscher Reichskanzler am Hofe Kaiser Heinrichs IV., das will sagen: nicht nur der offizielle Leiter der Reichskanzlei, sondern auch erster politischer Berater des Königs und Mitlenker der Reichsangelegenheiten. Man kann wohl behaupten, daß nie zuvor und kaum jemals wieder die Premysliden eine so angesehene und einflußreiche Stellung im Reiche innegehabt haben, wie zu Zeiten Heinrichs IV. Kaiser Konrad III. (1137—1152) wiederum fand an dem Olmützer Bischof Heinrich Sdik (1126—1151)[6] ein solches Gefallen, daß er sich ihn, wie er ausdrücklich erklärte, „ob seines makellosen Glaubens in allen Dingen, die sich auf die Verehrung Gottes beziehen, vor allen Bischöfen des Reichs zum Lehrer und gleichsam zum Vermittler auserkoren habe". Und gleiche Verehrung zollte diesem Bischof Papst Lucius II. (1144—1145), der ihm in einem Briefe bezeugt, daß er ihn schon vor seiner Erhebung auf den päpstlichen Stuhl „in aufrichtigster Zuneigung" geliebt habe und ihn fortan „nur umso eifriger lieben und wie nur möglich ehren wolle". Er berief ihn nach Rom, „da wir in mehreren geistlichen Angelegen-

heiten deines Rates bedürfen". Und als ihn sein Nachfolger Eugen III. zum Kaiser entlassen mußte, schrieb er diesem: „Sehr gerne hätten wir diesen frommen und gottgefälligen Mann einige Zeit in großer Ehre und Liebe bei uns behalten, weil wir aber erkannt haben, daß er dir nötig ist, senden wir ihn an deine Hoheit zurück". Ganz ähnlich gestaltete sich auch das Verhältnis zwischen Kaiser Friedrich Rotbart und König Wladislaws II. getreuem Bischof Daniel, von dem eine gleichzeitige Quelle erklärt, daß er am Hofe des Kaisers „gerne gesehen und brauchbar war".

Dieses einträchtige Zusammenwirken so mächtiger Glieder im Reich und in Böhmen, das auch diesem Lande zu nicht geringem Nutzen gereichte, wurde aber immer von neuem gestört und beeinträchtigt durch die inneren Kämpfe der Premysliden untereinander, die, je weiter die Verästelungen gediehen, umso heftiger und häufiger sich entwickelten, insbesondere nach König Wladislaws II. Tod (18. Januar 1175) unter Friedrich Rotbart. Der Kaiser hielt sich für berechtigt und fähig, diesem steten Zwiespalt zwischen böhmischen und mährischen Premysliden durch eine ebenso wichtige als tiefeinschneidende Entscheidung ein Ende zu machen. Wie er schon 1156 Österreich aus dem großen bayrischen Herzogtum ausgeschieden und selbständig gemacht hatte; wie er 1180 wiederum von Bayern, aber auch von Sachsen kleinere Herrschaften abgetrennt hatte, so sollte nunmehr auch Mähren von Böhmen losgelöst werden und fortan als reichsunmittelbare Markgrafschaft ein eigenes staatliches Leben führen (29. Sept. 1182). Die uralte von Cosmas schon überlieferte Bestimmung, daß „das mährische Land und seine Herren stets unter der Herrschaft des Herzogs von Böhmen stehen", sollte kraft kaiserlicher Machtvollkommenheit endgültig aufgehoben sein. Der Znaimer Herzog Konrad-Otto, dem auch die Provinzen Brünn und Olmütz zugefallen waren, der aber überdies Ansprüche auf den böhmischen Thron erhob, den er schon früher einmal kurze Zeit besessen hatte, mußte sich mit der Stellung eines reichsunmittelbaren Markgrafen von Mähren zufrieden geben; ein anderer Premyslide, Friedrich, König Wladislaws II. Sohn, wurde in Böhmen, daraus er kurz zuvor verjagt worden war, wieder eingesetzt. Solange Friedrich Rot-

bart regierte und eine Zeitlang darüber, blieb diese Verfügung in Kraft. Aber sie befriedigte weder die böhmischen noch die mährischen Premysliden. Beide sahen sich in ihren Ansprüchen auf das ganze Reich verkürzt. Es kam, während Kaiser Heinrich VI. fern in Italien weilte, zu neuen Mißhelligkeiten und Kämpfen, bis endlich am 6. Dezember 1197 — kurz vorher am 28. September war der Kaiser in Messina gestorben — die beiden Brüder Premysl Otakar I. und Wladislaw im Angesichte ihrer kampfbereiten Heere eine Einigung in dem Sinne schlossen, daß jener als Herzog in Böhmen, dieser als Markgraf in Mähren selbständig regieren sollte, beiden aber, um die schwer zu deutenden Worte des Chronisten zu wiederholen, „wie ein Sinn so auch eine Herrschaft zu eigen sein möge".[7]

Der neue deutsche König Philipp von Schwaben, der 1198 den Thron bestieg, mußte sich mit dieser Entwicklung der Dinge in Böhmen umso mehr zufrieden geben, als er die Hilfe der Premysliden in dem ihm bevorstehenden schweren Kampf mit seinem Gegenkönig Otto von Wittelsbach benötigte. Er sicherte sie sich, indem er Premysl Otakar I. am 8. September 1198, als er selber (in Mainz oder Boppard) gesalbt und gekrönt wurde, gleichfalls zum König von Böhmen weihen ließ. Zum dritten Male hatten die Premysliden diese höchste Würde errungen. Würden sie sie nunmehr dauernd behaupten können?

Premysl Otakars I. Stellung in dem großen Thronkampf Philipps mit Otto, sein Verhältnis zu dem Staufer, der ihn erhöht hatte, war lange nicht mehr so klar und entschieden, wie das seiner Vorgänger zu Kaiser Heinrich IV. oder Friedrich Rotbart. Von deren unbedingter Treue und Zuverlässigkeit kann bei ihm nicht mehr die Rede sein. Er hat vielmehr zwischen Philipp und Otto je nach den Zeitumständen geschwankt, er hat den Lockungen und Mahnungen der päpstlichen Partei willig Gehör geschenkt. Es ging ihm aber alles, so kühn und waghalsig er auch seine innere und äußere Politik betrieb, zum Glück aus. Als er sich von Philipp ab und Otto zuwandte, hat ihm auch dieser die Königswürde bestätigt. Und als er sich 1211 von dem mit dem Papste, seinem früheren Beschützer, zerfallenen Otto endgültig lossagte und sich dem neu auftretenden Gestirn, dem jungen Hohenstaufen Friedrich II., dem

Sohne Kaiser Heinrichs VI., anschloß, sicherte er sich den höchsten Preis, den er zunächst vom Kaiser erlangen konnte. Zu Basel, am 26. September 1212, erhielt er eine Urkunde unter goldenem Siegel (Bulle), die die feierliche Bestätigung seiner königlichen Würde für ihn und seine Nachfolger enthielt, also zum ersten Male erblich, mit der ausdrücklichen Anerkennung: „in Anbetracht der glänzenden Beweise von Ergebenheit, die das ganze Volk der Böhmen von altersher dem römischen Reiche gegeben, und weil sein berühmter König ihn von Anbeginn mit anderen Fürsten, eigentlich vor ihnen, zum Kaiser gewählt habe". Böhmens Verhältnis zum Reich wurde neu geregelt; die bisherigen Geldleistungen und sonstigen Verpflichtungen gegen den kaiserlichen Hof wurden aufgehoben; nur noch zur Entgegennahme der königlichen Abzeichen (Regalien), zum Besuch der Hoftage in Bamberg, Nürnberg, Merseburg und zur Entsendung von 300 Bewaffneten zur Kaiserkrönung in Rom oder Zahlung von 300 Mark sollten in Zukunft die böhmischen Könige verpflichtet sein. Vier Jahre darnach, am 26. Juli 1216 empfing Premysl Otakar I. von Kaiser Friedrich II. zu Ulm eine zweite goldene Bulle, durch die die Einsetzung seines Sohnes Wenzel zum Nachfolger in Böhmen von Kaiser und Reich anerkannt wurde. Die Primogenitur, die Erbfolge des ältesten Sohnes war hiemit gesetzlich festgelegt, das Seniorat endgültig beseitigt. Indem Wenzel zugleich mit des Kaisers Geschwisterkind Kunigunde, der Tochter Philipps von Schwaben, der Enkelin Friedrich Rotbarts verlobt wurde, hatte Premysl Otakar wohl alles erreicht, was sein Herz und sein hoher Sinn für sich und sein Haus begehren konnte.

Die Zeit war gekommen, wo Böhmen, mit Hilfe des deutschen Kaisertums im Innern gefestigt, kein Spielball mehr einander entgegenwirkender Kräfte, unter der Führung eines mächtigen Hauses seine eigenen Bahnen gehen konnte, ohne befürchten zu müssen, durch fremde Einflüsse aus diesen geworfen zu werden.

Und welches war nun die Richtung, die das premyslidische Königshaus fortan in seiner inneren und äußeren Politik einschlug?

Fünfter Abschnitt.

Die premyslidische Königszeit. 1212–1306.

Im Schlepptau der deutschen Reichs- und Kaiserpolitik waren die premyslidischen Herzöge vorwärts gekommen. Ob der deutsche Kaiser gegen Polen oder andere Slawen, gegen Magyaren oder sich auflehnende deutsche Fürsten, gegen Mailand, Rom oder Neapel kämpfte, die Premysliden leisteten ihm Gefolgschaft und Kriegsdienst gegen alle und jeden. Deutsche Fürsten lehnten sich auf gegen die deutschen Könige, verweigerten ihnen Heeresfolge, Anerkennung, setzten sie ab, erhoben Gegenkönige, — die premyslidischen Herzöge, insbesondere seit Wratislaw I., folgten willig, wenn die deutschen Kaiser riefen. Diese Erscheinung erklärt sich wohl daraus, daß das eigene Schifflein der Premysliden von innerer Meuterei bedroht, Schiffbruch hätte erleiden müssen, wenn es nicht an das stolze Kaiserschiff angeklammert geblieben wäre. Auf diese Weise erklärt sich der gewaltige Aufstieg der Premysliden. Mit der endgültigen Erhebung Böhmens zum erblichen Königtum standen sie an Würde und Ansehen über allen deutschen Regentengeschlechtern. In Bayern, Sachsen, in Thüringen und am Rhein, in Lothringen und Brandenburg gab es nur Herzöge oder Grafen. Böhmens Herr führte den Titel eines Königs, wie das Oberhaupt des ganzen Reiches, der deutsche König selber.

Wenn man berücksichtigt, welche Strenge in der Rangordnung dazumal eingehalten wurde, dann kann man verstehen, was es bedeutete, wenn Kaiser Friedrich II. im Jahre 1230 in einem Schreiben den jungen böhmischen König selbst den geistlichen Fürsten voranstellte, oder wenn der Papst in einem Brief an die Erzbischöfe von Salzburg und Regensburg 1230 ihn unter den weltlichen Fürsten an erster Stelle nennt, von anderen Auszeichnungen, die ihm zuteil wurden, abgesehen. Und diesen Rang hatte der Sohn dem Vater zu verdanken, der sein Verhältnis zu den letzten Staufen ausgenützt hatte, um sein eigenes

Haus zu sichern. Nach außen hin mochte es scheinen, besonders als die deutsche Königstochter 1228 wirklich in Prag als Wenzels Gemahlin einzog, als ob ein neuer Treubund festester Art zwischen Böhmen und dem Reich geschlossen sei. In einem kaiserlichen Privileg vom Juli 1231 ließ sich Wenzel bestätigen, daß er ein „Nacheiferer und Nachahmer der väterlichen Ergebenheit gegen den Kaiser (Friedrich II.), gegen dessen geliebten Sohn, den deutschen König (Heinrich) und gegen das Reich sei".

Für die Zeit seit 1212 trifft dieses Urteil über Premysl Otakar I. auch zu. Die Risse liegen weiter zurück; wie denn überhaupt dieser Fürst zwar einer der tatkräftigsten und zielbewußtesten unter allen Premysliden war, aber persönliche Treue und politische Uneigennützigkeit sehr hintansetzte. Er hat seine Ehe mit seiner ersten Gemahlin Adele von Meißen nach mehr als zwanzigjähriger Dauer gelöst, sie tyrannisch behandelt und auch die mit ihr erzeugten Kinder verstoßen. In der kurzen Zeit von 1198 bis 1202 hat er seine Haltung gegenüber den beiden deutschen Gegenkönigen Philipp von Schwaben und Otto von Wittelsbach dreimal geändert. Vielleicht war es ihm nur auf diese Weise möglich, seine Stellung zu behaupten und vor allem seinen Ehrgeiz zu befriedigen. Und dieser war groß. Schon im Jahre 1197, als er gegen seinen Bruder in den Kampf um das ihm entrissene böhmische Herzogtum eintrat, soll er erklärt haben, lieber sterben zu wollen, als ohne Sieg zurückzukehren. Dieser Zug von Entschlossenheit hat ihm auf seinem weiteren Weg vielfach geholfen. Otakar hat Böhmen errungen und es nicht nur trotz aller Widerwärtigkeiten behauptet, sondern zu ungeahnter Macht und Höhe fortentwickelt.

Sein Sohn, der schon genannte König Wenzel I., der 1205 geboren noch bei Lebzeiten des Vaters 1228 den Thron bestieg und nach dessen Tode (15. Dezember 1230) allein regierte, war eine ganz anders geartete Natur. Er legte Wert auf die vom Vater überkommene Macht und Stellung, neigte aber zu einem ruhigen, mehr zurückgezogenen Leben mit wenigen Begleitern in eigens für ihn erbauten Kastellen und Häusern. Er hätte gerne Krieg und politischen Kampf gemieden; es war ihm nicht beschieden. Fast seine ganze Regierungszeit ist erfüllt von inneren und äußeren Streitigkeiten, zeitweise sehr ernster Art.

Vom Vater übernommen hat er die Feindschaft mit dem benachbarten Herzogtum Österreich unter dem kriegsfreudigen Friedrich dem Streitbaren. Wiederholt beigelegt, durch Friedensschlüsse und Familienverträge scheinbar beendigt, brach dieser böhmisch-österreichische Kampf immer wieder, auch unter Wenzel aus. Er wurde von böhmischer Seite mit unsicherem Erfolg geführt, insbesondere weil Wenzels jüngerer Bruder Premysl als Markgraf von Mähren wiederholt zu Friedrich hielt. Auch nach Premysls frühem Tode (16. Oktober 1239) wurde der Krieg fortgeführt und endete erst, als Herzog Friedrich, „der letzte Babenberger", am 15. Juni 1246 in einem Kampfe gegen Ungarn fiel. Aber nun wurde Wenzel in einen noch schwereren hineingetrieben, in den großen weltgeschichtlichen letzten Kampf zwischen Papsttum und Kaisertum, den Gregor IX. (1227—1241) und dann Innozenz IV. (1243—1254) gegen Friedrich II. führten.

Kaiser Friedrich II., Friedrich Rotbarts Enkel, war seinem ganzen Wesen nach kein Deutscher mehr, er war ein Sizilianer, also von jener eigenartigen orientalisch-südländischen Mischkultur, die sich von der romanisch-germanischen so stark abhob. Die Erhebung auf den deutschen Thron, den nach dem Tode seines Oheims Philipp von Schwaben (1208) der Welfe Otto IV. vier Jahre lang unangefochten innehatte, verdankte er, der früh Verwaiste, seinem Vormund Papst Innozenz III., als dieser sich mit dem Kaiser überwarf. Friedrich selber hätte nicht daran gedacht, das Erbe seiner Väter noch einmal zu erringen. Nie vorher hatte er deutschen Boden betreten, selbst die deutsche Sprache beherrschte er notdürftig; niemand in Deutschland kannte ihn. Jetzt verstehen wir, warum er dem Böhmenkönig soviel Dank wußte, daß dieser ihn auf Veranlassung des Papstes als erster anerkannt hatte, gleichsam den übrigen deutschen Fürsten den Weg weisend. Nur dreimal während seiner langen Regierung hat er in Deutschland geweilt: 1212, um sich die Krone zu erwerben und zu sichern, bis 1220, dann 1235—1236 für vierzehn, 1237 für acht Monate. Sein Reich blieb Sizilien und Italien. Und nur wegen dieser Länder geriet er in Gegensatz zum Papsttum. Er hatte sich verpflichten müssen, im Falle seiner Krönung zum deutschen Kaiser auf das sizilische König-

reich zu verzichten, den Königstitel für dieses Land abzulegen. Als der Papst ihn daran mahnte, glaubte Friedrich, sich gegen seine Ehre und gegen seine höchsten Pflichten zu vergehen, wenn er das vorzeitig in einer Zwangslage gegebene Versprechen erfüllte. Daraus entstand der Streit, der in ein grausames, von beiden Seiten mit wildestem Ingrimm geführtes Ringen um die Obmacht in Italien ausartete.

Deutschland ist in diesen Kampf, der auf italienischem Boden schon seit 1225 tobte, erst nach 1245 hineingezogen worden, nachdem Papst Innozenz IV. auf dem Lyoner Konzil (Juni) den Kaiser für abgesetzt erklärte. Aber eine kaiserfeindliche Partei gab es schon längere Zeit auch in Deutschland. An ihrer Spitze stand der Herzog Otto II. von Bayern, zu dem König Wenzel die freundschaftlichsten Beziehungen unterhielt. Es kann daher nicht überraschen, wenn man vernimmt, daß auch Wenzel schon im Jahre 1240 deutlich zu dieser päpstlichen Partei im Reiche hinneigte. Doch gelang es dem Kaiser, den Böhmen noch einmal zurückzugewinnen; vielleicht weniger durch Versprechungen, die er ihm in Hinsicht auf Vergrößerung seines Reiches machte, als vielmehr durch eine Mahnung an ihr persönliches Verhältnis, in einem Schreiben, das in die Worte ausklang: er (Friedrich) rufe Gott zum Zeugen an, daß er nie einen Menschen auf dieser Welt mehr geliebt, niemandes Ehre und Nutzen mehr gefördert habe, was Wenzel selber wissen müßte, wenn er sich die Vergangenheit in Erinnerung rufen wollte.[1]

Es war das Schwanenlied der ererbten Freundschaft zwischen Hohenstaufen und Premysliden. Wenzel hat noch eine Zeitlang gezögert, hat versichert, sich neutral zu halten, aber seit 1246 ist er eine der Hauptstützen des Papsttums im Kampfe gegen den Kaiser. Und der ihn vornehmlich auf diese für ihn und sein Haus gefährliche Bahn der Abhängigkeit von der Kurie gebracht hat, war ein deutscher Geistlicher aus einem der bedeutendsten deutschen Fürstenhäuser, Graf Bruno von Schauenburg, den Innozenz IV. entgegen dem Willen des ganzen Bistums im Juli 1245 zum Bischof von Olmütz ernannt hatte, um im Reiche König Wenzels einen sicheren Parteigänger zu haben.[2] Welch ein Wandel gegenüber den Zeiten der kaisertreuen böhmischen Bischöfe Adalbert, Gebhard, Daniel! — Anderthalb Jahre

dauerte es, bevor dieser dem Lande und seinem Bistum völlig fremde Oberhirt sich den Eintritt in seine Diözese erzwang. König Wenzel stürzte durch diese Abkehr vom deutschen Kaisertum sein Land in furchtbare Kämpfe, denn die überwiegende Mehrzahl war noch staufisch gesinnt, anfangs auch sein Sohn und voraussichtlicher Nachfolger Premysl Otakar (II.), und es dauerte geraume Zeit, bis die römische Partei, geführt vom deutschen Bischof Bruno, sich hier durchsetzte.

Eben als die ganze böhmisch-mährische Politik durch ihr unmittelbares Eingreifen in den Weltkampf zwischen Kaiser und Papst einen völligen Umschwung erfuhr, geriet das premyslidische Reich in die große Gefahr, von einem ganz fremden Feind, der aus dem fernen Osten herangezogen kam, überrannt zu werden, von den Tataren oder Mongolen.

König Wenzel I. führt in der heimischen Literatur bekanntlich den Ehrennamen eines Tatarenbezwingers und ältere Geschichtsbücher sind voll der Heldentaten, die damals das böhmische Heer gegen dieses wilde asiatische Volk vollführt hat, am Hosteiner Berg, vor Olmütz und anderwärts. Leider spielen hier wiederum arge Urkundenfälschungen aus dem 19. Jahrhundert, sagenhafte Überlieferungen infolge historischer Verwechslungen und die Volksphantasie eine verhängnisvolle Rolle.[a] Schält man den geschichtlichen Kern heraus, so ergibt sich etwa folgender wahrhafter Verlauf der Ereignisse.

Vom Osten vorbrechend gelangte zu Beginn des Jahres 1241 ein Heereszug der Mongolen bis nach Schlesien, wo sich ihm der dortige Herzog Heinrich, ein Schwager König Wenzels, mutig entgegenstellte. Die ungeheure Gefahr, die seinem Lande drohte, seit Monaten voraussehend, hatte er sich an alle Fürsten, an Kaiser und Papst um Hilfe gewandt, und der Kaiser seinerseits hatte nicht nur das ganze Reich, sondern auch die Könige von England und Frankreich um raschen Beistand angerufen. Der am meisten und zu allererst Bedrohte war natürlich der Böhmenkönig. Es unterliegt auch keinem Zweifel, daß er gerüstet hat und ausgezogen ist. Aber wie er selbst in einem Briefe nachher schrieb, habe sich Herzog Heinrich zu früh in die Schlacht bei Liegnitz am 9. April 1241 eingelassen, bevor das

böhmische Heer zur Stelle war, — „und wurde erbärmlich erschlagen“. Wenzel behauptet weiter, daß die Tataren seinem Anmarsche, der den Zweck hatte, den gefallenen Herzog und die Niederlage der Schlesier zu rächen, nicht standgehalten hätten, daß sie vielmehr, „kaum daß sie unser Vorhaben und unseren Plan erkannten“, die Flucht ergriffen und in Eilmärschen nach Mähren und von dort nach Ungarn abzogen.

So mag wohl auch damals die Lage beurteilt worden sein. Allein in Wirklichkeit war die Abänderung der tatarischen Marschrichtung nicht veranlaßt durch die Furcht vor einem Zusammenstoß mit dem Heere König Wenzels, sondern durch innere Vorgänge im mongolischen Lager. Zwei Tage nach der Liegnitzer Schlacht, am 11. April, hatte ein zweites Tatarenheer in Ungarn am Flusse Sajo (rechter Nebenfluß der Theiß) einen zweiten großen Sieg errungen und viel Beute dabei gewonnen. Um sie zu teilen, wurden die Anführer des schlesischen Heeres nach Ungarn gerufen und folgten mit ihren Streitkräften diesem Beschlusse. Von diesem Augenblicke an war die Gefahr, die Wenzel mit Recht „für die ganze Christenheit“ befürchtet hatte, beseitigt. Während Wenzel die böhmische Nordostgrenze deckte, schob sich das Tatarenvolk der Oder und March entlang nach Ungarn zu. Aber nicht „fluchtartig“, wie der König behauptete, vielmehr dauerte der Durchzug an die vierzehn Tage. Gewiß hat Mähren, besonders der Osten, dabei schwer gelitten. Aber irgend ein bestimmtes Kriegsereignis, eine Schlacht, ein Zusammenstoß, ein Abwehrversuch wird von den gleichzeitigen Quellen nicht überliefert. Man kann nur sagen: der Tatareneinfall in Mähren stellt sich dar als ein Verwüstungszug, der rasch vorüberging, als eine gefährliche Flut, die sich aber von selber schon an der äußersten Ostgrenze brach, ohne tiefer in das Land einzudringen. Für jeden Fall war es ein welthistorisches Ereignis, das schon die Zeitgenossen mächtig aufregte und in der Erinnerung haften blieb. Und eben diese Erinnerung hat mit dem Mongolenzug all das Elend verknüpft, das in den nächsten Jahren durch andere Kämpfe über das mährische Land hereinbrach, die zusammenhängen mit einem anderen Ereignis von höchster Wichtigkeit, mit dem Aussterben der

Babenberger in Österreich und in der Steiermark. Der große Kampf um das babenbergische Erbe, an dem Böhmen in allererster Linie beteiligt war, begann.

Der Premysliden Augenmerk war schon lange auf das Land „nördlich der Donau" gerichtet. Schon 1084 hatte sich König Wratislaw, der treue Anhänger Kaiser Heinrichs IV., Hoffnungen auf die Erwerbung der Ostmark gemacht, die nicht in Erfüllung gingen. Jetzt, beim Erlöschen der Babenberger im Mannsstamm hatten die Premysliden die besten Aussichten, denn König Wenzels Sohn Wratislaw, der bereits die Markgrafschaft Mähren verwaltete, war mit der einen der beiden babenbergischen Erbinnen, Gertrude, Herzog Friedrichs des Streitbaren Nichte, vermählt. Er wurde auch wirklich nach dessen Tode als Herzog von Österreich anerkannt, die Verbindung Mährens mit Österreich und Steiermark schien sich in ruhigster Weise vollzogen zu haben und eine erledigte Sache zu sein. Da starb Wratislaw nach einer Regierung von wenigen Monaten am 2. Januar 1247. Nun erhoben der Kaiser, Ungarn, Böhmen Ansprüche und der eigentliche Kampf um das Erbe setzte ein. Fünf Jahre wurde ein wütender Krieg geführt, in dessen Verlauf der gefährlichste Bewerber, der Kaiser Friedrich II. 1250 starb. Sein Sohn und Nachfolger, der neue deutsche König Konrad IV. aber räumte das Feld, indem er schon im Jahre 1251 Deutschland verließ, um für das unteritalische Erbe des Vaters einen aussichtslosen Kampf zu beginnen. Sein Gegenkönig Wilhelm von Holland, der schon 1247, noch bei Lebzeiten Friedrichs II., von der päpstlichen Partei gewählt und am 1. November 1248 auch in Aachen gekrönt worden war, schenkte der Babenbergerfrage keine Beachtung. Unter solchen Verhältnissen blieb der zweite Sohn Wenzels, Premysl Otakar (II.), der damals, wie sein verstorbener Bruder, Markgraf von Mähren war, Sieger. Am 21. November 1251 zog er in Wien ein. „Bald gab es", so schreibt ein österreichischer Chronist nicht ohne Übertreibung, „keinen Winkel, der seiner Herrschaft widerstrebt hätte". Und da er sich überdies mit der zweiten babenbergischen Erbin, Margaretha, einer um viele Jahre älteren Wittfrau, am 11. Februar 1252 in

Hainburg vermählte, wurde seine Stellung in den neuen Fürstentümern sogar legitim. Allein König Bela IV. von Ungarn gab sich mit dieser Lösung der Frage nicht zufrieden und begann den Krieg von neuem. Er bediente sich dabei der Kumanen, eines heidnischen Räubervolkes, das durch die Mongolen aus seinen Wohnsitzen an der unteren Donau nach Ungarn gezogen und zwischen Theiß und Donau angesiedelt worden war. Diese Kumanen ließ nun Bela anderthalb Jahre in Steiermark, Österreich, Mähren plündern, rauben, so daß diese Länder damals die schwersten Leiden auszuhalten hatten. Die Verwüstungen in Mähren, im ganzen Gebiete bis nach Olmütz und Brünn infolge der kumanischen Einbrüche in den Jahren 1252 und 1253 haben dann auf die Sagenbildung über den Tatareneinfall von 1241 eingewirkt.

Premysl Otakar war diesem wilden Kampf auf die Dauer nicht gewachsen. Er hätte sich gegen Bela nicht behaupten können, wenn ihm nicht in seiner Not ein mächtiger Beschützer zu Hilfe gekommen wäre: Papst Innozenz IV., der in Mähren, wie schon dargelegt wurde, in der Person des Olmützer Bischofs Bruno einen glänzenden Vertreter besaß. Um den Preis, daß Premysl Otakar, der Sohn einer Staufin, der bisher sogar gegen den Vater und die ganze päpstliche Partei in Böhmen und Mähren auf der Seite der Staufer ausgeharrt hatte, sich endgültig von ihr lossagte, vermittelte der Papst einen Frieden, der zunächst die premyslidischen Länder von den ungarisch-kumanischen Bedrückern befreite.

Wir kennen den Wortlaut des Schwures, den der Premyslide zuerst am 17. September 1253 in Krems vor den Bischöfen von Freising, Regensburg, Passau und vielen Geistlichen, dann zum zweiten Male in Prag am 8. November vor geistlichen und weltlichen Großen in die Hand des päpstlichen Legaten, der eigens zu diesem Zwecke abgesandt worden war, leisten mußte. Er lautet: „Unter unserem Eide geloben wir eurer Väterlichkeit nach Laut dieser Urkunde, daß wir und die unsrigen mit unsern Ländern, Burgen, Städten und nach unserm ganzen Vermögen der römischen Kirche und ihrem jeweiligen Oberhirten, sowie Wilhelm, dem illustren König der Römer, solange er in Gunst

und Ergebenheit der römischen Kirche verharren wird, beistehen werden. Wir werden ihn treu und aufrichtig unterstützen und uns auf sein Verlangen, so bald es uns möglich sein wird, zu ihm begeben, von ihm die Regalien entgegennehmen und ihm dienstbare Huldigung leisten. Und all das, was wir hier gelobt und beschworen haben, werden wir rein, aufrichtig und ohne Falsch während der ganzen Zeit unseres Lebens einhalten."[4]

Nach diesem Opfer, wenn es für ihn ein solches war, nach diesem Verzicht auf politische Selbständigkeit in doppelter Hinsicht, dem Papste und dem von diesem anerkannten deutschen Könige gegenüber, wurde dann der endgültige Frieden mit Ungarn am 3. April 1254 in Preßburg abgeschlossen, in dem der mährische Markgraf zwar nicht mehr die Steiermark, die an Bela IV. fiel, aber wenigstens Österreich behalten durfte. Da aber mittlerweile König Wenzel I. am 22. September 1253 gestorben war, besaß Premysl Otakar II. bereits das väterliche Erbe: Böhmen. Es ist jener Fürst, den schon die Zeitgenossen als den „goldenen König" priesen, den die heimische Geschichtschreibung als den größten Premysliden feiert, dessen Leben und Sterben durch große deutsche Dichterwerke verewigt wurde.

Das Urteil über ihn muß aber anders lauten, wenn wir seine politische Tätigkeit rein historisch betrachten.[5] Er begann sie als Prinz damit, daß er sich 1248, im Alter von ungefähr achtzehn Jahren — seine Geburtsdaten sind merkwürdigerweise nicht genau überliefert — von einer mit der Haltung seines Vaters unzufriedenen Partei auf den Schild erheben ließ, um nach dem ersten Mißgeschick sie im Stiche zu lassen, reuig zurückzukehren und als Gnade entgegenzunehmen, was mit den Waffen zu erobern er sich zu schwach erkannte. Nur „auf feindlichen Rat" habe er sich gegen den Vater erhoben, erklärte er später in einer Urkunde vom 10. Juli 1254. Auch seine oft gerühmten militärischen Eigenschaften erscheinen in Wirklichkeit während der ganzen Regierungszeit recht bescheiden. Die Feldzüge, die er als Prinz unternahm, schlugen alle fehl. Von der Prager Burg floh er und hielt sich verborgen, während seine Anhänger einen Verzweiflungskampf zu Ende führten. Die späteren Kriege gegen Bayern, gegen Ungarn verliefen oft

recht fraglich, so sehr sie auch von seinen Lobrednern als Siege gepriesen wurden. Ein Makel an seinem Charakter bleibt es immerdar, daß er zu einer Zeit, da das Haus der Premysliden außer ihm keine männlichen Sprossen mehr besaß, eine Ehe einging, die er doch nur als politisches Geschäft betrachtete. Natürlich hatte er neben seiner legitimen Gemahlin, der Babenbergerin Margaretha, die nach dem Altersverhältnis seine Mutter hätte sein können, eine zweite Gefährtin, die ihm bis 1260 bereits drei Kinder geschenkt hatte. Bald gab er, der politischen Lage Rechnung tragend, beide Frauen preis, um ein zweckmäßigeres drittes Band knüpfen zu können.

Der hervorstechendste Zug in seinem ganzen Wesen ist aber sein blinder Gehorsam gegen das Papsttum von dem Augenblick an, da er sich ihm eidlich verschrieben hatte. Die Kurie hat ihm schwere Verpflichtungen auferlegt; er hat sie alle erfüllt. Sie hat ihm manch sehnlichen Wunsch abgeschlagen, ihn hingehalten; er hat sich darein gefügt. Bei jedem wichtigeren Schritt ist es zuerst die Wohlmeinung, das „beneplacitum" des Papstes, das er einholt. Dessen Wünsche und Aufträge hat er ohne Zaudern durchgeführt. Schon im Jahre nach der Thronbesteigung unternahm er auf Innozenz' IV. Geheiß einen Kreuzzug gegen die heidnischen Preußen, der ihn bis an den Ort führte, der nach ihm „Königsberg" genannt wurde und später zu einer bedeutenden Stadt erwuchs. Er beendete die weite Fahrt sofort, als ihm die Nachricht von dem am 7. Dezember 1254 erfolgten Tode des Papstes zukam. Er eilte heim, in dem Glauben, daß dieses Ereignis vor allem in Deutschland politische Veränderungen zur Folge haben könnte. Denn die Frage der Wahl eines geeigneten Oberhauptes im Reich stand schon damals auf der Tagesordnung. Der im Jahr 1247 gegen Kaiser Friedrich II. gewählte deutsche König Wilhelm von Holland galt doch nur als ein Geschöpf von Innozenz' Gnaden. Die Reichsfürsten dachten wohl auch an eine Neuwahl und es gibt Anhaltspunkte dafür, daß Otakar sich schon damals (1254) Hoffnungen machte, zu dieser Würde emporsteigen zu können. Als er aber gewahr wurde, daß der neue Papst Alexander IV. an Wilhelm festhielt, zog er sich

sofort von jeder Mitwirkung an diesen Plänen zurück. Dasselbe Schauspiel einer Rücksichtnahme bloß auf die Wünsche und Entschlüsse der Kurie bemerken wir an Otakar wieder, als die Wahl der beiden deutschen Gegenkönige Richard von Cornwall und Alfons von Kastilien 1257 vor sich ging, und ebenso bei den von den deutschen Fürsten ausgegangenen Anregungen einer Neuwahl in den Jahren 1262 und 1268.

Doch auch bei den großen kriegerischen Unternehmungen des Königs spricht nicht selten die Kurie ein entscheidendes Wort mit. Als nach allerlei Unstimmigkeiten und Verwicklungen zwischen Otakar II. und Herzog Heinrich von Bayern, an denen der päpstliche Stuhl mit die Schuld trug, 1266 der Krieg zwischen ihnen ausbrach, war es schließlich das Machtwort Papst Klemens' IV., das Otakar zwang, im Mai 1267 die weitere Verwüstung des bayrischen Landes einzustellen, da die Kurie gedroht hatte, „Berauber der Kirchen und Störer des christlichen Volkes" durch kirchliche Strafe zu zügeln. — Noch viel deutlicher zeigt sich in den Kriegen mit Ungarn Otakars Abhängigkeit vom Papste. Der Vermittlung Innozenz' IV., die zum Preßburger Frieden von 1254 geführt hatte, wurde schon gedacht. Sechs Jahre später, 1260, war der damals geschlossene Freundschaftsvertrag bereits wieder in Brüche gegangen. Am 12. Juli d. J. war die erste Marchfeldschlacht geschlagen worden, die zu Otakars Gunsten ausgegangen war, nicht zuletzt weil Belas IV. Sohn, der „wilde Stephan", sich durch sein unvernünftiges Gebaren Adel und Volk der Steiermark, die er verwaltete, entfremdet hatte. Otakar rühmte sich in einem eigenen Schlachtbericht an Papst Alexander IV., daß er „das Königreich Ungarn leicht hätte unterwerfen", ja sogar „zur dauernden Knechtschaft herabdrücken können". Er begnügte sich aber im Friedensschluß mit Steiermark, weil er sich dem päpstlichen Willen fügen mußte, und suchte durch Vermählung mit Belas IV. Enkelin, Kunigunde von Halitsch (28. Oktober 1261), freundschaftliche Beziehungen anzuknüpfen. Aber nach Belas Tod (1270) eröffnete Stephan V. den Kampf um das durch seine Schuld verloren gegangene steirische Land und bedrängte Otakar so schwer, daß er am 3. Juli 1271 einen raschen Frieden

abschließen mußte. Er brach ihn, als König Stephan im August des folgenden Jahres starb und nur einen minderjährigen Sohn Ladislaus hinterließ. Das böhmische Heer rächte die früheren Greueltaten der Ungarn durch furchtbares Wüten und Morden in deren Lande. Da griff aber Papst Gregor X. gleichsam als natürlicher Beschützer des jungen ungarischen Königs ein. Seinen Bitten, überhaupt von einem Angriff abzustehen, hatte Otakar kein Gehör geschenkt. Als aber der Papst, kaum daß der Krieg im Juli 1273 begonnen hatte, die deutsche Königsfrage in ernste Verhandlung zog, brach Otakar die ungarische Unternehmung sofort ab, verzichtete auf alle Eroberungen, um sich die Gunst des Papstes in dieser für ihn wichtigsten Angelegenheit nicht zu verscherzen.

Eroberungen mit dem Schwerte sind dem Böhmenkönig nur wenige geglückt. Mehr Erfolg hatte er auf dem Wege diplomatischer Verhandlungen, für die er in dem Olmützer Bischof Bruno einen besonders begabten Berater besaß. Ihm verdankte er, daß er der länderreichste Fürst seiner Zeit wurde, in „neun Landen" — Böhmen, Mähren, Österreich, Steiermark, Kärnten, Krain, windische Mark, Portenau und Eger — sich Herrscher bezeichnen konnte. Es lag ein Schein von Wirklichkeit in den Worten, mit denen ihn sein Kämmerer Andreas im Jahre 1272 zum ungarischen Krieg anspornte: „Welcher Sterbliche kann mit deiner Macht auf Erden verglichen werden?" — Dazu kam sein ungeheurer Reichtum an Edelmetall dank der böhmischen Bergwerke. Schon das Einkommen seines Vaters schätzte man in Deutschland auf 100.000 Mark, während man das des Brandenburgers und des Kölner Kurfürsten nur auf 50.000, das des Herzogs von Bayern auf 20.000, das der Erzbischöfe von Mainz und Trier auf 7000 und 3000 und das des Herzogs von Sachsen nur auf 2000 anschlug. Von Otakar aber schrieb ein deutscher Chronist: er habe Türme voll Gold und Silber angesammelt.

Es hätte vom Machtstandpunkt ihm nicht als Anmaßung ausgelegt werden können, daß ihm die deutsche Königskrone am ehesten gebühre. Man kann nicht nachweisen, daß er sich jemals offen um sie beworben habe, aber der Gedanke beherrschte ihn

seit 1254 ohne Unterlaß. Seine stillen Hoffnungen und die heimlichen Flüsterungen von Höflingen und Schmeichlern erfuhren aber eine bittere Enttäuschung, als am 1. Oktober 1273 der „dürftige" Graf Rudolf von Habsburg zum deutschen König erwählt wurde.[6] Nach Otakars Überzeugung „zum Schaden des Reiches und zu seinem Nachteil", wie er selber dem Papste schrieb, weshalb er sich auch der Wahl enthalten habe. Und in einem zweiten, vielleicht nur formelhaften Schreiben beklagte er sich über „die Fürsten Deutschlands, denen die Macht zusteht, die Könige zu wählen", weil sie seine Rechte mißachtet hätten. Er malte den „beklagenswerten Zustand" des Reiches aus, das jetzt einem „gewissen wenig geeigneten Grafen" anvertraut an „Personen" gelangt sei, „die die Unberühmtheit verbirgt, die aller Machtfülle entbehren und von der Last drückender Armut gequält seien". Der päpstliche Stuhl dürfe es nicht dulden, die Welt nicht auf sich nehmen, daß die höchste Würde „Niedrigen und Schwachen übertragen werde, da hiedurch jene Macht, der der Araber gedient, der Inder untertan war, der Italer gehorchte und der Hispaner zuwillen gewesen, und der die ganze Welt in Ergebenheit gehuldigt habe, das deutsche Königtum, der Mißachtung preisgegeben werde. Das Reich selbst rufe daher den pästlichen Stuhl um Schutz, nach ihm verlange es in seiner großen Bedrängnis, seinem Urteil sich unterwerfend bitte und flehe es, erbarme dich, mildester Vater!"

Zu spät. — Die Gründung einer mitteldeutschen Großmacht aus den böhmischen, österreichischen Ländern und dem Deutschen Reich wäre vielleicht möglich gewesen, wenn der Böhmenkönig sein Ziel auf anderem Wege verfolgt, nicht nur die Gunst der Kurie, sondern auch die der deutschen Fürsten zu erlangen versucht hätte. Vielleicht wäre damals eine solche Gründung nicht zum Nachteil Deutschlands und deutschen Volkstums ausgegangen. Wurde doch erst kürzlich die Vermutung ausgesprochen, daß der deutschen Königskrone, wenn sie Otakar II. und seine Nachfolger getragen hätten, dank ihrer Macht „der alte Glanz" zurückgegeben worden wäre.[7] — Dagegen ließ sich ein friedliches Nebeneinander Deutschlands

unter einem neuen Königshaus und des durch Österreich verstärkten Böhmen unter dem uralten Premyslidengeschlecht kaum erwarten.

Schon im Herbst 1276 schien es zum Kampf zwischen Rudolf und Otakar kommen zu sollen. Man lag vollkommen gerüstet und kriegsbereit vor den Mauern Wiens. Da dürfte es Bischof Bruno, „dem treuen Überreder", gelungen sein, seinen Herrn und König zu einem verlustreichen Frieden zu bestimmen, um eine größere Gefahr von ihm abzuwenden. Am 21. November 1276 im Lager Rudolfs vor Wien lieferte Otakar alles aus, bis auf seine zwei Erbländer Böhmen und Mähren. Und auch diese nahm er vom König als Reichslehen und leistete ihm dafür den Treueid. Rudolf und sein Gefolge hatten den Eindruck, Otakar vollziehe die Handlung des Kniefalls „mit gebrochenem Mute". Sehr bald mußten sie sich überzeugen, daß im Herzen des Böhmenkönigs und seines Anhangs ein herber Stachel zurückgeblieben war, der jeden zwischen den beiden Nachbarreichen ausbrechenden Zwist bis zur äußersten Gefahr eines neuen Krieges steigerte.

Gegen Ende 1276 mußten über die richtige Auslegung einiger strittiger Artikel des Friedensvertrages zwischen den Vertretern beider Könige neue Verhandlungen eingeleitet werden, die umso schwieriger verliefen, als sie begleitet waren von heftigen Kämpfen an der mährisch-österreichischen Grenze zwischen den Anhängern Rudolfs und Otakars. Aber den ernsten Bemühungen des Burggrafen Friedrich von Nürnberg, den Rudolf, und Bischof Brunos, den Otakar an die Spitze ihrer Bevollmächtigten gestellt hatten, gelang es, am 6. Mai 1277 in Wien ein vorläufiges Abkommen zu treffen, das die Unklarheiten des vorjährigen Friedensschlusses beseitigen und die inzwischen entstandenen Mißhelligkeiten ausgleichen sollte. Es wurde dann nach neuerlichen Verhandlungen am 12. September in Prag in einen förmlichen Friedensvertrag umgewandelt. Man wollte dadurch, wie es in der Urkunde ausdrücklich heißt, „eine noch festere und reinere Grundlage für den Frieden und die Eintracht" beider Fürsten und ihrer Länder schaffen. Besonders das Verhältnis des Böhmenkönigs

zum Deutschen Reich, das sich während des Interregnums begreiflicherweise vielfach verwischt haben mochte, wurde von neuem festgestellt. Allem voran steht die Anerkennung der landeshoheitlichen Rechte Otakars, wie sie seine letzten Vorfahren besaßen. Beide Herrscher verpflichteten sich weiters zu gegenseitiger Hilfe gegen alle Anfechter ihrer Stellung. Für des Reiches Notdurft wäre aber Otakar zur Unterstützung nur verpflichtet, wenn er vom römischen König hiezu aufgefordert würde und auch dann nur in dem Maße, wie es ihm gezieme (prout nos decuerit); darüber hinaus, d. h. mit größerer Heeresmacht, nur gegen entsprechende Vergütung, wie sie auch anderen Fürsten zuteil werde. An einer Romfahrt des deutschen Königs zum Empfang der Kaiserkrone sei der Böhmenkönig, wenn er dazu aufgefordert würde, verpflichtet persönlich teilzunehmen, oder doch bei rechtmäßiger Verhinderung für würdige Stellvertretung zu sorgen. Dagegen entband Rudolf Otakar gnadenweise für eine bestimmte Zeit vom üblichen Besuch angesagter Hoftage. Wie schon bei allen früheren Vereinbarungen versprach Otakar allen jenen, die aus seinen beiden Ländern in der vergangenen Kriegszeit Rudolf beigestanden, bei seinem Eid seine Gnade und völliges Vergessen; nur wenn sie sich fortan etwas gegen ihn zuschulden kommen ließen, unterlägen sie gleich anderen Untertanen den Landesgesetzen; — um nur einige der wichtigsten Bestimmungen herauszuheben.

Doch auch diese Abmachungen waren auf Sand gebaut. Gerade die hier eingehend behandelte Angelegenheit der ehedem abtrünnigen böhmisch-mährischen Adligen führte zur Entzweiung. Am 31. Oktober 1277 antwortete Otakar dem König Rudolf auf ein Schreiben, das dieser „in der Sache der Witigonen und anderer unserer böhmischen Diener" an ihn gerichtet hatte, das aber nicht erhalten ist, so daß wir die Beschwerden, die Rudolf gegen Otakar erhob, nicht kennen. Der böhmische König beklagt sich hier darüber, daß Rudolf diese böhmischen Landesangehörigen (terrigenae) als „seine Diener" betrachte; daß sie, die durch Treueid ihm verpflichtet seien und denen niemals eine Ausnahmsstellung zugestanden worden sei, nun-

mehr so behandelt würden, als ob sie in den Frieden mit eingeschlossen wären. Nur seine Gnade habe er ihnen zugesagt und versprochen, im Hinblick auf Rudolfs Bitte für sie ihre Schuld zu vergessen. Er verlangt gegenüber seinen Untertanen die volle Wahrung seiner Hoheitsrechte, in demselben Maße, wie sie seine Vorgänger innegehabt haben, und fordert dieses Recht auch im Namen des Reichs, da die Schwächung des Einzelnen die Schwächung des Ganzen bedeute. Er hat denn auch damals einige seiner Gegner im böhmischen Adel mit Gewalt unterworfen, Boresch von Riesenburg noch vor dem Januar 1278 hinrichten, andere gefangen nehmen lassen und sie wohl auch ihrer Güter beraubt.

Es läßt sich zwar nicht bestimmt nachweisen, ist aber doch recht wahrscheinlich, daß dies jener Brief sei, den die „Jahrbücher Otakars", also eine heimische Quelle, dahin kennzeichnen, „daß er mehr zum Kampf aufforderte, als daß er den Friedenskuß gebracht hätte". Österreichische und deutsche Chronisten sprechen von geheimen Verbindungen, die Otakar damals mit Fürsten und Großen in allen Teilen des Reichs anknüpfte, indem er sie durch Geld von Rudolf abwendig zu machen suchte; sie berichten von dem „häuslichen Unfrieden", dem Otakar schon seit seiner Unterwerfung ausgesetzt war und stellen die Königin Kunigunde als seinen Dämon hin. Und ganz ohne Wirkung scheinen diese Umtriebe nicht geblieben zu sein.

Im Mai 1278 kam Rudolf, der sich seit mehr als Jahresfrist in Wien aufhielt, einer gegen ihn gerichteten Verschwörung auf die Spur, die von Heinrich von Kuenring, Otakars Schwiegersohn,[8] im Bunde mit der Wiener Bürgerfamilie Paltram geplant war. Sie wurde streng geahndet, allein Rudolf sah nun auch klar, daß, wie er an den Pfalzgrafen Ludwig und ähnlich auch anderwärts hinschrieb, „wir den Krieg mit ihm in keiner Weise werden vermeiden können". Und König Ladislaus von Ungarn klagt er, wie seine Leute in Österreich durch schwere Angriffe des „neidischen Gegners" bitter verfolgt würden und bittet ihn und dessen Große um ihre werktätige Unterstützung.

Der Kleinkrieg scheint insbesondere im nordwestlichen Österreich schon seit Anfang Juni gewütet zu haben im Gebiet

von Waidhofen a. d. Th. und Gmünd, in welch letzterem Orte 1722 ansässige, den Zeitgenossen mit Namen bekannte Menschen verbrannt wurden, die zahlreichen Fremden nicht mitgerechnet. König Otakar brach aber mit seinem Hauptheer erst gegen Ende des Monats, nicht vor dem 27., von Prag auf. In Brünn wartete er dann den Zuzug seiner Verbündeten ab, zu denen vornehmlich die schlesischen und polnischen Fürsten gehörten, die er für sich gewonnen hatte, indem er auf die sprachliche und Blutsverwandtschaft hinwies und sie vor dem „unersättlichen Schlund der Deutschen" warnte. Sie waren für den 5. Juni nach Troppau beordert. Aber selbst die südböhmischen Rosenberge waren am 13. Juli erst im Begriffe auszuziehen. Nach dem St. Jakobstag (25. Juli) langte Otakar mit seiner Kriegsmacht an der österreichischen Grenze bei Drosendorf an, das unter dem Landmarschall von Meißau sechzehn Tage Widerstand leistete, bevor es sich dem Böhmenkönig ergab. Von hier zog dieser weiter gegen Laa, mit dessen Belagerung und Einnahme er weitere zwölf Tage zubrachte. Am 20. August setzte er den Vormarsch in der Richtung zur March, nach Jedenspeugen, fort. Da stieß er auf die ersten Truppen vom Heere Rudolfs, der am 14. August von Wien aus nach Übersetzung auf das linke Donauufer gegen Marchegg gezogen war, wo er sich mit den Ungarn vereinigte. Gemeinsam rückte man marchaufwärts bis nach Dürnkrut, auf eine Meile weit Otakar entgegen. Hier, zwischen Jedenspeugen und Dürnkrut, auf dem dem Böhmenkönig wohl vertrauten Marchfeld, wo er vor achtzehn Jahren (1260) siegreich gegen König Bela IV. von Ungarn gekämpft hatte, kam es zur entscheidenden Schlacht.

Am 26. August 1278, in der zweiten Marchfeldschlacht, wurde Otakar von Rudolf besiegt und fand den Tod, erschlagen von persönlichen Feinden aus der österreichischen Ritterschaft. Der Leichnam wurde von Rudolf in feierlicher Weise zuerst in Wien beigesetzt, dann nach Znaim, zuletzt nach Prag überführt und dort im Dome bestattet.

Für den Sommer 1278 hatte Otakar vor Jahren dem Papste Gregor X. einen Kreuzzug ins Heilige Land zugesagt, um die Entscheidung in dem unausweichlichen Kampf mit dem

neuen König hinauszuziehen und eine Wendung zu seinen Gunsten zu erwirken. Jetzt war die ganze Angelegenheit zu seinem und seines Landes Unheil entschieden. Die päpstliche Politik Wenzels und Otakars hatte diese Wendung herbeigeführt.

Wohl das ärgste Geschick, ein wahres Elend traf Otakars Sohn und Nachfolger, den siebenjährigen Wenzel.[9] Bei den Friedensverhandlungen des Jahres 1276 war eine Doppelverlobung zwischen den Kindern Otakars und Rudolfs vereinbart worden. Wenzel sollte Guta, seine Schwester Agnes Rudolfs gleichnamigen Sohn, den Herzog von Österreich heiraten. Nun schienen alle diese Pläne über den Haufen geworfen.

Der nächste Anverwandte des gefallenen Böhmenkönigs war der Markgraf Otto von Brandenburg, der Gatte der Schwester Otakars, Beatrix. Der „Schrecken" und die allgemeine „Bestürzung", die nach dem Unglück der Marchfeldschlacht am Prager Hof und im ganzen Lande platzgriffen, veranlaßten die Königinwitwe, die ungarische Kunigunde, Otto um rascheste Hilfe zu bitten. Er kam früh genug, um sich Prags, verschiedener Burgen und Städte in Böhmen zu bemächtigen, und sich als berufener Beschützer der königlichen Familie und des Landes aufzuspielen. Rudolf konnte ihn daran nicht hindern, da er zuerst Österreich und dann Mähren sich sichern mußte. Schließlich (November 1278) wurde vereinbart, daß für die nächsten fünf Jahre Böhmen in der Verwaltung Ottos, Mähren in der Rudolfs unter der Statthalterschaft Bischof Brunos verbleiben sollte; die Glatzer Grafschaft fiel damals an Herzog Heinrich IV. von Breslau, der gleichfalls mit Heeresmacht in Böhmen eingedrungen war. Die Königinwitwe, die sich mit Otto bald überwarf, suchte und fand mit ihren Kindern bei König Rudolf väterlichen Schutz, nur Prinz Wenzel wurde Otto überantwortet und nach Brandenburg mitgenommen, wo er nach böhmischen Quellen ein armseliges Leben führte.

Diese Neuordnung der Verhältnisse im premyslidischen Reiche bewährte sich aber nicht nur nicht, sondern führte zu so furchtbaren inneren Wirren und Kämpfen, daß diese fünf Jahre

(1278—1283) als einer der traurigsten Abschnitte in der Geschichte der Länder Böhmen und Mähren gelten müssen. Gleichzeitige Berichte kennzeichnen die Verhältnisse zur Genüge. Eine österreichische Quelle schreibt, daß nach Otakars Tod „die Edeln Böhmens wie Glieder ohne Haupt miteinander in arge Zwietracht gerieten und selber das böhmische Land durch Raub und Krieg verwüsteten, so daß in vielen Orten und Dörfern weder Menschen noch Tiere zu finden waren". Eine andere: „Damals herrschte großes Elend in Böhmen. Die Adligen selber verwüsteten ihr Land, so daß man mit Recht sagen kann: Wehe dem Lande, dessen König ein Kind ist." Eine dritte: „ . . . und nach kurzer Zeit begann es (das von der Marchfeldschlacht heimkehrende böhmische Volk) das eigene Land mit Raub und Brand zu vernichten. Ist es doch eine sehr häßliche Gewohnheit oder vielmehr Verderbtheit unseres Volkes, wenn es gegen den Feind zieht oder heimkehrt, das eigene Land wütender als der Feind zu verwüsten und anstatt ein Abwehrer der Feinde ein feindlicher Zerstörer seiner Nachbarn zu sein."

Der Einmarsch des Brandenburgers, der Schlesier und schließlich Rudolfs von Habsburg mit ihren Heeresmassen haben das Elend begreiflicherweise noch vergrößert. Viel Schuld trug an der Entwicklung der Dinge jedenfalls das zügellose Regiment Ottos in Böhmen und seines dort eingesetzten Statthalters, des Bischofs Gerhard von Brandenburg, den eine Quelle als den „gewalttätigen Förderer aller Bösewichte" bezeichnet. Im Jahre 1280 mußte sogar Rudolf unterstützt von mehreren deutschen Fürsten noch einmal nach Böhmen ziehen, um mit Otto neue Vereinbarungen zu treffen. Aber viel wurde dadurch an den wirren Zuständen nicht geändert, besonders da die Brandenburger an „Prag und den übrigen Städten" starke Unterstützung fanden. Wichtig ist zu erwähnen, daß nach den Angaben der „Prager Jahrbücher" damals viel Fremde „als Edelleute, Mittelstand und niedriges Volk" in Böhmen ihr Glück versuchten, dann aber auf den Befehl des Markgrafen nach den Beschlüssen des Weihnachtslandtages von 1280 wieder ausgetrieben wurden;

als „Auszug (exitus) der fremden Deutschen" von der Quelle gekennzeichnet.

Wenn aber derselbe Chronist die weitere Entwicklung so darstellt, als ob darnach, nach der Befreiung des Landes von den fremden Elementen, gleichsam das goldene Zeitalter anbrach, indem er versichert, daß von diesem Augenblick an, seit Beginn 1281, das Volk wieder auflebte, die in die Wälder Entflohenen in ihre Heimstätten zurückkehrten, jeder wieder an sein Geschäft ging, der Bauer die Hand an den Pflug, der Handwerker an seine Arbeit legte, der Zimmermann zu bauen begann, die Frauen Rocken und Spindel drehten, — und wie er sonst das idyllische Bild ausmalt, so wissen wir aus anderen ebenso zuverlässigen Quellen, daß die inneren Wirren noch lange fortdauerten.[10]

Auch mit der Rückkehr des jungen Wenzel aus Brandenburg nach Prag am 24. Mai 1283, dessen sich als seines zukünftigen Schwiegersohnes König Rudolf in jeder Hinsicht anzunehmen suchte, trat keine Besserung ein. Denn der zwölfjährige Knabe geriet zunächst ganz in Abhängigkeit von seinem Stiefvater, dem Witigonen Zawisch von Falkenstein, einem böhmischen Adligen, der Otakars II. Witwe, Königin Kunigunde, geheiratet hatte und, wie es ein heimischer Chronist kurz und bündig ausdrückt, „allein alles anordnete, dem allein alle gehorchten". Er stellt ihn hin als den „friedseligen Feind, den heimtückischen Freund, der mit Worten liebäugelte und dann es verstand, mit Taten rücklings zu stechen". Er arbeitete vor allem gegen die eheliche Verbindung Wenzels mit Guta von Habsburg. Er konnte sie hinausschieben, aber nicht verhindern; am 4. Juli 1287 erfolgte nach stattgehabter Vermählung der Einzug der Habsburgerin in Prag. Die habsburgische Partei im Lande erhielt nun in der neuen Königin einen sichtbaren Mittelpunkt und in Nikolaus, einem unehelichen Sohn Otakars II., ein führendes Oberhaupt; der Kampf mit Zawisch und seiner mächtigen Adelssippe begann. Drei Jahre wehrte sie sich; am 3. August 1290 endete Zawisch auf dem Schafott. Sein Stiefsohn König Wenzel und dessen Halbbruder Nikolaus haben das Urteil

über ihn verhängt. Allein im Hintergrunde ragt die rächende Hand der Habsburger empor, weil Zawisch das freundschaftliche Verhältnis, das sie zu den Premysliden suchten, zerstören wollte. So leicht war dieses auch nicht herzustellen, da der Schatten des unglücklichen Königs Otakar dazwischen stand.

Rudolfs ehrwürdige Gestalt schien ihn, solange er lebte, beschworen zu haben. Aber nach seinem Tode, der schon am 13. Juli 1291 eintrat, stieg er stärker als je früher von neuem empor: denn das Verhältnis zwischen den beiden Schwägern, Wenzel II. und Albrecht I., Rudolfs I. Sohn und Nachfolger, das schon bei dessen Lebzeiten zeitweilig getrübt war, artete in offene Feindschaft und Fehde aus. Die Habsburger gerieten in arge Bedrängnis. Zuerst büßten sie die deutsche Königskrone ein, die am 3. Mai 1292 Adolf von Nassau zufiel, für den sich auch Wenzel als deutscher Kurfürst aussprach. Bald aber gerieten sie auch in Gefahr, ihr österreichisches Erbe zu verlieren. Albrecht mußte sich entschließen, die Gnade seines Schwagers, des Gatten seiner Schwester Guta, demütigst zu erflehen. Im Jahre 1293 kam es zu einem Gegenstück von Otakars seinerzeitigem Kniefall vor Rudolf im Jahre 1276. Jetzt mußte sich nach der Schilderung des böhmischen Hofchronisten der Habsburger vor dem Premysliden tief beugen, um Vergebung für seine Vergehen gegen ihn bitten mit den Worten: „Herr König, da ich mir bewußt bin, ohne eure Schuld mich gegen euch vergangen zu haben, biete ich nicht nur das Herzogtum Österreich, sondern auch meinen eigenen Leib zu euren Diensten an und flehe um Verzeihung. Ich bitte euer Rittersmann sein zu dürfen, und verspreche, mit dem Herzogtum Österreich euch von jetzt an als Vasall zu dienen. Eure königliche Hoheit möge mich milde aufnehmen und möge nicht gestatten, daß mir, der ich Verzeihung erbitte, von meinen Untertanen eine so unheilbare Schmach zugefügt werde. Sie möge mich mein eigen Brot essen lassen und fortan werde ich von dem Wege eurer Befehle nicht mehr abweichen." Worauf der Böhme: „Wiewohl wir Ursache hätten, euch Übles mit Üblem zu vergelten, wollen wir doch aus königlicher Gnade alles das, worin ihr euch gegen uns ver-

gangen, gänzlich nachsehen. Und wenn wir euch in eurer Treue beständig finden, wollen wir euch uneingedenk des Vergangenen in allem Ungemach als unser Liebden schützen." — Welch ein Wandel der Zeiten!

König Wenzel stieg in den nächsten Jahren scheinbar zu immer größerer Macht. Er war schon vorher (9. Oktober 1292) Oberherr von ganz Schlesien und Kleinpolen geworden, er gewann eine lehensherrliche Gewalt über Sachsen und Meißen. In den Pfingstfeiertagen 1297 fand mit päpstlicher Genehmigung die Krönung und Salbung des Königspaares in Prag durch den Mainzer Erzbischof Gerhard von Eppenstein in Anwesenheit zahlreicher weltlicher und geistlicher Fürsten — auch Herzog Albrecht von Österreich war anwesend — statt, mit einer Pracht und einem Aufwand, „dessengleichen noch kein König, weder Assur noch Salomo gefeiert haben".

Wie ein glanzvolles Abendrot bestrahlte dieses Fest das stolze Lebenswerk der Premysliden. Bald sollte Dämmerung und finstere Nacht folgen.

Wenige Tage schon nach all der Lustbarkeit, am 18. Juni 1297, starb die Königin Guta an den Folgen einer Frühgeburt. Noch im selben Jahre begannen die ersten Schwierigkeiten in Polen, die zunächst noch beigelegt wurden. Aus der Erhebung des Herzogs Albrecht von Österreich zum deutschen König nach der Besiegung Adolfs von Nassau in der Schlacht bei Göllheim (2. Juli 1298), an der auch ein böhmisches Heer auf österreichischer Seite kämpfte, am 27. Juli desselben Jahres, zog Wenzel für den Augenblick Nutzen, in Wirklichkeit war es eine abermalige Überflüglung der Premysliden durch die Habsburger. Wenzel II. erhielt das Egerer und Pleißner Land, die Würde eines „Hauptmanns und Vikars des Reiches" und andere Vergünstigungen; „zur teilweisen Wiedererstattung deiner Rechtschaffenheit und Treue", erklärte Albrecht. Im August konnte sich Wenzel sogar in Gnesen die polnische Königskrone feierlich aufsetzen lassen, nachdem er sich mit der zwölfjährigen polnischen Prinzessin Elisabeth-Richsa verlobt hatte, „zum Troste für das polnische Volk".

Er sollte dieser großartigen Erwerbung, die uralte, von den mächtigsten Premysliden, insbesondere auch von seinem Vater verfolgte Pläne zu verwirklichen schien, nicht mehr froh werden. Noch weniger einer anderen, in die ihn seine Ratgeber hineindrängten. Wie früher das polnische Königshaus, so war 1301 das ungarische der Arpaden erloschen. Nächste Ansprecher auf die Krone aus verwandtschaftlichen Gründen waren: Herzog Otto von Bayern, Karl Robert von Anjou und Wenzels gleichnamiger Sohn Wenzel III., der mit der Tochter des letzten Königs Andreas III., Elisabeth, verlobt war. Der damals zwölfjährige Prinz wurde denn auch von einer Partei am 27. August 1301 gewählt und gekrönt, erhielt aber sofort einen Gegenkönig an Karl Robert. Diesen unterstützte, obwohl er sich nicht einmal im Lande halten konnte, der allmächtige Papst Bonifaz XIII.; vom Böhmenkönig aber verlangte er, daß er seinen Sohn zum Rücktritt veranlasse. Die Andeutungen, die er ihm zugleich machte, daß Wenzel nach seiner Ansicht den Namen eines Königs von Polen unrechtmäßig führe, waren nicht minder bedrohlich, als die Versuche des Papstes, sich des deutschen Königs Albrecht gegen die Premysliden zu versichern.

Der Kampf um die ungarische Krone begann im Sommer 1303 auf ungarischem Boden. Die Böhmen mußten bald von dort zurückweichen, da sie von Herzog Rudolf von Österreich, Albrechts Sohn, in Mähren angegriffen wurden und Gefahr liefen, abgeschnitten zu werden. Karl von Anjou verfolgte die Premysliden bis nach Mähren und Böhmen hinein und wütete in beiden Ländern mit dem wilden ungarischen Heere in unmenschlicher Weise. Zuletzt griff noch König Albrecht selber mit dem Reichsheer ein, ohne aber wirkliche Erfolge zu erzielen. Die schon begonnene Belagerung der Bergstadt Kuttenberg mit ihren gewaltigen Silberschätzen mußte er wieder aufgeben und sich „in Verwirrung“ zurückziehen. Im Jahre 1304 ruhte der Kampf, aber Wenzel rüstete sich, um ihn im folgenden von neuem aufzunehmen. Da ereilte ihn am 21. Juni 1305 der Tod. Er hatte nur ein Alter von 34 Jahren erreicht, denn Krankheit und Schwäche waren von Jugend an seine Begleiter gewesen.

Sein Sohn Wenzel III., damals sechzehnjährig, gab Ungarn preis, schloß auch mit König Albrecht, seinem Oheim, Frieden, indem er ihm Eger und Meißen wieder auslieferte, in der Hoffnung, durch solche Opfer wenigstens den Besitz Polens retten zu können. Auf dem Zuge dahin wurde er am 4. August 1306 in Olmütz meuchlings ermordet; ob aus politischen oder persönlichen Gründen bleibt ungeklärt. Die Mehrzahl der Quellen schreibt die Schuld an dieser Tat dem heimischen Adel zu und erklärt sie aus des jungen Königs Übermut, aus den allzu großen Schändlichkeiten, die er sich gegenüber seinen Großen erlaubt haben soll.

Das premyslidische Haus war mit diesem Todesfall in seinem Mannesstamm erloschen. Es war damals das älteste unter den bekannten regierenden Fürstengeschlechtern, dessen Uranfänge sich in Sage und Mythe verloren; es hatte sich zu ungeahnter Macht, zu größtem Ansehen emporgerungen. Im Reiche gehörte es seit den Zeiten Kaiser Heinrichs IV., wie die hervorragendsten deutschen geistlichen und weltlichen Fürsten, wie Mainz, Köln, Trier, wie Pfalz, Bayern, Sachsen, Brandenburg als Inhaber des Erzschenkenamtes zu der obersten Hofbeamtenschaft des deutschen Königs. Daß das wichtige Reichskanzleramt auch einem Premysliden offen stand, haben wir gesehen. Die glänzende Stellung, die zeitweilig Otakar II. oder Wenzel II. einnahmen, haben wir gekennzeichnet.

Dieser Aufstieg eines Geschlechtes aus kleinsten Anfängen, diese Ausbildung eines ungeheuren Reiches aus einem Stammgebiet ist umso überraschender, als der Premyslidenstaat eine eigenartige innere Gestaltung aufwies, wie kein anderes deutsches Fürstentum: eine Verbindung zweier fremdartiger Elemente, deutschen und slawischen Volkstums, die nebeneinander bestanden, ohne sich zu vermischen, ohne sich zu vertilgen.

Wie aber diese einzig dastehende Gestaltung eines Zwillingsstaatswesens möglich gewesen ist, erheischt in diesem Zusammenhang eine genauere Untersuchung.

Sechster Abschnitt.

Die sogenannte deutsche Kolonisation.

Die premyslidische Zeit bedeutet in Böhmen und Mähren nicht nur politisch und dynastisch einen Aufschwung, wie er später kaum je wieder eingetreten ist, sondern auch wirtschaftlich und sozial. Mit der aufsteigenden äußeren Geschichte hält die innere vollkommen Schritt. Das eine bedingt das andere. Welch eine gewaltige Veränderung ist nur allein im Landschaftsbild in dieser Periode vor sich gegangen! Als mit Beginn der Premyslidenherrschaft am Ende des 9. Jahrhunderts geschichtliches Leben in diesen Ländern in erhöhtem Maße einsetzte, waren sie gewiß zum großen Teil Wald- und Sumpfland mit zerstreuten kleineren und größeren Siedlungen in Form von Dorfschaften und Einzelhöfen, mit einigen recht und schlecht befestigten Sitzen für die fürstlichen Familien und Hohen des Landes; hier und dort stand ein bescheidenes Kirchlein, eine Kapelle, eine Klause; Handel und Wandel vollzogen sich in den einfachsten Formen und beschränkten sich auf das notwendigste Maß des Tauschverkehrs. Am Ende der vierhundertjährigen Regierung des premyslidischen Geschlechtes aber war das Land erfüllt und bedeckt von zahlreichen Städten, Märkten und Dörfern, von Kirchen und Klöstern, Burgen und Schlössern; blühendes Kulturland zeigte sich allerorten, reicher Verkehr herrschte auf ausgebauten Straßen im Innern und über die Grenzen hinaus.

Die Kräfte, die diesen Wandel und langsamen Ausbau durchgeführt haben, stellte das Volk, und seine Arbeit kennen zu lernen und zu verfolgen, ist wohl mit die wichtigste Aufgabe geschichtlicher Darstellung. Allein welche Schwierigkeiten stellen sich ihr entgegen! Das Wachsen und Werden natürlicher Entwicklungen läßt sich in den Quellen nur sehr schwer verfolgen. Das Bild des eigenen Schaffens des Volkes tritt hier stark zurück hinter dem seines politischen Schicksals. Wir sehen gelegentlich, daß eine neue Wirtschafts- oder Rechtsform besteht,

aber äußerst selten, wann und wie sie aufgekommen ist. Das gilt nicht nur für die Geschichte unserer Länder, sondern auch für die anderer Gebiete. Bei uns kommt aber noch eine andere ernste Schwierigkeit hinzu.

Böhmen und Mähren zeigen schon im Mittelalter in den Siedlungsverhältnissen eine Eigenart, wie sie in gleich auffallender Weise nicht häufig erscheint: auf demselben Boden ein Nebeneinander- und Ineinanderwohnen zweier Volksstämme, Deutscher und Slawen, die zwar heute und schon seit geraumer Zeit äußerlich geeint erscheinen durch die gemeinsame staatliche Verwaltung, innerlich aber bis heute „geschieden" sind vor allem durch die Sprache, und „verschieden" nach Art und Sitte.

Die Frage, wieweit diese Erscheinung zurückzuverfolgen ist und woher sie ihren Ursprung nahm, pflegt man bekanntlich mit einem einzigen Wort zu beantworten: Kolonisation. Es besagt nicht mehr und nicht weniger, als daß in die zu Beginn der Herrschaft der Premysliden angeblich nur von slawischer Bevölkerung besiedelten böhmisch-mährischen Länder während der Regierung dieses Geschlechtes allmählich deutsches Volk eingewandert oder sogar von den Fürsten berufen worden sei, so daß sich allerorten deutsche Kolonien (Ansiedlungen) herausbildeten. Was den Zeitpunkt der Einwanderung anlangt, gehen die Ansichten nicht unwesentlich auseinander. Allein darauf wird nicht das Hauptgewicht gelegt; entscheidend ist in allererster Linie, daß diese Deutschen als Fremde aus weiter Ferne und aus den verschiedensten Gebieten in ein seit Jahrhunderten ausschließlich von Slawen (Tschechen) bewohntes und kultiviertes Land gekommen seien und erst von da an ihre Seßhaftigkeit zu rechnen sei. Die urgermanische Besiedlung, die sich lange vor der slawischen vollzogen hatte, kam dabei kaum mehr in Betracht. Mochte auch der eine und andere Forscher jenes alte Volk der Markomannen und Quaden, das wir in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung hier ansässig kennen gelernt haben, mit spärlichen Überresten in den böhmischen Waldeinsamkeiten fortleben lassen — für die Fortbildung des Deutschtums in Böhmen und Mähren schrieb man ihm keine

Bedeutung mehr zu. „Im übrigen waren die Tschechen bis zum 10. oder 11. Jahrhundert die einzigen Bewohner des Landes", dies galt in voller Übereinstimmung mit Palacky auch in der deutschböhmischen Geschichtsliteratur für ausgemacht; ja man sprach sogar von einer „völligen Eroberung Böhmens durch die Slawen", ohne allerdings anzugeben, in welcher Zeit, auf welche Art und aus wessen Besitz diese „Eroberung" erfolgt sein sollte.[1] Aber dann seien auf dem inzwischen ganz slawisierten Boden doch wieder neue deutsche Völkerschaften entstanden — durch Kolonisation.

Diese Anschauung von einer älteren natürlichen slawischen, dann einer jüngeren künstlichen deutschen Besiedlung unserer Länder hat für die ganze innere — rechtliche und wirtschaftliche, gesellschaftliche und geistige — Geschichte Böhmens und Mährens größte wissenschaftliche Bedeutung. Merkwürdigerweise spielt sie seit der Begründung der tschechisch-slowakischen Republik auch sehr wesentlich in die Politik hinein. Man kann wohl sagen, daß man versucht, die Lehre von der deutschen mittelalterlichen Kolonisation in unseren Ländern zur Grundlage zu machen für die Stellung, die die Deutschen fortan in diesem neuen Staatswesen einnehmen sollen, daß sie als geschichtliches Fundament für den politischen und nationalen Neubau angesehen wird.

Denn in der Botschaft, die der Präsident Th. Masaryk am 22. Dezember 1918 erließ, war u. a. die Erklärung enthalten: „Das von den Deutschen bewohnte Gebiet ist unser Gebiet und wird unser bleiben. Wir haben unsern Staat aufgebaut, wir haben ihn erhalten. Wir bauen ihn von neuem auf . . . Wir haben unsern Staat gebildet, dadurch wird die staatsrechtliche Stellung unserer Deutschen bestimmt, welche ursprünglich in das Land als Emigranten und Kolonisten gekommen sind (kteří původně do země přišli jako emigranti a kolonisté)". Und in der Neujahrsrede vom 1. Januar 1919 wiederholte er sie in der Form: „Es ist auch ein offenbarer Unterschied in dem Selbstbestimmungsrecht der Nationen; und wir Tschechen und Slowaken sind bis auf kleine auswärtige Minoritäten ein ganzes Volk beisammen. Unsere Deutschen sind kein ganzes Volk, sondern nur eine Kolonisation (naši Němci nejsou celý

národ, nýbrž jen kolonisaci). Die Deutschen schickten ihre eroberungssüchtigen Kolonien aus und auch zu uns in unser Land". — Es steht damit im Zusammenhang, daß, wie im Jahre 1920 bekannt wurde, bei den Friedensverhandlungen in Paris ein sogenanntes Memoire III eine wichtige Rolle spielte, durch das der Beweis geliefert werden sollte, daß der allgemein aufgestellte und auch anerkannte Grundsatz des Selbstbestimmungsrechtes der Völker auf die Deutschen in Böhmen und Mähren keine Anwendung finden dürfe, denn — so hieß es wörtlich — „die Deutschen haben sich in Böhmen künstlich festgesetzt als Kolonisten oder Beamte und Bureaukraten, als gelehriges Element einer gewalttätigen Germanisation".

Solche politische Folgerungen konnten nur gezogen werden, weil die deutsche Kolonisation in Böhmen und Mähren als eine geschichtliche Tatsache angesehen wurde; der bekannte Ausspruch des Geschichtschreibers Heinrich v. Treitschke, „Politik ist angewandte Geschichte", wurde einfach in die Praxis umgesetzt. Und als geschichtliche Tatsache wurde das Kolonistentum der Deutschen in Böhmen und Mähren angesehen, weil alle neueren Geschichtsbücher, die diese Frage berührten, vom einfachsten Schulbuch bis zu den bekanntesten „Deutschen Geschichten" namhafter Forscher diese Ansicht vertreten,[2] ebenso die heimische Literatur in beiden Sprachen, deutsch und tschechisch, wie die österreichische oder reichsdeutsche oder fremde. Diese Einmütigkeit ließe voraussetzen, daß ihr eine bestimmte und unanfechtbare Quellenüberlieferung zugrunde liege. Man müßte annehmen, daß, da diese Einwanderung in das 11., 12. oder 13. Jahrhundert verlegt zu werden pflegt, in allererster Linie die Chronisten jener Zeit hievon Kunde böten.

Nun, Cosmas, Böhmens ältester Geschichtschreiber, der in der zweiten Hälfte des 11. und im ersten Viertel des 12. Jahrhunderts lebte, weiß zwar von einer — übrigens längst als belanglos nachgewiesenen — Vertreibung aller Deutschen aus Böhmen durch den Herzog Spitignew im Jahre 1055 zu erzählen,[3] aber nichts von einer Einwanderung. So oft er auch in seiner Chronik von Deutschen und Deutschtum spricht, sei es in wohlwollendem, sei es in abträglichem Sinn, eine deutsche kolonisatorische Bewegung kennt er in Böhmen nicht. Und auch

seine Fortsetzer im 12. und 13. Jahrhundert, angesehene Geistliche der Prager Kirche oder der großen Klöster, denen Ereignisse von solcher Tragweite nicht leicht entgehen konnten, bieten nicht den leisesten Anhaltspunkt, wenn man nicht eine oder zwei Bemerkungen aus der zweiten Hälfte des 13. und aus dem 14. Jahrhundert falsch auslegt, wie später zu zeigen sein wird. In dem sogenannten „Dalimil", einem tschechisch schreibenden Reimchronisten aus dem ersten Viertel des 14. Jahrhunderts, dessen Werk frühzeitig auch ins Deutsche übertragen worden ist, tritt uns ein leidenschaftlicher Deutschenfeind entgegen, dazu ihn die Schreckenszeit in Böhmen nach 1278, nach Otakars II. Tod, und die Regentschaft des Brandenburger Markgrafen Otto in Böhmen gemacht hat. Aber beide, der tschechische Chronist, wie der deutsche Übersetzer, hassen nur „die im Lande nicht seßhaften Deutschen" und unterscheiden sie als „Fremde" von den heimischen Deutschen, die beim Übersetzer die „Tutschin" heißen.[4] Auch Dalimil weiß viel Unverbürgtes und Fabelhaftes von schweren Verfolgungen, aber auch von großen Vergünstigungen, welche die Deutschen von dem einen und anderen premyslidischen Herzog erfahren haben sollen, zu berichten, aber nichts von einer Einwanderung oder Berufung Deutscher aus dem Reich vor dem Jahre 1278; und ebensowenig die Chronisten der folgenden Zeit bis zum fabulierenden Hajek herab, der sich eine solche Tradition gewiß nicht hätte entgehen lassen, wenn sie ihm bekannt geworden wäre. Der Einbruch der Brandenburger Scharen, aber auch ihre Austreibung, ebenso das Vorhandensein der luxemburgischen Ratgeber und Hofleute in Prag im ersten Jahrzehnt der Regierung König Johanns (seit 1310) entging den heimischen Chronisten keineswegs; von einer früheren Einwanderung Deutscher wissen sie nichts.

Bis ans Ende des 18. Jahrhunderts, bezeichnenderweise bis in die Zeit der sogenannten slawischen Wiedergeburt oder slawischen Renaissance müssen wir gehen, um in der heimischen Geschichtsliteratur den ersten Spuren der Kolonisationstheorie zu begegnen. Und nicht eigentlich als Ausfluß der Erforschung von Böhmens frühmittelalterlicher Geschichte tritt sie auf, sondern als Versuch, die nationalen Zustände des ausgehenden 18. Jahrhunderts daraus zu erklären.

Der erste Geschichtschreiber in Böhmen, der sich die Frage vorlegte, wann und wieso die Deutschen nach Böhmen gekommen seien, war F. M. Pelzel, geb. 1734 in Reichenau (Ostböhmen), gest. 1801.[5] Als er das in Wien begonnene medizinische Studium aufgab und 1769 als Erzieher in das gräfliche Haus Nostitz in Prag trat, konnte er sich ziemlich frei seinen literarischen Neigungen widmen, die sich zuerst der schöngeistigen Richtung zuwandten. Der Plan, ein Epos über die Einwanderung der Tschechen in Böhmen in deutscher Sprache, eine „Czechiade" nach Klopstocks und Miltons Vorbild zu verfassen, zeigt ihn uns aber auch schon mit der vaterländischen Geschichte beschäftigt, in jener von Schlözer und Herder beeinflußten Richtung, die das slawische Volk insgemein, also auch das tschechische, aus dem Dunkel emporheben, seine Geschichte in glänzender Weise beleuchten wollte.[6] Pelzel war kein geschulter Historiker, auch von irgendwelchen ernsteren geschichtlichen Studien erfahren wir zunächst nicht, erst seine Erziehungstätigkeit veranlaßte ihn, sich mit diesem Gegenstand zu befassen. Gleichwohl gab er schon 1774 eine „Geschichte der Böhmen von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten" heraus, die später mehrmals neu aufgelegt wurde. Sie stellt sich dar als eine Geschichte des tschechischen Volkes in Böhmen; nur hie und da gedenkt er auch des Deutschtums im Lande,[7] ohne aber noch jener Frage nach dessen Ursprung näher zu treten; allein sie beschäftigte ihn. Der Gegensatz fiel ihm auf zwischen der großen Vergangenheit des slawischen Volkes auch in Böhmen und Mähren, von der er erfüllt und überzeugt war, und der überragenden Stellung, die gerade zu seiner Zeit Deutschtum und deutsche Sprache im Lande einnahmen; und es berührte ihn peinlich, da er kaum mehr zu hoffen wagte, daß sich diese Verhältnisse noch jemals zugunsten des Tschechentums wenden könnten. „Wenn es also" — so schrieb er wörtlich im Jahre 1788 — „mit der Zeit heißen sollte: ‚In Böhmen sprach man einstens slawisch' — da wird es dem ganz deutschen Böhmen nicht unangenehm seyn, zu vernehmen, wie es zugegangen, daß die Tschechen deutsch worden sind". Diese Vorstellung von einer ernsten Bedrohung der tschechischen durch die deutsche Sprache in Böhmen war Anlaß und Ansporn zu der

im genannten Jahre erschienenen, wie man mit Recht gesagt hat, „eigenartigen" Abhandlung: „Geschichte der Deutschen und ihrer Sprache in Böhmen".[8] Die Ausführungen entsprechen durchaus nicht dem ernsten, gelehrten Titel. Es ist vielmehr ein Versuch, jenes Problem vom Aufkommen und Werden des Deutschtums in diesen Ländern zu lösen, eine Arbeit, über die schon längst von einem tschechischen Gelehrten das Urteil gefällt worden ist: „voll von lächerlichen Hypothesen, verkrümmten Zitaten, übertriebenen Folgerungen und verschiedenen anderen Kritiklosigkeiten".[9] Dennoch geht die Kolonisationstheorie, wie sie bis heute gelehrt wird, in vielen Punkten auf diese Arbeit zurück.

Pelzel war es, der das Deutschtum in Böhmen und Mähren zu erklären versuchte aus einer schrittweise vor sich gegangenen Einwanderung, die im 10. Jahrhundert begann und im 12. bereits ihren Höhepunkt erreicht hatte, während sie im 13. nicht mehr „so fruchtbar" gewesen sein soll. Und als die ersten Bahnbrecher dieser Bewegung sah er die deutschen Priester an, die „auch viele Bayern . . . (und Schwaben)" ins Land brachten, „gleichsam das Hausgesinde der Priester", die sich „nach deutscher Art bedienen und die Nahrung zubereiten lassen mußten". Dann aber, als „die Böhmen aus ihrer eigenen Nation Priester haben konnten", sich somit, bereits im 10. Jahrhundert, „die Einwanderung der deutschen Geistlichkeit verminderte", eröffneten sich angeblich vier neue Wege, auf denen das Deutschtum diesen Ländern „zuströmte": 1. Die deutschen Gemahlinnen der böhmischen Herzöge, die „nicht ermangleten . . . ihre Landsleute zu befördern", 2. die deutschen Bischöfe zu Prag, 3. die deutschen Mönche und Nonnen, die „immer eine gute Anzahl ihrer Landsleute zur Bedienung, wenigstens Handwerksleute, mit sich brachten", und 4. Berg- und Handelsleute.

Diese Pelzel'schen Behauptungen, die hier nur kurz angedeutet wurden, sind die Unterlage für die in so vielen neueren Geschichtsbüchern vertretene Anschauung: zuerst kam der deutsche Kaufmann, dann die Prinzessin und schließlich der Geistliche als Priester und Mönch, um dem Deutschtum in diesem slawischen Gebiet den Boden zu bereiten, auf dem sich dann der deutsche Bürger und Bauer heimisch machte.[10]

Gewiß: Zuwanderung und Abwanderung hat wie überall so auch in Böhmen und Mähren wohl zu allen Zeiten bestanden, bald stärker bald schwächer, je nach den politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen. Wer wollte das bestreiten? Schon Cosmas bringt aus der böhmischen Geschichte bezeichnende Belege dafür. Zum Jahr 1091 schildert er uns den Auszug des mit seinem Vater zerfallenen Prinzen Bretislaw aus Böhmen nach Ungarn mit seiner ganzen Gefolgschaft, mehr als zweitausend Rittern, allem Vieh und Leibeigenen. Und 1107, als Herzog Boriwoi entthront wurde und sich nach Polen begab, bemerkt Cosmas wieder, daß ihn viele von denen begleiteten, die er aus „Proselyten" zu Rittern gemacht hatte. Wir lernen hier eine Schichte von Auswanderern und Einwanderern, wie nach Böhmen so aus Böhmen kennen, an die Pelzel nicht gedacht hat: rittermäßiges Volk. Allerdings bleibt es unentschieden, ob das ausschließlich oder auch nur vorzugsweise Deutsche gewesen seien, oder nicht vielmehr Leute aus allen Ländern und Völkern. Doch auch die Anwesenheit fremder deutscher Geistlicher in Böhmen, deutscher Fürstentöchter, deutscher Mönche und Nonnen in den neu begründeten Klöstern ist eine quellenmäßig feststehende Tatsache. Eine andere Frage ist es aber, ob man diesen Fremdlingen einen solchen Einfluß und eine solche Bedeutung zuschreiben kann, daß sie einer Zuwanderung von Bürgern und Bauern die Wege bahnten, daraus dann ein ganzes zweites Volk entstehen konnte?

Am stärksten schlägt man die Wirkung an, die die deutschen Geistlichen und Klöster auf die Germanisierung gehabt haben sollen. Wohl war eine Anzahl Prager und Olmützer Bischöfe deutscher Herkunft, weil auf ihre Erhebung der deutsche Kaiser und der Mainzer Metropolit neben dem böhmischen Herzog und Volk wesentlichen Einfluß besaßen. Aber die Lebensgeschichte der meisten zeigt uns deutlich, wie bescheiden ihre Stellung und Macht im Lande selbst war. Die Grabrede des Olmützer Bischofs Heinrich für den 1135 verstorbenen Amtsbruder Meinhard von Prag, die in die Worte ausklang: „Verzeihet ihm, dem armen Fremdling", könnte als Motto gelten für alle diese aus Deutschland hierher verpflanzten hohen Geistlichen. Sie blieben zu-

meist Fremdlinge und galten als solche.[11] Der Gedanke, daß sie in diesem Lande für ihre Landsleute aus dem Reich hätten tätig sein und ihnen hier eine neue Heimat hätten verschaffen können, erscheint umso unwahrscheinlicher, wenn man sich der von Cosmas überlieferten Szene erinnert, die sich anläßlich der Bischofswahl in Prag im Jahre 1099 abspielte. Der sächsische Graf Wigbert von Groitsch empfahl dem ihm verwandten und befreundeten Herzog Bretislaw II. für diese Stelle einen Kaplan Hermann mit dem Bemerken: „wenn ihm nur nicht der Umstand im Wege ist, daß er ein Ausländer ist". Worauf der Herzog erwiderte: „Daß Hermann ein Ausländer ist, kommt der Kirche nur zustatten. Ihn wird seine Verwandtschaft nicht behelligen, die Sorge für die Kinder nicht ablenken, der Schwarm von Angehörigen nicht ausplündern. Was immer ihm zufallen wird, das wird seine Braut und Mutter, die Kirche, behalten".[12] — Eine solche Äußerung in unserer heimischen Quelle widerspricht von Grund aus der Anschauung, daß Bischöfe oder andere Geistliche, die aus Deutschland nach Böhmen und Mähren kamen, hier die deutsche Kolonisation gefördert haben sollten.

Auch nicht die Klöster, von denen man so oft liest, daß es gleichsam ihr natürlicher Beruf gewesen sei, zu germanisieren und zu kolonisieren, in dem Sinne der Herbeirufung fremder Ansiedler. „Die Klöster gingen im Eifer, durch deutsche Ansiedlungen ihren Gütern einen höheren Reinertrag abzugewinnen, allen anderen voran"; „die Klöster mögen in ihre Güter wohl in der Regel Leute aus ihrer eigenen Heimat . . . herangezogen haben"; „mit den Mönchen zogen ins Land herein viele Arbeiter und Handwerksleute, vor allem aber der deutsche Bauer . . .; die deutschen Bauern wurden von den Klöstern zur Urbarmachung ihrer großen Wälder herbeigezogen und riefen nach und nach eine große Menge blühender Dörfer ins Leben;"[13] — und wie die vielen ähnlichen Äußerungen lauten mögen, die schließlich nichts anderes sind als ein Weiterspinnen und Ausschmücken jener Pelzel'schen Ideen, von denen wir als dem Gerippe dieser ganzen Theorie gesprochen haben.

Wir kennen die Gründungsgeschichte und die weitere Entwicklung einiger der bedeutendsten böhmischen und mährischen

Klöster recht genau;[14] wir wissen, woher die ersten Mönche oder Nonnen kamen, wir erfahren mehrfach die Zahl und Namen der ersten Ankömmlinge, wir kennen den ursprünglichen Besitz, wir verfolgen das Wachsen und die Besitzvergrößerung, wir blicken hinein in die Sorgen und Mühen des anfänglichen Aufbaues, aber auch schon in die werdende Fülle der Blütezeit. Wir sind also durch unsere Quellen, wie wir sehen, gerade über das Klosterwesen im 11., 12. und 13. Jahrhundert besonders gut unterrichtet. Aber nirgend begegnet man dem leisesten Hinweis darauf, daß diese paar Dutzend deutscher Mönche und Nonnen, die aus deutschen Klöstern hierher berufen wurden, aus ihrer Heimat Laienvolk mit sich genommen hätten, oder daß es aus eigenem Antrieb deren Spuren gefolgt wäre, seien es Bürger oder Bauern. Wie wäre das auch durchführbar gewesen? Anfangs waren die Verhältnisse, unter denen die kleinen Klosterkolonien lebten, viel zu bescheiden und auch zu unsicher, um Fremde anzulocken und ihnen Arbeit und Unterhalt zu sichern. Später aber, als die Klöster gediehen, war der Zusammenhang mit der deutschen Heimat längst zerrissen. Sie hatten doch auch gar nicht den Zweck, als Sammelpunkte für die fremde Geistlichkeit, geschweige denn für fremdes Laienvolk zu gelten, sondern waren gedacht als Bildungsstätten für die heimische Bevölkerung. Nur der Grundstock war fremd, weil auf andere Weise nicht leicht ein Kloster geschaffen werden konnte, der Zuwachs aber heimisch, deutsch und slawisch. Auch ist zur Genüge bekannt und wird auch in den Klostergeschichten deutlich genug hervorgehoben, daß die Mönche besonders in den ersten Zeiten die gesamte wirtschaftliche Arbeit, die für ihren Lebensunterhalt und für die bauliche Erhaltung von Kloster und Kirche notwendig war, den „labor manuum“, das Händewerk, selber besorgen mußten, Kloster- und Kirchenbau, Feld- und Gartenpflege, Land- und Waldwirtschaft, Handwerk und Kunst.[15] Gestalteten sich dann im Laufe der Zeit die Verhältnisse großzügiger, da mangelte es an heimischen Hilfs- und Arbeitskräften gewiß nicht. Erhielten doch die Klöster ganze Dörfer und Liegenschaften stets mit dem dort lebenden Volk, über das sie verfügen konnten. Wozu hätten sie fremder Kolo-

nisten bedurft, mit aller Verantwortung für sie und deren Familien, wie und wo dieselben versorgen können? —

Nicht weniger unwahrscheinlich ist die Rolle, die man bei der vermeintlichen nationalen Umgestaltung des Landes den deutschen Prinzessinnen auf dem böhmischen Thron zuschreibt. „Die deutschen Fürstinnen", so lesen wir gelegentlich auch in neueren Geschichtswerken ganz in Anlehnung an Pelzel, „brachten ihr deutsches Gefolge und insbesondere ihre deutschen Hofkapläne mit ins Land und wirkten nach Frauenart auf Gemahl und Kinder für ihre Nationalität"; „diese Herzoginnen . . . . kamen nicht allein ins Land, sondern brachten ihren deutschen Hofstaat mit . . .; soll es da wundernehmen, daß sie für deutsches Wesen und deutsche Kultur ein besonderes Verständnis und hohe Wertschätzung an den Tag legten?"[16] — An diesen und ähnlichen Äußerungen ist nur die eine Tatsache richtig, daß in der Zeit von der Mitte des 11. bis ans Ende des 13. Jahrhunderts, von Judith von Schweinfurt, der Frau Bretislaws I., bis auf die habsburgische Guta, Gemahlin Wenzels II., etwa ein Dutzend böhmisch-mährischer Herzoginnen und Königinnen von deutscher Herkunft waren. Allein nicht zu beweisen ist, auch nicht bei einer einzigen, daß sie ihre Stellung benutzt hätten, um den Hof zu germanisieren oder fremde deutsche Landsleute, ja auch nur Dienerschaft und Geistlichkeit aus der Heimat mit sich zu bringen. Wir hören nie, daß eine dieser deutschen Fürstinnen unmittelbar auf die Regierungsgeschäfte Einfluß genommen habe. Nur von Elisabeth, der Gemahlin Herzog Friedrichs (1177—1189) schreibt ein gleichzeitiger Chronist, daß sie „mehr als ihr Gatte über Böhmen herrschte"; diese Herzogin war aber eine — ungarische Prinzessin. Man darf eben auch nicht übersehen, daß die Reihe der deutschen Fürstinnen in Böhmen und Mähren keine geschlossene ist, sondern immer wieder unterbrochen wird durch fast ebensoviele, die aus Polen oder Ungarn, aus Serbien oder Rußland stammten, daß Bozena, Bretislaws I. Mutter eine einheimische Slawin war, daß somit ein etwaiger deutscher Einfluß immer wieder durch solchen einer

Nachfolgerin anderer Nationalität ausgeglichen und aufgehoben worden wäre.[17]

Erübrigt noch der deutsche Kauf- und Handelsmann, der sich in Böhmen und Mähren niedergelassen habe, nicht im slawischen Volk aufgegangen sei, sondern seine Nationalität bewahrt und durch Nachzug gestärkt haben soll. Wenn dem wirklich so wäre, dann müßte sich dieser Vorgang ganz unauffällig vollzogen haben, also im bescheidensten Maße, da wir durch die ganzen Jahrhunderte hindurch weder aus heimischen noch aus fremden Quellen auch nur einen einzigen sicheren Fall nachzuweisen vermögen. Denn der Bestand jener vielgenannten deutschen Kaufmannsniederlassung in Prag, in der 2. Hälfte des 11. Jahrhunderts, deren Statuten man sogar kennen will, ist eine jener irrigen Annahmen, die, wie sich später zeigen wird,[18] soviel Verwirrung hervorgebracht haben.

Als gegen Ende der Regierung Kaiser Ottos I., um das Jahr 970, vom deutschen Hof in Merseburg kommend, der arabische Jude Ibrahim ibn Jakub sich in Prag aufhielt und in sein Vormerkbuch über die Stadt einige wenige kulturgeschichtlich merkwürdige Bemerkungen eintrug, fiel ihm besonders auf, daß Prag ein wichtiger Handelsplatz sei, dahin Russen und Slawen von Krakau her, Muselmanen, Juden und Türken (Ungarn?) kämen. Des deutschen Kaufmannes gedenkt er nicht.[19] Und als Cosmas mehr als hundert Jahre später (1091), also zu einer Zeit, da der vermeintliche Kaufhof für die fremden Deutschen schon bestanden und geblüht haben soll, von den Reichtümern spricht, die in Prag aufgespeichert liegen, erwähnt er die dortigen Juden, „die von Gold und Silber strotzen", spricht von den „sehr reichen Kaufleuten jedwedes Volkes", die dort wohnen und an denen sich der König Wratislaw leichter bereichern könne, als an der Stadt Brünn.[20] Von einem fremden deutschen Kaufmann weiß aber auch er nichts, obwohl der Anlaß gegeben gewesen wäre, auf dieses vermeintliche fremde Element hinzuweisen. Solche auffallende Unterlassung erklärt sich aber nicht daraus, daß deutsche Kaufleute in dieser Zeit überhaupt noch fehlten — wie wäre das möglich gewesen, wenn solche „jedwedes Volkes" hierherkamen,

— sondern weil sie hier zu Hause waren, einheimisch und ansässig, so daß ihre Anwesenheit nicht weiter auffiel, ihre ausdrückliche Erwähnung nicht am Platze war und überflüssig erschien. Erinnern wir in diesem Zusammenhang daran, daß auf böhmischen Münzen eines Herzogs Boleslaw, also im 10. Jahrhundert, die deutsche Aufschrift „GOT“, wie auf anderen „DEVS“ und auf dritten „B. D.“ (was wohl nicht „BVH. DEVS“, sondern wahrscheinlich „BOLEZLAVS DVX“ bedeutet) vorkommt, so haben wir einen sprechenden Beleg, welche Stellung Deutschtum und deutsche Sprache in jener Zeit im Wirtschaftsleben Böhmens eingenommen hat, da man sie bei der Münzprägung berücksichtigte.[21] Aus der gleichen Zeit, da Herzog Boleslaw II. regierte, stammt ja auch die durch Cosmas verbürgte Nachricht, daß beim Gottesdienst am Hofe die deutsche Sprache neben der lateinischen in Übung war, daß der Herzog und die Großen das Gebet des Priesters auch mit der deutschen Übersetzung des Kyrie eleyson in der altdeutschen Form Christus keinado (Christus gib Gnade) beantworteten.

Wenn fremde deutsche Kaufleute seit dem 10. Jahrhundert nach Böhmen und Mähren vereinzelt gekommen sind, was trotz mangelnder Beweise nicht anzuzweifeln ist, dann brauchten sie hier keinen Pionierdienst für das Deutschtum zu leisten, sie fanden deutsches Volk bereits vor.

Fassen wir diesen Überblick über die angeblichen Wegbahner der deutschen Kolonisation in unseren Ländern noch einmal zusammen, so erhellt wohl, in welchen Selbsttäuschungen wir uns bewegten. Es fehlt allen diesen Annahmen und Voraussetzungen nicht nur der für geschichtliche Erscheinungen vor allem anderen notwendige quellenmäßige Beweis, sondern auch die innere Wahrscheinlichkeit. Wenn das Deutschtum in diesen Ländern lediglich auf die Förderung durch den fremden deutschen Kaufmann, die deutsche Fürstentochter und den deutschen Geistlichen angewiesen gewesen wäre, dann hätte es wohl nie jene Bedeutung gewinnen können, die es in Wirklichkeit schon in frühpremyslidischer Zeit hier besessen hat. Es wäre diesen deutschen Einwanderern das Schicksal beschieden gewesen, das die aus den romanischen, ungarischen und polnischen Ländern

traf: in der Flut der heimischen Bevölkerung aufzugehen. Cosmas hat uns ein Beispiel einer solchen Fremdenansiedlung überliefert. Die von Herzog Bretislaw I. in Böhmen 1039 begründete Kolonie der „Gedcanen", der er das Recht verlieh, daß sie und ihre Nachkommen für „ewige Zeiten" nach dem Gesetze leben sollten, das sie in Polen besessen haben, ist spurlos zugrunde gegangen.[22] Aus der ungarischen Siedlung im Gebiete von Znaim, aus der romanischen in Brünn, die damals gewiß nicht vereinzelt waren, hat sich kein Volk herauszubilden vermocht.[23]

Die Pelzelschen Ideen, die sich trotz ihrer Haltlosigkeit heute besonders in der deutschböhmischen Literatur einer solchen Wertschätzung erfreuen, wurden aber sehr bald abgelöst durch eine ganz andere Auffassung über die deutsche Kolonisation, als Franz Palacky im Jahre 1836 mit seiner neuen „Geschichte von Böhmen" hervortrat. Zwar räumte auch er hier noch zunächst ein, daß in Böhmen „das deutsche Element vorzüglich seit dem 10. Jahrhundert immer größeren Eingang fand", aber nur in der Einleitung zur deutschen Ausgabe. In der tschechischen Ausgabe, deren erster Band 1848 erschien, fehlte diese Bemerkung bereits. Aber auch in dem deutschen Werk wird man in der Darstellung selbst vergebens irgendwelche näheren Ausführungen über das Deutschtum in Böhmen seit dem 10. Jahrhundert finden. Nur einmal, im Zusammenhang mit der Erzählung von der Deutschenvertreibung im Jahre 1055, heißt es unter ausdrücklicher Berufung auf die Forschungen Dobners ganz kurz, daß damals „Deutsche jedes Standes nach wie vor in Böhmen lebten". Wenig stimmt damit überein, wenn wir bald darnach lesen, daß unter Wratislaw (1061—1092) der böhmische Handel „vorzüglich in den Händen von Ausländern, Juden, Italienern und Deutschen, die sich in Prag zahlreich ansässig machten", geruht habe.[24] Zu den Vorstellungen Pelzels vom steten Anwachsen des Deutschtums vom 9. bis 12. Jahrhundert, oder von der Ausbildung „einer deutschen Gemeinde zu Prag gegen Ende des 12. Jahrhunderts" nimmt Palacky überhaupt keine Stellung. So wenig klar und bestimmt er sich über die Frage ausspricht

man ersieht aus seiner Darstellung doch, daß er bis zum Ende des 12. Jahrhunderts eine deutsche Bevölkerung von irgendwelcher Bedeutung in Böhmen und Mähren nicht kennt und nicht gelten läßt. Bis in diese Zeit ist es, wie er schon in der Vorrede zum ersten deutschen Bande betonte, „das allgemeine slawische Element", das im gesamten Staatsleben vorherrschte.[25] Erst im 13. Jahrhundert wurde nach ihm „die Einführung deutscher Kolonien und mit ihnen auch des deutschen Rechtes . . . eifrig befördert und erfolgreich gemacht."[26] Die Regierungszeit Otakars I. (gest. 1230), Wenzels I. (gest. 1253) und Otakars II. (gest. 1278) bedeuten Palacky gleichsam Beginn, Gipfel und Abschluß einer Deutschenzuwanderung, die mit ähnlichen früheren Erscheinungen in gar keinem Zusammenhange steht. Eine planvolle kolonisatorische Bewegung vor dem 13. Jahrhundert, unterstützt und gefördert von einflußreichen deutschen Kräften, die im Lande weilten, Geistlichen und Fürstinnen, wie es sich Pelzel dachte, tritt in der Palacky'schen Darstellung der Geschichte Böhmens nirgends zutage.

Dieser grundsätzliche Unterschied zwischen Palacky und Pelzel, zeitlich sowohl als sachlich, wird erst verständlich, wenn man sich vor Augen hält, daß zwischen 1782 und 1836, den Erscheinungsjahren ihrer beiden Hauptwerke, ein für die Geschichtsforschung in Böhmen verhängnisvoller Abschnitt liegt: die Zeit der „Auffindung" der gefälschten Handschriften von Königinhof und Grüneberg, über die schon früher eingehend gesprochen wurde. Diese angeblichen neuen Quellen zur Geschichte Böhmens und Mährens, von denen Pelzel noch nichts ahnte, sind für Palacky die Grundsteine geworden, auf denen er seine eigene Geschichtsauffassung aufbaute. Sie eröffneten ihm ganz neue Ausblicke in die Landesgeschichte. Sie ließen ihn nicht nur wie durch ein Wunderglas in ein großartiges, weit zurückreichendes Heldenzeitalter schauen, sondern vor allem in eine rein slawische Welt, ohne den leisesten deutschen Einschlag; in ein Böhmen mit nur tschechischer Sprache und Literatur, mit rein tschechischem Fürstentum und Adel, mit ausschließlich tschechischem Staats- und Volksleben

in jedweder Beziehung. Es wurde schon früher erwähnt, welches Gewicht Palacky gerade auf jenen Abschnitt seines ersten Bandes legte, der sich mit „Böhmens Volksleben im Heidentume" beschäftigte, mit diesem „bei den Slawen eigentümlichen alten Kulturstand", der sich ihm für Böhmen vorzüglich aus den „Handschriften" erschloß. „Das Gedicht von Libuscha's Gericht", heißt es da einmal, „ist an sich eine umständliche Schilderung eines Landtags-Aktes, und daher so wichtig für die Kenntnis der inneren Zustände Böhmens . . ." In dem Böhmen, von dem die Königinhofer und Grüneberger Lieder sangen, war kein Platz für Deutsche und Deutschtum. Wer, wie Palacky, an die Echtheit dieser Quellen glaubte, für den waren sie ein vollgültiger Beweis, daß zu jenen Zeiten, aus denen die Gedichte angeblich stammten, deren politisch-kulturellen Niederschlag sie gleichsam bildeten, im 9. bis 12. Jahrhundert, Böhmen ein ganz slawisches Land gewesen sein müsse, ohne jede Spur daneben bestehenden Deutschtums von irgendwelchem Belange. Und wenn in den Quellen, sogar in Cosmas' Chronik, sich dennoch Hinweise auf ein im Lande vorkommendes Deutschtum fanden, so konnte es sich nur um zufällig hereingeratene Fremdkörper handeln, um deutsche Kaufleute, die man mit Romanen und Juden, die sich hier ansässig machten, auf gleiche Stufe stellen durfte, ohne Bedeutung für den staatlichen Organismus. Im alten Böhmen, wie es sich in den „Handschriften" widerspiegelte, kann es von der slawischen Einwanderung angefangen, im 7., im 8. und in den folgenden Jahrhunderten kein Deutschtum gegeben haben; Tschechen mußten die einzigen Bewohner sein, — das war Palacky's innerste Überzeugung, die auch aus seinem Werke klar hervorleuchtete. Und diese seine Ansicht ist die „populäre", die „offizielle" geworden in der gesamten späteren Geschichtschreibung. „Im übrigen waren die Tschechen bis zum 10. oder 11. Jahrhundert die einzigen Bewohner des Landes", haben wir schon oben gehört. Palacky hatte diesen Zustand sogar bis ans Ende des 12. Jahrhunderts ausgedehnt. Allein dann kam er ins 13. Jahrhundert, in eine Zeit, da auch in Böhmen und Mähren die Quellen nicht nur reicher fließen,

sondern vor allem zu den Chroniken, die im wesentlichen doch nur Fürsten- und Kriegsgeschichte erzählen, die Urkunden hinzutreten, die in das Rechts- und Wirtschaftsleben des Landes, in die gesellschaftlichen Zustände des Volkes klareren Einblick gewähren. Und siehe da! Mit einem Male zeigte sich, daß hier in Böhmen ein hochentwickeltes Deutschtum bestand. Deutsche Orts- und Personennamen tauchten auf und ließen sich nicht mehr übersehen und als Zufälligkeiten abtun; dann aber als wichtigste Erscheinung: „deutsches Recht" und „deutsche Gewohnheit", und zwar mit solcher Deutlichkeit, daß an dem Vorhandensein einer starken einflußreichen deutschen Bevölkerung nicht gezweifelt werden konnte. Palacky mußte sich und seinen Lesern bei der Darstellung der böhmischen Geschichte im 13. Jahrhundert die Frage beantworten: woher kommen mit einem Male diese Deutschen und ihre Einrichtungen, die das nach seiner Ansicht bisher einheitliche Gefüge des böhmischen Staates zu durchsetzen begannen?

Nun war seit jeher bekannt, weil nämlich gleichzeitige Quellen darüber ausführlich berichten, daß im 12. Jahrhundert ehedem von heidnischen Slawen bewohnte Gebiete am Ostseestrand und östlich der Elbe mit deutschem Volk aus Westdeutschland und den Niederlanden besiedelt worden waren, nachdem die Slawen daselbst von deutschen Fürsten, Heinrich dem Löwen von Sachsen, Albrecht dem Bär von Brandenburg, Adolf von Schauenburg, eben wegen ihres Glaubens zuvor zum großen Teil ausgerottet worden waren, so daß das ganze Land öde, verwüstet, menschenleer dalag; — die bekannte nordostdeutsche Kolonisation des 12. Jahrhunderts.[27]

Dieses geschichtlich gesicherte Ereignis im fernen Wendenlande meinte Palacky zur Erklärung der Entwicklung in Böhmen heranziehen zu können, trotzdem die Verhältnisse hier so ganz anders lagen. In Böhmen gab es längst keine heidnischen Slawen mehr, die man verfolgen und vernichten zu müssen glaubte, um dem Christentum Eingang zu verschaffen; hier kann von kriegerischen Einbrüchen benachbarter deutscher Fürsten keine Rede sein; hier gab es kein Ödland, keine leeren Burgen und niedergebrannten Dörfer, in die man neues Volk

hätte einführen können. Nichts was die nordostdeutsche Kolonisation des 12. Jahrhunderts verständlich macht, paßt für Böhmen oder Mähren. Gleichwohl knüpfte Palacky daran an; ohne weitere Begründung, nur nebenbei und ganz kurz. Er deutete bloß an, daß, wie deutsche Auswanderer „seit der Mitte des 12. Jahrhunderts bis tief ins 13. nach und nach alle slawischen und ungarischen Länder vom baltischen Meer bis zur unteren Donau strichweise einnahmen", so damals auch Böhmen und Mähren mit Deutschen besiedelt worden sei. Und was ihre Herkunft anlangt, erklärte er, wiederum nur beiläufig: „Die neuen Ansiedler waren, wo nicht insgesamt, doch größtenteils aus dem nordwestlichen Deutschland und den Niederlanden einwandernde Kolonisten", — wie eben im Wendenland. Zeit, Ort und Art der Besiedlung kennzeichnete er in wenigen Sätzen: „Unter Otakar II. (1253—1278) wurden in den Kreisen (Zupen) von Elbogen, Trautenau und Glatz, dann im Mährischen Gesenke Deutsche in Massen angesiedelt; in einzelnen Niederlassungen erscheinen sie an der Südwestgrenze häufig. Die Städte aber in Böhmen und Mähren wurden alle von ihnen mehr oder weniger angefüllt, so daß sie in einigen auch das Übergewicht über die alte einheimische Bevölkerung erhielten. An manchen Orten mußte diese den neuen Ankömmlingen Platz machen; an anderen schmolz sie mit ihnen allmählich zusammen". So war auch, was die Vertreibung betrifft, eine bescheidene Parallele festgestellt.[28]

Diese teils auf falscher Analogie, teils, wie wir sehen werden, auf irrigen Auslegungen der Quellen beruhenden Ansichten Palackys, die in so schroffem Gegensatz stehen zu allem, was Pelzel hierüber geschrieben hatte, bilden aber nur das Samenkorn, aus dem dann die ganze Kolonisations- und Emigrationslehre emporschoß, wie sie bis heute die Geschichtschreibung beherrscht.[29]

Jahrzehnte vergingen. Auf dem Gebiet der Landesgeschichte wurde in den bei uns so dürren dreißiger und vierziger Jahren wenig geschrieben, noch weniger geforscht. Die Ideen Palackys hatten Zeit sich einzuwurzeln, besonders angesichts des hohen Ansehens, das er als Politiker und Gelehrter in der

Heimat und auswärts gewann. Als dann die historischen Studien wieder reger einsetzten, stand ebenso wie manch andere auch die Kolonisationstheorie bereits wie ein Dogma fest und wurde von Geschichtswerk zu Geschichtswerk weiter verbreitet. „Palacky ist der Schöpfer der böhmischen Geschichtsauffassung von heute!", bei Deutschen und Tschechen. Nur daß deutsche und tschechische Historiker, wenn sie auch beide an der Kolonisation festhielten, in der Bewertung dieses Ereignisses für die Landesgeschichte einigermaßen auseinander gingen. Diese übernahmen die Palacky'sche Lehre, weil sich eine günstigere Lösung des Problems nicht leicht finden ließ, gedachten aber dieser Entwicklung nur kurz, nüchtern und kühl.[30] Anders die deutschen, insbesondere die deutschböhmischen Geschichtschreiber. Auch sie fanden sich mit dem Palacky'schen Kolonistentum der Deutschen in Böhmen und Mähren ab, aber sie suchten es zu vertiefen, zu verklären, mit nationalem Pathos zu umhüllen.

Gleich der erste Schriftsteller, der seinen „deutschen Landesgenossen" 1868 eine neue „Geschichte Böhmens" darbot, L. Schlesinger, sprach von der im 13. Jahrhundert „großartig in Schwung gebrachten Kolonisation in zusammenhängenden Massen", während bisher die Deutschen „nur in schwachen Überresten und vereinzelten Ansiedlungen vertreten waren"; er rühmte von ihnen, daß sie „durch ihre Geschicklichkeit und zähe Arbeitskraft weite Strecken des Landes okkupierten und einen immer engeren Gürtel um die Landesgenossen slawischer Zunge zogen, deren Gebiet die vielen oasenartig in der Mitte des Landes gegründeten Stadtkolonien siebartig durchbrachen".[31] Ein zweiter schilderte, wie diese Deutschen „wohlhabend oder doch mit den Schätzen fachlicher Kenntnisse ausgerüstet hereinkamen als friedliche Sendboten des neuen Glaubens, der Kultur und der segenspendenden Arbeit"; wie „der deutsche Bauer Wälder und Sümpfe in fruchtbaren Acker verwandelte, der deutsche Bürger Städte anlegte, Handel und Gewerbe eröffnete, der deutsche Künstler und Gelehrte den Ruhm des Landes hob, der deutsche Ritter und Kriegsknecht auf zahllosen Schlachtfeldern für den Landesherrn sein

Blut vergoß . . ."[32] Und in dem Buche, das für die deutsche Geschichtschreibung im Reich vielleicht am maßgebendsten wurde, in Bachmanns „Böhmischer Geschichte" liest man von dem „Strom deutscher Kolonisten, der seit 1133 durch die offene Bresche des Egertales, bald auch durch den Paß zwischen Kaiserwald und Dillenberg in das Innere Böhmens" eindrang, ohne daß weder dieser Zeitpunkt noch diese Örtlichkeiten durch irgend eine Quellennachricht belegt würden; hört man weiter, daß unter König Wenzel I. „von Mähren ganz abgesehen Böhmen tausende besitzender und intelligenter Bürgerfamilien aus allen Teilen Deutschlands gewann", daß an der „deutschen Einwanderung von Bauernschaften nach Böhmen und Mähren die benachbarten Landschaften Bayern und Franken, aber auch das ferne Rheinland und Schwaben, Hessen, Westfalen und die Niederlande unmittelbar oder doch mittelbar beteiligt erscheinen".[33] Wenn man nicht, wie andere, schlechtweg von den „ungezählten Mengen arbeitslustiger Menschen, die über die Grenzen strömten, aus allen Gegenden Deutschlands, Bayern, Franken, Sachsen, Westfalen und den Niederlanden",[34] oder von den „Tausenden, die da kamen",[35] erzählte, — denn es erben sich nicht nur Gesetz und Rechte wie eine ewige Krankheit fort, sondern auch Geschichtslügen.

Mit diesem Wort muß man solche Schilderungen bezeichnen, wenn man sich überzeugt, daß nirgends auch nur ein einziger quellenmäßiger Beweis für so weitgehende und so bestimmt auftretende Behauptungen angeführt wird. Palackys Saat schoß merkwürdigerweise auf deutschem Boden am kräftigsten in die Halme. Kein Wunder, wenn solchem Übereifer alsbald von tschechischer Seite entgegengehalten wurde, daß diese Einwanderer doch wohl nur dem „unsinnigen Druck", der auf ihnen in der deutschen Heimat gelastet habe, wichen, daß sie „nach einem Winkelchen Erde ausspähten, wo sie Schutz und Freiheit für ihrer Hände Arbeit finden könnten", oder daß sie „das Verlangen nach besserem und leichterem Verdienst" in die Fremde trieb, weshalb bei ihnen an „irgend eine kulturelle Einwirkung" nicht zu denken sei, „vorausgesetzt, daß sie überhaupt in irgend einem Zweige des geistigen Lebens — Wissen-

schaft und Kunst — dazu geeignet waren, worüber man begründete Zweifel hegen dürfe".[36] Mit anderen Worten, daß es armes, unglückliches Volk gewesen sei, das in seiner Not und Verzweiflung Böhmen und Mähren bloß als Zufluchtstätte ansah, oder Abenteurer, — Ansichten, die nicht minder falsch und unbeweisbar sind, als jene früheren.

Denn noch hat kein Forscher, soviel auch schon darüber geschrieben wurde, auch nur einen einzigen Ort in Böhmen oder Mähren namhaft machen können, in den Deutsche — seien es wohlhabende oder arme, Städter oder Bauern — im 12. oder 13. Jahrhundert auf diese Weise aus Deutschland herüber gekommen wären. Bei der so außerordentlich großen Zahl von Ortschaften, die man sich auf diese Weise entstanden denkt, — man berechnet allein „weit über 700" neubegründete deutsche Dörfer ohne die Städte und Märkte[37] — gewiß eine auffallende Erscheinung. Und noch bezeichnender ist es, daß bisher auch im weiten Deutschen Reich oder in den Niederlanden nicht ein einziger Ort angeführt werden konnte, von dem eine solche Kolonie nach Böhmen oder Mähren ausgezogen wäre; denn dort fließen die Quellen in dieser Zeit reichlicher als bei uns, und wenn schon nicht die Ankunft hätte doch der Abzug so ungeheurer Mengen aus den verschiedensten Gebieten einem Chronisten auffallen oder Anlaß zu einer urkundlichen Aufzeichnung geben müssen.[38]

In Ermangelung jedwedes sicheren Beleges, den man nicht aufzufinden vermochte, begnügte man sich, immer wieder auf zwei oder drei Quellennachrichten hinzuweisen, die schon Palacky dazu gedient hatten, seine Theorie zu stützen, die aber von ihm irrig aufgefaßt worden waren.[39] Im Jahre der Doppelwahl Richards von Cornwall und Alfons' von Kastilien zu deutschen Königen (1257), an der Otakar II. lebhaftesten Anteil genommen hatte, in derselben Zeit, da er einen Feldzug gegen Bayern vorbereitete, den er dann im Sommer mit wenig günstigem Ausgang durchführte, also in einer politisch bewegten, unruhigen Periode, meldet eine Prager Chronik ganz kurz, daß der König zu Beginn des Frühjahrs „Böhmen" aus der Prager Vorstadt vertrieb und Fremde dort

einsetzte.[40] Die Nachricht steht ganz zusammenhanglos da, ohne jede Erklärung dieser scheinbar so schwerwiegenden Gewalttat des Landesherrn, ohne Angabe der Schuld der Ausgetriebenen noch auch der Herkunft der neuen Ansiedler und ihres Standes. Ein ähnliches Vorkommnis aus dem Jahre 1277 erzählt dann ein anderer Chronist, der aber erst in der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts gelebt und geschrieben hat, der Abt Neplach von Opatowitz, während die zeitgenössischen Quellen davon nichts wissen. Auch ist der Bericht Neplachs verworren und widerspruchsvoll. Er besagt, daß König Otakar damals, als er nach der Aussöhnung im Vorjahre dem deutschen König Rudolf anhing, die Seinen zu mißachten und Fremde in sein Land einzuladen begonnen habe, wobei er jenen durch Wegnahme ihrer Güter viel Gewalt antat. „So entriß er den Witigonen Usk und Neuhaus . . ." und nun folgt die Aufzählung einiger Burgen und Güter, die damals ihre Besitzer wechselten, mit dem Schlußsatz: „das Elbogner, Trautenauer und Glatzer Land übergab er unter Hintansetzung der Seinen an Deutsche."[41]

Trotz mancherlei Irrtümern und Unwahrscheinlichkeiten, die der Bericht anerkanntermaßen enthält, so daß ihn Palacky in seiner Darstellung gar nicht verwertete, sieht man ganz klar, worum es sich in Wirklichkeit handelte. Wiederum, wie 1257, in einer überaus kritischen Zeit, da die Politik des böhmischen Königs eine gefährliche Wendung nahm und er sich für einen neuen Kampf mit König Rudolf vorbereitete, zerfiel er mit einem Teil seines Adels, der den im Vorjahr mühsam hergestellten Frieden aufrecht zu erhalten wünschte. Otakar sah sich nun veranlaßt, gewaltsam in die Besitzverhältnisse dieser Großen seines Landes einzugreifen, um nicht wichtige Burgen und entscheidende Grenzgebiete in ihren Händen zu lassen. Seine Verbündeten waren die Fürsten Schlesiens, Thüringens, Meißens und Bayerns. Ihnen zu Liebe mußte er das Glatzer, Trautenauer, Elbogener Land unter eine Verwaltung stellen, die die Nachbargebiete vor jedem feindlichen Überfall von dieser Seite sicherte. Er nahm also einigen Adligen, denen zu mißtrauen er Grund hatte, bestimmte Güter — zum Teil gegen

anderweitige Entschädigung — weg und übertrug sie seinen Anhängern, vielleicht Thüringern und Meißnern, worauf die Bemerkung Neplachs schließen ließe, daß er diesen versprochen habe, Böhmen ihnen dauernd zu überlassen, „wenn er Sieger bliebe". Die zweite Bemerkung des Chronisten in diesem Zusammenhang, daß Otakar gedroht habe, nach seiner glücklichen Rückkehr den Berg Petrin mit dem Blute der Adeligen rot zu färben, weist, so widersinnig sie auch ist, darauf hin, daß es sich bei diesen Maßnahmen um nichts anderes gehandelt haben kann, als unzuverlässige oder unzufriedene Adlige unschädlich zu machen, nicht aber um eine bürgerliche oder bäuerliche Kolonisation aus dem Deutschen Reich. Zu einer Zeit, da dieses sich zum Kampf gegen den Böhmenkönig rüstete und dieser einzelne seiner Bundesgenossen vor dem „unersättlichen Schlund der Deutschen" warnte, somit beiderseits nationale Gefühle erregt wurden, wären wohl kolonisatorische Pläne wenig am Platze gewesen.

Fast scheint es überflüssig, nun noch des dritten Scheinbeweises für die in Böhmen angenommene Kolonisation durch Deutsche zu gedenken, den zwar nicht Palacky geltend gemacht hat, auf den man sich aber hier und dort noch beruft. Eine fernabliegende Quelle, die Kolmarer Chronik bringt zum Jahr 1249 die Nachricht, daß nach Beendigung des Krieges zwischen König Wenzel I. und seinem Sohn Otakar „sich die Deutschen in Böhmen vermehrt hätten".[42] Allerdings wird die Bedeutung dieses Satzes durch die allsogleich folgende Erklärung, daß Otakar nach dem Tode seines Vaters (1253) „diese Deutschen wieder vertrieben habe", aufgehoben, aber immerhin könnte es einen Anhaltspunkt bieten, daß solche Einwanderungen doch vorgekommen seien, wenn es sich auf bürgerliche oder bäuerliche Kolonisation bezöge. Eine merkwürdige Analogie überzeugt uns aber, daß auch diese Stelle anders aufzufassen ist.

Von Herzog Albrecht I. von Österreich (1276—1298) wird glaubwürdig berichtet, daß er „nicht aufhörte, schwäbisches Volk in Österreich zu vermehren, die Einheimischen und im Lande Geborenen dagegen zu unterdrücken".[43] Man hat diese

Bemerkung nie anders aufgefaßt, als daß Albrecht schwäbischen Adel nach Österreich gezogen und diesen „Fremden“ auf Kosten der heimischen Großen „hohe mit reichem Einkommen und hohem Ansehen verbundene Würden“ übertragen habe, um seinen Anhang gegenüber seinen Gegnern zu stärken;[44] nicht aber um hier zu kolonisieren, Bürger und Bauern anzusiedeln. Man wird die auch im Wortlaut anklingende Bemerkung des Kolmarer Chronisten betreff Böhmens nicht anders auffassen dürfen. Wir wissen von König Wenzel I., daß er sein Heer durch deutsche, aber auch österreichische und ungarische Kriegsleute vermehrte, die er dann nach Ablauf des Krieges in entsprechender Weise entlohnen mußte.[45] Auch hier, wie in den beiden früheren Fällen, handelt es sich nicht um kolonisatorische Pläne, sondern um Verstärkungen für kriegerische Unternehmungen. Es war ein arger Irrtum, solche in kriegerischen Zeitläuften vorübergehend eintretende Verwendung von fremdem Kriegsvolk umzudeuten in eine Einwanderung oder Berufung dauernd sich niederlassender Bürger und Bauern aus allen Gauen des deutschen Reiches in die verschiedensten Gegenden des böhmisch-mährischen Landes, wie es zuerst Palacky versuchte und worin ihm dann die späteren Geschichtschreiber treulich gefolgt sind. Allein es war ein verhängnisvoller Mißgriff, darüber hinaus zur Stütze für die Kolonisationstheorie nun noch eine Stelle ins Treffen zu führen, die Palacky sehr wohl gekannt[46] aber nicht herangezogen hat, deren unrichtige Deutung wiederum auf Pelzel zurückgeht.

Es gibt eine Urkunde des Herzogs Sobieslaw (1173—1178) für die Deutschen in Prag, von der noch in anderem Zusammenhang zu sprechen sein wird, die sich aber nur als eine Bestätigung und Erneuerung eines noch älteren Privilegs von König Wratislaw (1061—1092) darstellt. Sie ist nachher von den meisten böhmischen Königen bis auf den Luxemburger Johann (27. Juli 1319) bestätigt worden, so auch von König Wenzel I. (1230—1253). Und in der Einleitung dieser Bestätigung, nicht in der Urkunde selbst, geschweige denn in jener Sobieslaws und Wratislaws, wie man irrtümlich angibt, heißt es, daß Wenzel den Deutschen auf ihre Bitte hin die Statuten,

die sie von seinen Vorgängern besitzen, wortgetreu erneuern und nichts daran ändern noch davon wegnehmen wolle, was sie „seit ihrer ersten Berufung nach Böhmen“ an Rechten und Freiheiten durch die Fürsten mit Recht erlangt haben.[47]

Pelzel, der die Urkunde zum erstenmal mit allen Bestätigungen abdruckte,[48] wußte nichts Rechtes mit ihr anzufangen, da ihr bedeutsamer Inhalt mit seinen Anschauungen über das böhmische Deutschtum wenig übereinstimmte. Ihm galt sie nur als ein Beleg dafür, daß die von Herzog Spitignew 1055 vertriebenen Deutschen unter dessen Nachfolger Wratislaw doch wieder zurückgekommen sein mußten, wenn dieser ihnen ein solches Privilegium ausstellen konnte. Erst in Schlesingers Geschichte der Deutschen in Böhmen beginnt die Ausnützung dieses Satzes für die Frage der Kolonisation, trotzdem, wie bemerkt, Palacky wohlweislich über ihn hinweggegangen war. Schlesinger glaubte die wenigen Worte von der „ersten Berufung nach Böhmen“ dahin erläutern zu können, daß „die Deutschen von den böhmischen Fürsten ausdrücklich eingeladen wurden, in das Land zu kommen, um sich daselbst unter vorteilhaften Bedingungen niederzulassen . . .“;[49] ja er ging später noch weiter und berief sich auf diese Stelle als Zeugnis dafür, daß schon Wratislaw „den ersten Anlaß zur planmäßigen folgenschweren Kolonisation der Deutschböhmen gegeben habe“, indem er „fremde Kaufleute und Handwerker zur dauernden Niederlassung in Prag einlud . . .“;[50] Behauptungen, für die auch nicht der Schein eines Beweises zu erbringen ist. Im günstigsten Fall könnte man nur sagen, daß der Schreiber der Urkunde König Wenzels die Deutschen in Böhmen als ins Land „gerufen“ angesehen habe. Von einer Berufung durch die böhmischen Fürsten, von vorteilhaften Bedingungen, von Kaufleuten oder Handwerkern, von dauernder Niederlassung sagt auch er nichts, die Urkunden Sobieslaws und Wratislaws enthielten aber auch die Worte von der „ersten Berufung nach Böhmen“ nicht, wie sich aus dem erhaltenen Wortlaut klar erkennen läßt.

Allein auch die Annahme, daß der Urkundenschreiber Wenzels I. an wirklich ins Land gerufene Deutsche gedacht habe, ist unwahrscheinlich.

Wer sich mit mittelalterlichen Urkunden beschäftigt hat, weiß, daß solche Einleitungen, die sogenannten Arengen, gerne Bibelzitate, rhetorische Wendungen, tönenden Wortschwall verwenden, denen man keinen geschichtlichen Wert zuschreiben darf.[51] Auch in unserem Falle hat der alte Schreiber gewiß nicht an eine zeitlich bestimmbare Berufung der Deutschen nach Böhmen durch weltliche Fürsten gedacht, sondern in Anlehnung an bekannte Bibelworte an die erste uranfängliche Berufung durch Gott.[52] Die Worte in der Wenzelurkunde sind zu allgemein und unbestimmt und auch an einer viel zu belanglosen Stelle, um aus ihnen für eine Kolonisation in Böhmen irgendwelche Schlüsse zu ziehen, geschweige jene weitgehenden Folgerungen, die wir bei Schlesinger gelesen haben und die von späteren Verfechtern der Theorie übernommen wurden.

Man muß nur den berühmten ersten „Kolonistenvertrag von 1106", den der Erzbischof Friedrich von Bremen mit Holländern abgeschlossen hat,[53] zum Vergleich heranziehen, um sich zu überzeugen, wie sonst in Urkunden geschichtliche Vorgänge dieser Art klar und sachlich behandelt werden. Hier kann kein Zweifel darüber aufkommen, daß es fremdes Volk war, das berufen wurde, hier wird gesagt, woher sie kamen, zu welchem Zweck man sie berief. Und diese Urkunde bildet keineswegs ein vereinzeltes Beispiel in unserer Überlieferung, selbst wenn wir von den Belegen für die nordostdeutsche Kolonisation im 12. Jahrhundert, von der schon gesprochen wurde, absehen. Auch über viel bescheidenere Aus- und Einwanderungen werden wir stets unzweideutig unterrichtet, wie es sich bei Ereignissen von solcher Tragweite von selber versteht.

Wie einfach und bestimmt lautet die Nachricht von einer Verschickung deutscher Bürger und Bauern aus dem Lütticher Bistumsprengel nach Ungarn in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts. Infolge einer schrecklichen Hungersnot mußten sie ihre Heimat verlassen und fanden Aufnahme in der Erlauer Diözese, zum Dank dafür, daß einige Jahrzehnte zuvor ungarisches Volk, das von ähnlichem Unglück heimgesucht worden war, auf den Ländereien des Bischofs Reginhard von Lüttich (1025—1037) angesiedelt worden war.[54] Zu Beginn

des 12. Jahrhunderts, um 1104, erfolgte durch den Grafen Wigbert von Groitsch Ansiedlung fränkischer Bauern aus Lengefeld im Gebiet der sächsischen Mulde, was der heimischen Geschichtsschreibung im Kloster Pegau nicht entging und der Aufzeichnung für wert erachtet wurde, obwohl es sich nur um eine bescheidene Kolonisation handelte.[55] Von der Ankunft „tüchtiger Männer aus Flandern“, denen der Meißner Bischof Gerung 1154 ein Dorf überließ, spricht eine gleichzeitige Urkunde; eine andere „von dem Volk aus dem Lande Holland“, das Bischof Wichmann von Naumburg 1152 ansetzte.[56] Im Jahre 1259 führte eine Hungersnot in Bayern zur Auswanderung einer „ungezählten Menge“ nach — Ungarn.[57] Nur in Böhmen sollte das Einströmen von tausenden und abertausenden Bürgern und Bauern unbemerkt geblieben, sollte eine Einwanderung Jahrhunderte hindurch an der zeitgenössischen Berichterstattung spurlos vorüber gegangen sein? Und solche geschichtliche Unwahrscheinlichkeit, um nicht zu sagen Unmöglichkeit, suchte man wettzumachen durch falsche Auslegung einer biblischen Redensart eines Urkundenschreibers, die man neuestens sogar zum „denkbar unzweideutigsten Zeugnis für die Zuwanderungsbewegung“ stempelte.[58]

So häuften sich Übertreibungen, Fehler auf Fehler. Es war ein falscher Weg, als man Palacky's brüchigen Unterbau, anstatt ihn zu überprüfen, noch mit den Pelzel'schen durchaus willkürlichen Hypothesen krönte. Dadurch erst entstand die allgemeine Vorstellung und der Glaube, daß diese Kolonisationsbewegung eine Stärke und Ausdehnung gehabt haben müsse, die alles in den Schatten stellte, was sonst von Kolonisation und Germanisation bekannt war, daß sie sich jener in Nordostdeutschland an die Seite stelle. Fragt man aber nach den Beweisgründen, nach den glaubwürdigen geschichtlichen Zeugnissen, dann erweist sich alles als unhaltbare Theorie, teils ausgeklügelt, teils auf irrigen Voraussetzungen aufgebaut.

Siebenter Abschnitt.

Das deutsche Recht, die deutschen Städte und Klöster in premyslidischer Zeit.

Wenn eine stärkere deutsche Einwanderung in Böhmen und Mähren, geschweige denn eine „Kolonisation" nach der slawischen Besiedlung, also nach dem 8. Jahrhundert nicht stattgefunden haben kann, so bleibt wohl für das Vorhandensein deutschen Volkes in diesen Ländern in premyslidischer Zeit keine andere Erklärung übrig, als alte Ansässigkeit. Nun wissen wir, daß vom Beginn der christlichen Zeitrechnung an hier germanische Völker gewohnt haben, über die zwar die geschichtlichen Nachrichten seit dem 5. Jahrhundert scheinbar verstummen, über deren Untergang aber, Auswanderung oder Vernichtung, nichts bekannt ist. Und ebenso sicher ist, daß die Länder rings um Böhmen und Mähren gegen Norden, Westen und Süden die ganzen Jahrhunderte hindurch ohne Unterbrechung von Germanen bewohnt gewesen sind, die sich dann in deutsche Völkerschaften, Bayern, Schwaben, Thüringer, Franken, Sachsen, umbildeten, wenn wir auch diesen Umbildungsprozeß — um die Worte eines neueren deutschen Geschichtsforschers zu gebrauchen— „im einzelnen festzulegen" nicht mehr vermögen;[1] ich möchte hinzufügen: ebensowenig wie wir die Grenzen, die diese Völker ursprünglich innegehabt haben, und insbesondere die Ausdehnung ihrer Gebiete nach Osten hin bestimmen können.

Wir sehen nun, daß bis zum heutigen Tage in Böhmen und Mähren längs der ganzen südlichen, westlichen und nördlichen Grenze zusammenhängend Deutsche wohnen, die den Völkerschaften jenseits des Gebirges entsprechen, Bayern im Süden und Südwesten, weiterhin Ostfranken, Obersachsen, Schlesier; „nicht besondere deutschböhmische Stämme, sondern gleichsam über das Grenzgebirge vorgetriebene Glieder deutscher Volksstämme aus dem betreffenden Nachbarlande", wie man

gelegentlich gesagt hat, um sich den merkwürdigen Zusammenhang zwischen deutschböhmischem und reichsdeutschem Volkstum zu erklären.[2]

Um wieviel tiefer ins Land diese deutsche Masse bis zur ersten gewaltsamen Zurückdrängung in den Hussitenkriegen gereicht hat, kann man aus der Nachricht eines heimischen Chronisten schließen, welche besagt, daß um das Jahr 1334 „der Gebrauch der deutschen Sprache fast in allen Städten des Königreiches und auch am Hofe allgemeiner war, als der der böhmischen (slawischen)".[3] Das Deutschtum wurzelte also noch im 14. Jahrhundert überall im Lande, war damals keineswegs auf den Rand und Sprachinseln beschränkt, deren Entstehung ohnehin nur aus dem Zurückfluten ehedem ringsum ansässigen deutschen Volkstums zu erklären ist. Es liegt kein Grund vor, diese vom Chronisten bezeugte allseitige Ausbreitung des Deutschtums über das ganze Land nicht auch für die früheren Jahrhunderte gelten zu lassen, wenn auch noch keine Städte, sondern andersartige Ansiedlungen die Wohnsitze bildeten. Das Vorhandensein von Slawen neben den Deutschen stellt auch die Nachricht von 1334 fest.

Es geht zurück auf ihr Eindringen in die deutsche aus verschiedenen Stämmen sich zusammensetzende Völkermasse Mitteleuropas, dazu auch Böhmen und Mähren gehört, spätestens seit dem 8. Jahrhundert. Diese slawische Einwanderung vom Osten her ging langsam aber stetig vor sich und allem Anschein nach ohne auf deutscher Seite ernstlicheren Widerstand zu finden. Die neue Bevölkerung verschmolz aber nicht organisch mit der alten, sondern lebte mit ihr nur räumlich auf dem gleichen Boden; „so daß die Slawen ... über Gebirg und Fluß nach Westen hin sich ausbreiteten, wo in spärlich bevölkerten Wald- und Sumpfdistrikten niemand hemmend und wehrend ihnen entgegentrat ... westlich der Elbe und Saale, wie des Böhmerwaldes".[4] Also nicht nur im heutigen Böhmen und Mähren, sondern weit darüber hinaus in bayrischem, fränkischem, sächsischem Gebiet. Die Siedlungsmischung zwischen Deutschen und Slawen beschränkte sich von Anfang an nicht auf unsere Länder, die gleiche Erscheinung zeigte sich auch im ganzen Umkreis

nördlich, westlich und südlich. Die böhmischen Berge und Wälder bedeuteten für das Vordringen der Slawen ebensowenig eine Schranke, wie sie Jahrhunderte zuvor auch germanische Völker nicht gehemmt hatten, in das damals keltische Land einzudringen. In vorgeschobenen Stellungen saßen Slawen im 8. Jahrhundert am Main, in Hannover, Braunschweig und anderwärts.[5] Es ist selbstverständlich, daß entsprechend dem entgegengesetzten Ausgangspunkt der Wanderung das Slawentum gegen Westen, das Deutschtum gegen Osten hin sich abebbte; denn scharfe Grenzen konnten bei solcher Entwicklung zunächst nicht entstehen. Böhmen und Mähren kamen gleichsam in eine mittlere Zone zu liegen, wo die einander entgegenwirkenden Ströme sich am meisten mischten und ein gewisses Gleichmaß behaupteten. Immerhin bis ins 14. Jahrhundert überwog nach der obigen Aussage die deutsche Bevölkerung zumindest in den Städten; somit früher in jenen Siedlungen, die sich allmählich zu Städten ausbildeten.

Wenn dann im Verlaufe der Jahrhunderte das Slawentum aus Franken und Thüringen, Bayern und Sachsen wieder verschwand, nicht aber aus Böhmen und Mähren, wenn das Deutschtum nördlich und südlich von Böhmen wieder stark vorgeschoben wurde, einerseits bis an die Oder, andererseits bis an die Leitha, dazwischen aber die böhmisch-mährische Ausbuchtung als national gemischtes Gebiet bestehen blieb, wie dies jede Völkerkarte des späteren Mittelalters so markant hervortreten läßt,[6] so hängt dies mit den geschichtlichen Vorgängen und Umwälzungen an der Wende des 8. und 9. Jahrhunderts zusammen. Den wahren Grund zu dieser Gestaltung der nationalen Schichtung im Mittelalter legte Karl d. Gr., als er Bayern und Sachsen — Thüringen hatte das gleiche Schicksal schon früher getroffen — dem Frankenreiche einverleibte. Es war keine friedliche Verbindung, kein freiwilliges Aufgehen dieser deutschen Stämme in den karolingischen Staat, der in Westeuropa seinen Schwerpunkt hatte. Nicht nur die langen Kriege beweisen es, die Karl deswegen führen mußte, sondern auch, daß die Bayern und später auch die Sachsen sogar die Bundesgenossenschaft der Awaren suchten, um viel-

leicht mit deren Hilfe sich behaupten zu können; auch die Teilnahme slawischer Völker an den Kämpfen der Sachsen gegen Karl ist durchaus wahrscheinlich.[7]

Bei solchem Widerstand mußte sich Karl schließlich begnügen, wenigstens die westlichen Teile der von Bayern und Schwaben, Thüringern und Sachsen bewohnten Gebiete für das Frankenreich zu gewinnen, und trachten, durch eine natürliche Grenze seine Eroberungen zu sichern. Sie bot sich dar in dem Flußlaufe der Elbe und Saale sowie in dem Randgebirge Böhmens. Damals, unter Karl d. Gr., also rund 800, wurde erst die böhmische Landesgrenze geschaffen oder zu schaffen begonnen, die nun Deutsche von Deutschen schied. Was von den deutschen Stämmen jenseits dieser Grenze wohnte, mit Slawen schon stärker gemischt sich leichter gegen die Einverleibung wehren konnte, wurde nicht aufgenommen in das karolingisch-fränkische Reich. Die Teile des deutschen Volkes, die östlich vom Böhmerwald saßen, waren nun abgetrennt von dem Zusammenhang mit den Stammesgenossen, die fortan zum Frankenreich gehörten. Karl verzichtete oder mußte verzichten auf die östlichen Ausläufer des bayrischen, fränkischen, thüringischen und sächsischen Stammes im böhmisch-mährischen Kessel, erhielt aber dadurch um so sicherere Grenzen für die seinem Reiche eingefügten Hauptgebiete dieser Völkerschaften.

Man wird einigermaßen gemahnt an das, was Bismarck 1866 und 1871 hatte tun müssen: ein deutsches Reich gründen ohne die Deutschen in den Sudetenländern und in Österreich; ähnlich mußte ein Jahrtausend früher Karl d. Gr. ein fränkisches Reich aufbauen ohne die Deutschen in den uralten deutschen Ländern Böhmen und Mähren.

Und nun erst, nachdem dieser Schnitt mitten durch das deutsche Volkstum vollzogen war, konnte sich langsamst, von Prag seinen Ausgangspunkt nehmend, ein neues Staatswesen ausbilden in den natürlichen Grenzen Böhmens und Mährens, bestehend aus uralter deutscher Bevölkerung gemischt mit später hinzugekommenem Slawentum.

Was es nun aber für ein Volk zu bedeuten hat, wie für Deutsche so für Slawen, vom Hauptstamm, mit dem man

sprachlich und kulturell verwachsen ist, abgeschieden zu werden und mit einem sprachlich und kulturell fremden Volke rein nur durch staatliches Band verknüpft zu sein, das lehrt die weitere Entwicklung. Die Slawen im ostfränkischen, später deutschen Reich konnten sich bis auf kleinere Reste überhaupt auf die Dauer nicht halten, nachdem ihr völkischer Zusammenhang mit dem Osten unterbunden war, sondern wurden, hier rascher dort langsamer, vom Deutschtum aufgesogen. Diese Kraft besaß das Deutschtum in Böhmen und Mähren, nunmehr auf sich selber angewiesen, nicht. Hier konnte sich somit das Slawentum nicht nur neben dem älteren deutschen Volke leicht behaupten, sondern sich fortentwickeln und innerlich kräftigen. Aber umgekehrt, an eine Slawisierung der Deutschen in diesen Ländern war ebenso wenig zu denken. Dazu war das Deutschtum im Boden des Landes zu tief eingewurzelt und hing trotz politischer Scheidung kulturell zu enge zusammen mit dem großen deutschen Volk jenseits der Grenze. Zurückdrängung, Verfolgung, Unterdrückung begann früh und nahm in den Zeiten der Hussitenkriege einen gewaltsamen Charakter an, eine vollkommene Vertreibung war aber ebensowenig durchführbar wie eine Slawisierung.

Und so lebten denn Jahrhunderte lang Deutsche und Slawen in Böhmen und Mähren als zwei verschiedene Völker neben einander und unter einander, bald dieses bald jenes im Aufstieg oder Niedergang. Diese Verschiedenheit und Gesondertheit, dieses Getrenntsein trotz räumlicher Berührung hat niemand so klar und bestimmt ausgesprochen und gleichsam als geschichtliche Tatsache festgelegt, als der Herzog Sobieslaw II. mit dem Beinamen „der Bauernherzog", der von 1173 bis 1178 regierte. Und zwar in einer Urkunde, die mit den Worten beginnt:

„Ich Sobieslaus, Herzog der Böhmen, tue kund allen Gegenwärtigen und Zukünftigen, daß ich in meine Gnade und meinen Schutz aufnehme die Deutschen, die unter der Burg von Prag leben und ich will, daß diese Deutschen als Volk (natione) geschieden bleiben von den Böhmen, wie sie auch von ihnen verschieden sind durch ihr Recht und ihre Gewohnheit. Ich

gewähre daher diesen Deutschen zu leben nach dem Gesetz und der Gerechtigkeit der Deutschen, die sie seit den Zeiten meines Großvaters, des Königs Wratislaw, gehabt haben . . ."[8]. — Damit ist Wratislaw, der treue Freund Kaiser Heinrichs IV. gemeint, der von 1061—1092 regiert hat.

Der Bestand deutscher Bevölkerung in Böhmen ist somit durch diesen urkundlichen Beleg spätestens für die zweite Hälfte des 11. Jahrhunderts verbürgt. Es handelt sich nur darum, wie man die Urkunde auffaßt und welchen Wert man ihr für die Geschichte des Deutschtums im Lande zuschreiben darf, da sie nur von Deutschen bei der Prager Burg spricht.

Die Urkunde ist eigentlich erst durch Dobner im Jahre 1782 bekanntgemacht und von Pelzel, wie früher erwähnt wurde, verwertet worden.[9] Palacky war sie selbstverständlich geläufig, doch berief er sich auf sie nur an der einzigen Stelle, wo er von dem Handel in Böhmen unter Wratislaw spricht, der damals „in den Händen von Ausländern, Juden, Italienern und Deutschen, sich befand".[10] Und wie Palacky diese Prager Deutschen nur als fremde zugezogene Händler ansah, so lesen wir in den heute verbreitetsten böhmischen Geschichtsbüchern unter Hinweis auf diese Urkunde: „Aus der anfangs so kleinen Kaufmannskolonie bei St. Peter entwickelte sich die mächtige Stadt Prag"; oder „Sobieslaw hat den deutschen Kaufleuten des Prager Burgfleckens die Privilegien seines Großvaters, König Wratislaws, neu bestätigt und vermehrt"; oder „der Freibrief Sobieslaws, die älteste ehrwürdige Urkunde dieser Gemeinde (der ältesten Ansiedlung deutscher Geschäftsleute)" u. ähnl.[11] Die „suggestive Macht" der Ansichten Palacky's, wie man es genannt hat, zeigt sich wohl hier am klarsten. Palacky hatte die Urkunde als eine Rechtsverleihung an eingewanderte deutsche Händler eingeschätzt, — die ganze weitere Geschichtschreibung übernahm diese Auffassung. Und doch kann sich jeder Leser leicht überzeugen, daß nicht ein Paragraph, nicht ein Satz und nicht ein Wort in der ganzen langen Urkunde darauf hindeutet, daß sie sich auf Handels- oder Kaufleute bezöge; daß von Waren, Zoll, Niederlage, Münze und anderen Dingen, die man in Kaufmanns-

statuten erwarten müßte, nicht nur keine Rede ist, sondern sich auch nicht der leiseste Hinweis darauf entdecken läßt. Und mit gleicher Entschiedenheit muß darauf Gewicht gelegt werden, daß nirgends von Einwanderung oder Berufung, nichts von Deutschen, die aus dem Reich gekommen wären, zu lesen ist oder irgendwie herausgelesen werden kann, wie es leider wiederholt geschehen ist. Schon die völlige Parallelstellung der Deutschen mit den Slawen in der Einleitung widerspricht der Auffassung, als ob es sich bei jenen um eine kleine Zahl Kolonisten, bei diesen um die Masse des heimischen Volkes handeln könnte. Aber auch der Wortlaut und Sinn des ganzen Privilegs und einer Anzahl von Paragraphen steht solcher Ansicht schroff entgegen.

Ein Satz lautet: Die Deutschen brauchen zu keiner kriegerischen Unternehmung außer Landes mit auszuziehen, sondern nur, wenn es gilt, für das Vaterland (pro patria) zu kämpfen. — Schon hier tut sich der Gegensatz kund, den der Fürst zwischen der deutschen und slawischen Bevölkerung betont. Nur diese wird aufgeboten, wenn Böhmen als Lehensland des deutschen Reiches an den Kriegszügen des deutschen Kaisers wohin immer teilnehmen muß. Die Deutschen sind von einem solchen Dienst frei und ihre kriegerische Mithilfe kommt nur in Betracht, wenn es sich um die Verteidigung des Landes handelt, das hier ausdrücklich als ihr, der Deutschen, V a t e r l a n d bezeichnet wird.

Es drängt sich hiebei wohl auch der Gedanke auf, daß eine solche Bestimmung sich doch unmöglich auf eine kleine Kolonie von einigen zugewanderten Familien beziehen könne, daß ein Deutschtum, das zur Verteidigung ganz Böhmens herangezogen wird, doch wohl nicht auf einige Dutzend wehrfähiger Männer nächst Prag und nicht leicht blos auf Händler und Kaufleute beschränkt gewesen sein kann.

Von besonderer Wichtigkeit ist aber diese Bestimmung deshalb, weil sich hier Grundanschauungen wiederfinden, die im Kampf sowohl der Bayern als der Sachsen gegen Karl d. Gr. eine Rolle gespielt haben, indem beide Völker sich bei ihrer Unterwerfung der Verpflichtung zur Heeresfolge gegen

andere Nationen, also außerhalb ihrer Heimat, widersetzten.[12] Diesen Standpunkt, den das sächsische und bayrische Volk am Ende des 8. Jahrhunderts vertrat, sehen wir hier im Prager Deutschenrecht des 11. Jahrhunderts wieder ausgesprochen und auch vom Böhmenherzog anerkannt.

Ebensowenig wie dieser Satz, der die Verteidigungspflicht der Deutschen auf das Land Böhmen beschränkt, läßt sich mit der Auffassung der Prager Deutschen als bloßer Kaufmannskolonie ein anderer Paragraph in Einklang bringen, welcher lautet: Wenn sich der Herzog auf einer kriegerischen Unternehmung außerhalb Böhmens befindet, dann ist es Sache der Deutschen, die Prager Burg zu bewachen. — Ein solches Vertrauen zu „Fremden", eine solche Vorzugsstellung hier eingewanderter „Kauf- und Handelsleute" erschiene wohl unfaßbar und würde eine Hintansetzung der einheimischen Bevölkerung slawischer Nationalität bedeuten, für die eine Erklärung erst erbracht werden müßte. Weiters aber fordert die Bestimmung die Frage heraus, wer wohl die anderen landesfürstlichen Burgen im Lande in dieser Zeit bewachte, da doch die slawische Bevölkerung den Herzog auf seinem Heereszug zu begleiten hatte. Doch wohl wiederum nur die Deutschen, die, wie am Fuße der Prager Burg, auch im Umkreis der anderen Burgen ansässig waren.

Ein nächster Paragraph heißt: Die Deutschen sind frei von allen den Verpflichtungen, die für Gäste, Fremde, Ankömmlinge zu leisten sind. — Wollte man diese Verfügung mit der Kolonisten- und Emigrantentheorie in Einklang bringen, dann müßte man annehmen, daß diese Deutschen, die selbst erst vor kurzem als Gäste, Fremde, Ankömmlinge ins Land gekommen wären, sich in geradezu durchtriebener Weise allsogleich von jenen Pflichten zu befreien verstanden hätten, dank derer sie sich hier überhaupt ansässig gemacht haben könnten. Sie hätten die Lasten für etwaige neue stammverwandte Zuwanderer von sich abgewälzt und der heimischen slawischen Bevölkerung aufgebürdet! Als neue Einrichtung ist eine solche widersinnige Bestimmung nicht zu verstehen. Wohl aber als altes Gewohnheitsrecht, als Herkommen, wonach, wie dies auch im

fränkischen Reich der Fall war, Beherbergung, Bewirtung und Reisebeförderung gewisser Personen, die mit landesfürstlicher Erlaubnis oft mit stattlichem Gefolge ins Land kamen, nicht als Gastfreundschaft galt, sondern als Untertanenpflicht, die die Deutschen nicht traf.

Schon diese Bestimmungen zeigen, daß es sich nicht um die besonderen Rechte, „Statuten", einer Berufsgenossenschaft handelt, sondern um ererbte Freiheiten, um uralte, seit langem gültige Volksgesetze, die vom Herzog aus irgendeinem Grunde damals anerkannt und bestätigt wurden; Gewohnheitsrecht der Deutschen unter Wratislaw in gesetzliche Form gebracht.

Allein der wichtigste und bezeichnendste Satz in dieser Urkunde ist der § 12. Er ist ganz kurz und lautet: Denn ihr sollt wissen (in dieser Befehlsform), daß die Deutschen freie Menschen sind. — Daraus erhellt, daß es im damaligen premyslidischen Staat auch nichtfreie Leute gab, nur gehörten die Deutschen, die hier lebten, nicht zu ihnen. Gewiß auch nicht die ganze slawische Bevölkerung, aber bestimmte Schichten.

Eine Reihe weiterer Bestimmungen dieses Privilegs erläutern diesen Grundsatz von der persönlichen Freiheit der Deutschen im Lande. Sie wählen frei ihren Pfarrer und ihren Richter; über sie urteilt nur ihr eigener Richter, auch wenn die Klage gegen einen Deutschen von einem Slawen oder Romanen vor dem obersten Kämmerer erhoben wird. Die Deutschen dürfen nicht gefangen genommen und in den Kerker gebracht werden, wenn sie Bürgen stellen oder im Besitz eines eigenen Hauses sich befinden. Frei sind sie auch in der Aufnahme von Ankömmlingen und Gästen, „aus welchem Lande immer sie kommen", in ihre Gemeinschaft, die dann aber auch nach den Gesetzen und Rechten der Deutschen leben müssen.

Nein; diese Deutschen in Prag, die über einen solchen Heimatschein ihrer uralten Zuständigkeit in diesem Land verfügen, sind nicht ein besonderer Stand von bloßen Kauf- und Handelsleuten, nicht ein zufällig hierher unter die Mauern der Prager Burg von außen hereingetriebener Fremdkörper, nicht ein vereinsamtes Inselchen im slawischen Meer. Mit der irrigen und grundlosen Annahme, daß die Wratislaw-Sobies-

lawsche Urkunde nur für etliche eingewanderte Deutsche ad hoc erlassen wurde, hat man sich von vornherein den klaren Blick für ihren Wert getrübt und das Urteil über sie in eine falsche Richtung gelenkt. Mit einem Häuflein landfremder Händler, die fort und fort auf der Wanderschaft sind, verteidigt man keine Burg, geschweige das ganze Land, begründet man keine Stadt, noch weniger ein ganzes Volk.

Diese Deutschen in Prag sind, wie die Urkunde erkennen läßt, Beamte und Geistliche, Krieger und Kaufleute, Handwerker und Ackerbauer, Hausbesitzer und Insassen, sind mit einem Worte ein Stück vom deutschen Volk, das im ganzen Land lebt; ein Stück auch vom gesamten Deutschtum, das hier nach der Abtrennung als selbständig gewordener Zweig eines mächtigen Stammes geistig und wirtschaftlich schafft und arbeitet, auf diesem Boden, den es mit vollem Recht sein Vaterland, seine patria nennt. Jahrhunderte lang währt diese Arbeit, ohne daß sie in den Quellen besonders hervorträte; es ist die Zeit des Wachsens und Reifens. Erst seit der Mitte des 11. Jahrhunderts zeigen sich auch hier in Böhmen und Mähren, ganz ebenso wie anderwärts auf deutscher Erde, die deutlichen Ansätze der Frucht, die aus diesem Schaffen emporwächst: in der Begründung und Schöpfung der mittelalterlichen deutschen Stadt und Städtekultur, die bekanntlich selbst Palacky als rein deutsches Werk in diesen Landen gekennzeichnet und anerkannt hat.

Allein hier stoßen wir wieder in unseren bisherigen Geschichtsdarstellungen auf Anschauungen, die das ganze Städtewesen in Böhmen und Mähren nur zu einem Ableger der deutschen Kolonisation machen; Anschauungen, deren Unhaltbarkeit zuerst klargelegt werden muß, bevor die wahre Entwicklung der deutschen Stadt im premyslidischen Reich in ihren Hauptzügen gezeichnet werden kann. Auch zu diesen heute ganz allgemein geltenden Ansichten hat Palacky den Grund gelegt. Ihm erschien die Begründung von Städten auf böhmisch-mährischem Boden als der eigentlichste Zweck der deutschen Einwanderung; er glaubte darin gleichsam den taktischen Stützpunkt zu finden, von dem aus seine Kolonisationstheorie erklärt

oder wenigstens wahrscheinlich gemacht werden könne. Denn da für die vermeintliche planmäßige Herbeiziehung Deutscher ins Land im 13. Jahrhundert sich gar kein Grund finden ließ, der sonst für Kolonisationen maßgebend war, nicht Landöde infolge langer, schwerer Glaubenskriege, wie in Nordostdeutschland, nicht nachweisbare Hungersnöte, wie bei der Einwanderung niederländischen Volkes in Ungarn, nicht Sicherung des Landes gegen vom Osten her drohende Einbrüche wilder Horden, wie in Siebenbürgen, nicht Ausbau der ländlichen Kultur, wie bei der Berufung von Holländern und Flamändern ins bremische Gebiet und anderwärts, — so mußte hier eine andere Ursache vorliegen, denn der Glaube an die deutsche Kolonisation Böhmens und Mährens stand bei Palacky unerschütterlich fest.

Eine von ihm aus falschen Voraussetzungen konstruierte rein slawische Staatsverfassung in Böhmen und Mähren in den ersten Jahrhunderten der premyslidischen Zeit, die sogenannte „Zupenverfassung“, die seit langem als ungeschichtlich und unhaltbar erwiesen ist,[13] bestimmte ihn zu der weiteren willkürlichen Annahme, daß, insolange diese Verfassung galt, die Ausbildung eines Städtewesens in diesen Ländern unmöglich war. Nach seiner Auffassung konnte „ein freier Bürgerstand“ in Böhmen und Mähren eigentlich erst unter Otakar II. aufkommen, aber nicht aus dem heimischen slawischen Volke, sondern, wie er sagt, nur durch „Berufung“ von Kolonisten und Schaffung „neuer Städteanlagen“, „planmäßig“, ohne alle Vorstufen und geschichtliche Entwicklung. Selbst was in dieser Hinsicht unter dessen beiden Vorgängern geschehen war, unter Otakar I. und Wenzel I., „waren nur die ersten gleichsam zufälligen Versuche gewesen“, noch ohne bestimmenden Einfluß auf die inneren Verhältnisse beider Länder.[14]

Diese Grundauffassung über die Entstehung unserer Städte kehrt in der deutschböhmischen Geschichtsliteratur immer wieder, wie etwa der Satz zeigt: „Sieht man von der deutschen Gemeinde Prags und von Eger ab, das eben nicht zu Böhmen gehörte, so kann bis zum 13. Jahrhundert von Städten in Böhmen nicht die Rede sein“, denn hier fehlte angeblich, wie

weiter behauptet wird, „eine freie Bürgerschaft, die auf echtem Eigen sitzt und nach eigenem Rechte lebt",[15] mit anderen Worten: das deutsche Volk. Und der in verschiedenen Wendungen sich wiederholende Satz in unseren Geschichtsbüchern: „Nicht alle Städte Böhmens und Mährens sind durch einen einzigen Akt wie aus dem Boden gequollen",[16] besagt auch nichts anderes, als daß dieser Vorgang denn doch die Regel gebildet habe, daß unsere Städte zumeist künstliche Gebilde fremder geschulter Städteerbauer darstellen.

Nicht so unbedingte Zustimmung fand Palacky's Städtegründungstheorie bei den tschechischen Geschichtsforschern. Erst jüngst ist der „Verwunderung" darüber Ausdruck gegeben worden, daß sich in unseren Ländern städtisches Wesen „so rasch" eingebürgert habe, daß zwei Generationen genügten, um hier, wo zu Beginn des 13. Jahrhunderts noch kaum eine wirkliche Stadtgemeinde bestanden haben soll, wenige Jahrzehnte darnach fast keine Landschaft mehr zu finden war, in der man nicht auf blühende Städte gestoßen wäre, die sich wie ein Netz über das ganze Königreich ausbreiteten.[17] Allein solche berechtigte Bedenken mußten gleich wieder zurücktreten vor der Autorität Palackys und vor dem „Rührmichnichtan" der deutschen Kolonisation.

Bedeutsamer erscheint, daß schon früher von anderer Seite die Frage, die sich gleichfalls gegen Palacky richtete, aufgeworfen wurde, ob sich städtisches Leben in Böhmen schließlich nicht auch ohne die deutsche Zuwanderung hätte ausbilden können, „auf natürlichere Weise, wenn auch langsamer", da doch „die Tschechen, die in die Fremde kamen, diese städtischen Einrichtungen kennen lernten und selber in der Heimat hätten einbürgern können".[18] Mit ebensoviel, ja mit noch mehr Grund hätte dieser Forscher die Notwendigkeit der Begründung so zahlreicher deutscher Bauernkolonien in diesen Ländern in Frage ziehen können. Denn Böhmen und Mähren waren damals vorzugsweise Bauernland und die slawische Bevölkerung bäuerlich. Wozu also die „massenhafte" fremde Bauernschaft? Nur um des angeblich in Böhmen noch unbekannten schweren deutschen Pflugs willen? Das würde, selbst wenn es sich nach-

weisen ließe, doch nur ausreichen für die Erklärung der Einführung dieses Gerätes, nicht aber auch der Menschen mit ihren ganzen Familien in solcher Zahl aus allen Ländern des weiten deutschen Reichs nach den verschiedensten Gegenden Böhmens und Mährens.

Man darf die Gründung deutscher Städte, Dörfer und Märkte aber nicht vom Standpunkt der handwerklichen Fähigkeit ihrer Schöpfer beurteilen. Nicht die Geschicklichkeit im Städtebau, nicht irgendeine besondere Veranlagung oder sonst welche äußere Umstände waren es, die die Deutschen wie drüben so bei uns zu Städtegründern prädestinierten; sondern, zum Unterschied von den slawischen Landesgenossen, ihre politische und soziale Stellung im Lande, die Herzog Sobieslaw II. in der genannten Urkunde mit einem gewissen Nachdruck, fast feierlich hervorhebt: Denn ihr sollt wissen, daß die Deutschen freie Menschen sind. Das Selbstbestimmungsrecht in Verfassung und Verwaltung, dieses Erbstück uralter Entwicklung, schloß die rechtliche Möglichkeit in sich, alle Verhältnisse, unter denen die Deutschen lebten, weiter auszugestalten, gab ihnen die Kraft, hinter der wirtschaftlichen Entwicklung der Nachbarländer nicht zurückzubleiben. Die slawische Bevölkerung dagegen stand unter dem Druck von Lasten, Abgaben, Untertänigkeiten, Diensten aller Art, mußte sich lenken und leiten lassen von höheren und niederen Personen, die der Herzog einsetzte und die in erster Linie ihren eigenen Vorteil suchten, den sie mehr in der Ausnützung der Masse als in deren Kräftigung und Fortentwicklung fanden. Die Freiheit der hier uralt angesessenen deutschen Stämme und die Unfreiheit der später hinzugekommenen slawischen Einwanderer stehen einander noch schroff gegenüber und bedingen das Übergewicht jener.

Ebensowenig wie das deutsche Volk Böhmens und Mährens erst im 13. oder 12. Jahrhundert zugewandert ist, ebensowenig ist das deutsche Recht, das in der Wratislaw-Sobieslawschen Urkunde zum ersten Mal in die Erscheinung tritt, aus der Fremde eingeführt worden, sondern mit dem Volke auf heimischem Boden erwachsen.

Es ist allerdings richtig, daß diese Urkunde sich nur auf die Deutschen in der Prager Vorburg bezieht und daß uns aus so früher Zeit kein zweites ähnliches Beispiel aus der Geschichte des böhmisch-mährischen Deutschtums bekannt ist. Daraus aber zu folgern, daß das Deutschtum damals auf die einzige Siedlung bei der Hauptstadt beschränkt gewesen sei, hieße aus dem Schweigen der Quellen, das nur zu begreiflich ist, Fehlschlüsse ableiten. Berücksichtigen wir vorerst, daß, wie schon angedeutet wurde, das Deutschenprivileg von mindestens sechs böhmischen Herzögen und Königen bestätigt worden ist, somit ebensoviele Originale einst bestanden haben und doch heute und sicherlich seit Jahrhunderten nicht ein einziges mehr erhalten ist. Nur dem glücklichen Zufall, daß das Dokument auch in sogenannte Urkundenbücher abgeschrieben wurde, die besser aufbewahrt wurden, verdanken wir seine Kenntnis. Wenn solche Verluste in Prag eintreten konnten, mag es wenig wundern, daß in anderen Orten etwaige ähnliche Reste einstmaligen deutschen Rechts spurlos zugrunde gegangen sind. Die Zeit der Hussitenkriege allein, die fast an keiner Stadt Böhmens und Mährens ohne Schädigung der geschichtlichen Denkmäler vorüber gegangen ist, vermag solchen Mangel und solche Armut an deutschen Quellen zu erklären; und auch die späteren Jahrhunderte brachten allerorten ähnliche Verluste.

Aber auch abgesehen von dem blinden Zufall, den man hier wird in Rechnung setzen dürfen, können wir in so früher Zeit des 11. und 12. Jahrhunderts Aufzeichnungen des Volksrechts kaum erwarten. Ist doch noch im berühmten großen Mainzer Reichsgesetz Kaiser Friedrichs II. vom J. 1235 die wichtige Erklärung enthalten: „Da die Deutschen bisher nach unbestimmtem Gewohnheitsrecht leben und geschriebener Gesetze entbehren . .“[10]. Wenn also selbst im Reich die Niederschrift alten Rechts erst so spät einsetzte, dann tritt der Wert und die Bedeutung der Prager Urkunde aus dem 11. Jahrhundert nur umso klarer hervor. Nach dem Jahre 1235 beginnen auch bei uns solche Aufzeichnungen (Kodifikationen) des Gewohnheitsrechtes, wofür die beiden berühmten in ihrer ur-

sprünglichen Form (als Originale) erhaltenen Privilegien von Brünn (1243) und Iglau (1249) Belege bilden.

Wie verbreitet und allgemein bekannt deutsches Recht hier war, beweist die Tatsache, daß es in einer Anzahl von Urkunden des 13. Jahrhunderts genannt wird, ohne daß man es für notwendig erachtet näher auszuführen, was es in jedem einzelnen Fall beinhaltet. Es erscheint unter verschiedenen sinnverwandten Bezeichnungen als: „Recht der Deutschen (ius Teutonicorum)“, „Deutsche Freiheit (libertas teutonica)“, „Gesetz und Gerechtigkeit und Gewohnheit der Deutschen (lex et iustitia et consuetudo Teut.)“, „Deutscher Brauch (teutonicus mos)“; man versteht auch ohne nähere Erklärung, was darunter gemeint ist, ja man sagt schlechthin: „wie es die Deutschen haben (sicut habent Teutonici).“ Man bezieht sich darauf, ebenso wenn ein Kloster ein Dorf erwirbt und dort „deutsches Recht“ einführen will, wie wenn man Weinbergzehnten nach „deutschem Recht“ verleiht. Die Fürsten gewähren es „gegen die Arglist und Unsicherheit der Zeit“, gegen die „Gier einiger weniger“, oder damit das Volk „ungefährdet und ohne Plackerei“ leben könne. Wir erhalten zum Jahre 1274 sogar den urkundlichen Nachweis, daß in dem mährischen Dorf Groß-Teinitz (bei Olmütz) das bislang dort geltende böhmische Recht (ius bohemicum) bei allem, „was es zu richten und zu verwalten gebe“, absichtlich ersetzt wurde durch deutsches Recht (ius teutonicum), „zu größerer Gerechtigkeit und zu besserem Nutzen des Dorfes und seiner Bewohner“. Wir sehen, wie das deutsche Recht nicht nur das ganze Wirtschafts- und öffentliche Leben des deutschen Volkes wie das Blut den Körper durchädert, sondern auch, daß es allmählich übergreift auf die slawische Bevölkerung. Allerdings allzuoft mag eine solche Umwandlung nicht stattgefunden haben, da fürstliche, adlige, kirchliche Kreise dadurch an untertänigem Volk stark einbüßten.

Das deutsche Recht hätte die Kraft gehabt, die „Verschiedenheit“ und „Geschiedenheit“ der beiden Nationen im Lande, von der Herzog Sobieslaw in seiner Urkunde spricht, bis zu einem gewissen Grade auszugleichen, wenn es zum allgemeinen

Gesetz erhoben worden wäre an Stelle des für die slawische Bevölkerung gültigen „Landrechtes", das die Beamten und Adligen im Namen des Fürsten übten. Allein dazu kam es nicht. In den Städten, in denen das deutsche Recht ausschließlich galt, kam es zu einer Annäherung, allein schließlich war es doch nur das Recht, in dem sich die slawischen Inwohner den Deutschen anpaßten. Sprache und Sitte, Beschäftigung, Tracht, Feste u. andere Gewohnheiten trennten auch weiter beide Völker, besonders bei der nationalen Scheidung auf dem Lande, die bestehen blieb, von wo aber der Zuzug in die Stadt erfolgte.

Wie das deutsche Recht niemandem aufgezwungen wurde, sondern eigentlich nur für die deutsche Bevölkerung galt und für die, die aus freiem Antrieb „mit den Deutschen leben wollten" und von ihnen in ihre Gemeinschaft aufgenommen wurden, so beschränkte es niemanden in seiner völkischen und häuslichen Zugehörigkeit. Die deutschen Städte Böhmens und Mährens im 13. Jahrhundert hatten deutsche Verwaltung und Verfassung, richteten sich in allem und jedem nach dem Rechte der deutschen Bevölkerung, waren aber national gemischt.

Vielleicht hätte gerade die urkundlich so klar zu erweisende Durchdringung aller Verhältnisse in Böhmen und Mähren mit deutschem Recht die Forschung auf die Spur gebracht, daß ein solches Recht nicht leicht künstlich eingeführt sein könne, wenn nicht auch hiebei wiederum eine arge moderne Urkundenfälschung irregeleitet hätte.

Es war im Jahre 1839, daß in einem Quellenwerke ersten Ranges, im Codex diplomaticus et epistularis Moraviae, eine Urkunde veröffentlicht wurde, durch die König Premysl Otakar I. am 30. Dezember 1213 dem Örtchen Freudental „deutsches Recht" verliehen haben sollte, mit der ausdrücklichen Erklärung, daß dieses „deutsche Recht" eine „neue und ehrenwerte Einrichtung" darstelle, die „in den Ländern Böhmen und Mähren bisnun ungewohnt und ungebräuchlich" gewesen sei.[20] Es war sozusagen eine zeitgemäße Ergänzung der Handschriftenfälschungen Hankas nach der urkundlichen Seite hin, eine Erfindung des mährischen Landesarchivars Franz Boczek, dem man eine stattliche Zahl ähnlicher Erdichtungen bereits nach-

gewiesen hat. Und wie früher durch die Königinhofer und Grüneberger Fragmente ließ man sich auch jetzt durch diese falsche Urkunde gerne täuschen. Ohne nachzuprüfen, ob das Stück auch echt sei, ohne nachzufragen, wo sich ein so wertvolles Dokument befände, ob es richtig gelesen und aufgefaßt wurde, baute man auf diesem hohlen Grunde weiter und beachtete nicht die Warnungen ernster Forscher. Es war und blieb die Hauptstütze für die Annahme späten Aufkommens deutschen Rechts in Böhmen und Mähren und seiner fremden Herkunft. Gab es aber hier kein deutsches Recht vor dem 13. Jahrhundert, dann konnte es folgerichtig auch keine deutschen Städte geben und kein deutsches Volk, das sie geschaffen hätte. Ein Irrtum erzeugte den anderen und ließ die Windungen des wirren Knotens nicht mehr erkennen. —

Das bedeutsamste Werk der Deutschen in Böhmen und Mähren in premyslidischer Zeit, die deutsche Stadt — wie ist sie nun in Wirklichkeit entstanden, wie ist sie zu verstehen?

Wir wissen, daß die Deutschen auch hier wie anderwärts ursprünglich in Dörfern (villae), Weilern (vici), Gehöften (curiae) wohnten, und wahrscheinlich ist die später zugezogene Bevölkerung, vor allem die Slawen, aber auch Romanen, Juden, Polen, Ungarn, diesem Beispiel gefolgt. Die wichtigsten dieser Wohnsitze waren die, die sich an eine Herrenburg anschlossen. Deren Entstehung aus ursprünglich wohl nur durch die Lage in Wäldern, an Flüssen, in Sümpfen, an Bergabhängen geschützten Sitzen erfahren wir aus unserem heimischen Geschichtschreiber Cosmas.

Er erzählt, daß Herzog Boleslaw I. (929—967), dem er den Beinamen „der Grausame" gegeben hat, eines Tages von den Vorständen des Volkes (populi primates), verlangte, daß sie ihm eine Burg nach römischer Art, d. h. aus Steinen, erbauen; wie sie sich dagegen auflehnten, wie er ihren Widerstand gewaltsam brach und sie dann willig seinen Wunsch erfüllten.[21] Die Mühsal des ersten Burgenbaues in Böhmen, die neue Last, die das ohnehin geplagte Volk auf sich nehmen mußte, bildet den Untergrund zu dieser Sage und spricht aus dieser Erzählung. Die Einführung dieser fremdartigen Bauwerke, —

„wie etwas dergleichen unsere Väter nie getan haben", läßt Cosmas einen der ältesten aus dem Volke sagen — mit ringsherumgehender hoher Mauer, blieb in der Erinnerung haften. Und dieser erste Burgenbau in Böhmen bei der alten Siedlungsstätte Bunzlau, die auch Fürstensitz war, fällt ganz in dieselbe Zeit, da auch im sächsischen Nachbarlande unter König Heinrich I., „dem Städtegründer", zwar keine Städte, aber feste Burgen, gleichfalls nach römischem Muster angelegt wurden, zum Schutz gegen die Ungarn, deren Raubzüge sich damals Jahr für Jahr wiederholten. Wie sich dann im weiteren Verlauf diese Umwandlung im ganzen Lande vollzog, läßt sich begreiflicherweise nicht mehr im einzelnen feststellen. Genug daran, daß wir diese bedeutsame Ausgestaltung oder Neugründung menschlicher Wohnstätten, durch die auch das Landschaftsbild eine wesentliche Veränderung erfuhr, nach Zeit und Ort so genau kennen lernen. Denn mit dem Um- und Neubau der alten Festen zu gemauerten Burgen (urbes) hängt auch die Entstehung der sogenannten Vorburgen (suburbia), d. h. unter der Burg liegenden Siedlungen des Volkes zusammen. Im 10., 11. und 12. Jahrhundert werden bei Chronisten und in Urkunden solche Suburbien genannt: bei Prag und Wischehrad, Bunzlau, Nimburg, Saaz, Bilin, Brünn, Znaim, Olmütz; gewiß nur ein Bruchteil derer, die in Wirklichkeit bestanden haben.

Cosmas schildert uns zum Jahr 1091 aus bestimmtem Anlaß, daher ein wenig ausgeschmückt, das Leben und Treiben in den beiden Vorburgen von Prag und Wischehrad. Wir wissen aus der Sobieslaw'schen Urkunde, daß sich eben damals, in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts, im Prager Suburbium eine national gemischte Bevölkerung befand, aber getrennt lebend und räumlich geschieden. Diese räumliche Abgeschlossenheit der einzelnen Siedlungen gegeneinander mag noch deutlicher zum Ausdruck gekommen sein durch die Umschließung mit Zäunen, Pallisaden, Pfahlwerk, bald auch mit Graben und Mauer, ganz nach dem Vorbild, das die Festen und Burgen boten. Es ist für das Aufkommen befestigter Siedlungen unter der Burg wichtig festzustellen, daß Cosmas anläßlich eines feind-

lichen Einfalles in Böhmen im Jahre 1041 ausdrücklich bemerkt, viele Ortschaften seien niedergebrannt worden, weil man sie nicht verteidigen konnte und sie vom Volk verlassen waren. Diese Schilderung kennzeichnet jenen Zustand des Siedlungswesens, da die Bevölkerung ihre offenen oder nur schlecht gesicherten Ortschaften preisgab und in die nächste ummauerte Burg flüchtete, die zu schützen und zu verteidigen als die Hauptaufgabe erschien. Und eben damit hängt die Pflicht der Deutschen zusammen, diesen Schutz und diese Verteidigung der Burgen im Lande bei Abwesenheit des Fürsten auf sich zu nehmen, wovon das Wratislaw-Sobieslaw'sche Privileg so bestimmt spricht.

Allein manche dieser Siedlungen waren inzwischen zu wichtigen wirtschaftlichen Mittelpunkten erwachsen, waren Märkte geworden mit regerem Handel und Verkehr, wie dies Ibrahim ibn Jakub und auch Cosmas von dem Prager Suburbium erzählen. Sie ließen sich nicht so leicht räumen, man mußte vielmehr auf ihre Wehrhaftigkeit und Verteidigungsfähigkeit bedacht sein. Damit mag man bei Prag und ähnlich wichtigen Plätzen früh begonnen und die Befestigungen immer besser ausgestaltet haben. Im Jahre 1135, also ein Jahrhundert etwa nach jener obigen Nachricht von der Hilflosigkeit vieler Ortschaften, hören wir davon, daß man daran ging, Prag nach Art der lateinischen Städte zu „erneuern", d. h. die Vorburgsiedlung mit Mauern aus Stein zu umfassen;[22] denn die Prager Burg war, nach dem Zeugnis Ibrahims, schon unter Herzog Boleslaw I. „aus Steinen und Kalk" erbaut. Es stimmt dazu, daß etwa zwei Jahrzehnte nach dem Beginn jener „Erneuerung", nach 1153 die steinerne Moldaubrücke in Prag fertiggestellt wurde, gleichsam der Abschluß des neuen Befestigungswerkes.[23]

Die große Siedlung also, die sich von der Menge der anderen durch Markt, Handel, Verkehr, durch größeren Reichtum und Anhäufung von Menschen abhob, wurde befestigt: die zweite Grundbedingung für die Entwicklung zur mittelalterlichen Stadt. In Prag wenigstens sehen wir diese Arbeit um die Mitte des 12. Jahrhunderts vollendet. Und als drittes und letztes Glied fügt sich dieser Entwicklung ein: die Ausbildung

eines eigenen Rechtes, des geschriebenen und vom Landesherrn anerkannten Stadtrechtes, wie wir es beim Prager Suburbium gleichfalls nach Zeit und Inhalt so genau überliefert finden in dem großen Privileg, das zuerst König Wratislaw (1061—1092) gegeben, d. h. bestätigt hat, und das dann, wenn nicht schon von seinen nächsten Nachfolgern, spätestens vom Herzog Sobieslaw (1173—1178) erneuert wurde.

Dieses Recht war ursprünglich ausdrücklich nur für die deutsche Bevölkerung Prags bestimmt. Allein allmählich bildete es sich zum Recht der gesamten Bewohnerschaft des zur Stadt ausgebauten Suburbiums heraus, mit Ausnahme natürlich der Judenschaft, die ihr eigenes Territorium und ihre eigenen Gesetze behielt. Noch König Otakar II. spricht in seiner Bestätigung vom Jahre 1274 von dem ihm vorgewiesenen „Privileg der Prager Deutschen"; König Johann dagegen 1319 nur noch von dem „Privileg der größeren Stadt Prag". Das anfänglich auf die Deutschen beschränkte Recht ist zum Gemeinrecht aller Bürger dieses Stadtteiles geworden; das Sonderrecht und die Sonderstellung der Slawen und der gewiß nur bescheidenen Zahl von Romanen und etwaigen anderen Nationen verschwindet, nur das Recht der Deutschen behauptet sich.

Was sich um die Prager Burg in einer in den Grundzügen durchaus erkennbaren Weise in premyslidischer Zeit vollzog, die allmähliche Ausgestaltung einer kleinen Deutschensiedlung aus uralter Zeit zum Markt und zur befestigten Stadt mit deutschen Verfassungs- und Verwaltungseinrichtungen, das konnte und mußte ähnlich auch an anderen wirtschaftlichen Knotenpunkten sich bilden; vor allem im Anschluß an die böhmischen und mährischen Fürstenburgen, also bei Brünn, Olmütz, Znaim, die lange Zeit Residenzen selbständiger Herzöge waren, bei Bunzlau, Pilsen, Melnik und anderwärts, dann dort, wo der schon früh geübte Bergbau das Gedeihen der Siedlung förderte, oder auch im Anschluß an dieses und jenes seit der Mitte des 12. Jahrhunderts begründete deutsche Kloster. Zahlreiche andere Siedlungen blieben, was sie von Anfang an waren, Dörfer, wieder andere brachten es über die Entwicklung zum Marktort nicht hinaus, wenn auch ein kultureller und baulicher

Fortschritt bei ihnen nicht ausblieb. Nur ist man, ebenso wie in anderen deutschen Ländern, nicht in der Lage, das Wachsen und Werden dieser Städte auch nur in dem Maße genauer zu verfolgen, wie bei Prag, der Hauptstadt und dem Mittelpunkt des ganzen Reiches. Die meisten dieser Ortschaften treten uns erst am Ende dieser Entwicklung, im Mannesalter, entgegen; die Jugendzeit, die Zeit der Ausbildung bleibt uns zumeist verborgen.

Wie könnte das auch anders sein bei einem natürlichen Wachstumsprozeß, bei dem sich langsam aber stetig Ring an Ring ansetzt, von den Zeitgenossen kaum beachtet und daher nur selten überliefert, vor allem nicht in der Absicht, damit die städtische Entwicklung zu kennzeichnen. Die Nachricht vom ersten Prager Brückenbau findet sich nur ganz nebenbei erwähnt in der Widmungsschrift einer Chronik an die Königin Judith, die Gemahlin König Wladislaws II., die irgendwelchen Einfluß auf die Entstehung dieses „kaiserlichen Werkes“ genommen hat. Nur vereinzelte Nachrichten aus dem 11. und 12. Jahrhundert, bald von dieser bald von jener werdenden Stadt, bald wirtschaftlicher bald rechtlicher Natur sind uns erhalten. Als wichtigste wohl diejenige, die uns zeigt, wie weit diese städtische Entwicklung bei einzelnen Landesburgen zurückreicht.

Glatz, seit der Einverleibung des slawnikingischen Fürstentums in das premyslidische Reich zu Böhmen gehörig, wird am Ende des 10. Jahrhunderts als wichtige Grenzburg genannt und am Ende des 11. als Mittelpunkt einer eigenen Provinz mit einer Anzahl zugehöriger Orte; das Gebiet ist somit kultiviert, bewohnt und gut besiedelt. Im Jahre 1114 wird neben der Burg (castrum, urbs) auch schon die Stadt (civitas) genannt, mit Mauern, Türmen, Toren und wehrhaften Bürgern (cives). Das erfahren wir wiederum nicht, weil ein Chronist uns über den damaligen Zustand dieses Ortes bestimmtere Nachricht geben will, sondern rein zufällig im Zusammenhang mit einem kriegerischen Ereignis, das Glatz betrifft. Ein aus Böhmen vertriebener Premyslide, Sobieslaw, der später (1125) Herzog von Böhmen wurde, suchte sich damals mit polnischer Hilfe dieses Ortes zu bemächtigen, bat zuerst

die Bürger um Öffnung des Stadttores, was diese aber ablehnten. Als sie sich auch zu kräftigem Widerstand rüsteten, ließ der Prinz den außerhalb der Stadt vor der Stadtmauer liegenden Palas (Burgsaal) anzünden, das Feuer griff auf den nächstgelegenen Stadtturm über, gefährdete bald die ganze Stadt und zwang die Bürgerschaft sich zu ergeben, um wenigstens das Leben zu retten; die Stadt selbst brannte völlig nieder.[24]

Aus dieser kurzen Erzählung sehen wir, daß Glatz — gewiß kein vereinzelter Ausnahmsfall — spätestens zu Beginn des 12. Jahrhunderts vollkommen ausgebildete städtische Verhältnisse besaß; eine Feststellung, die für die ganze Frage der deutschen Kolonisation von größter Bedeutung ist. Das Glatzer Beispiel allein, das weder Palacky noch irgendein späterer Forscher berücksichtigt hat, wiewohl die Nachricht von Cosmas überliefert wird, vermag die ganze Theorie zu widerlegen. Denn wenn Glatz, und wohl nicht nur dieser, sondern auch manch anderer Burgplatz in Böhmen und Mähren, schon so früh deutsche Bevölkerung hatte, dann brauchte diese nicht erst im 13. Jahrhundert dorthin berufen zu werden. Wollte man aber annehmen, daß die Glatzer Bevölkerung um und vor 1114 rein slawisch war, was tatsächlich behauptet worden ist,[25] dann entfiele erst recht jeder Grund für eine spätere deutsche Kolonisation, denn dann hätte eben diese slawische Bevölkerung all das bereits ausgebildet, wozu man die eingewanderten Deutschen angeblich brauchte: die Schaffung der deutschen Stadt.

In diesem Zusammenhang darf auch darauf verwiesen werden, daß schon im Jahre 1004 — also noch um ein Jahrhundert früher als in Glatz — in der gleichzeitigen sächsischen Chronik Thietmars von Merseburg anläßlich des Durchzuges des deutschen Königs Heinrich II., des Retters der Premysliden Udalrich und Jaromir, nach Prag, davon gesprochen wird, daß ihm in Saaz, das er auf dem Marsche berührte, die Tore der Stadt sofort geöffnet wurden und daß er die Bürger (concives) daselbst als seine Freunde erkannte.[26] Man wird auch diese ganz zufälligen Bemerkungen nicht anders

deuten können, als daß hier deutsche Bevölkerung sitzt und die Anfänge einer deutschen Stadt bereits vorhanden sind.

Solche Hinweise zeigen, wie wenig entscheidend es ist, wenn wir in anderen Fällen die Merkmale einer deutschen Stadt quellenmäßig erst im 13. Jahrhundert zu belegen vermögen. Wir sehen — und darin liegt das Entscheidende — die Ansätze zu einem deutschen Städtewesen frühzeitig an ganz verschiedenen Stellen auftauchen, was der vielverbreiteten Ansicht widerspricht, als ob unsere Städte, wie gesagt wurde, „durch einen einzigen Akt wie aus dem Boden gequollen wären". In Wirklichkeit sind bei uns die „aus wilder (grüner) Wurzel" geschaffenen Städte äußerst selten gegenüber jenen, die langsam gewachsen sind. Man darf sich hiebei durch die Eigenheiten der mittelalterlichen Urkundensprache nicht beirren lassen. Ausdrücke, wie „eine Stadt begründen, errichten (fundare, construere)" und ähnl., die öfters vorkommen, können wohl die Vorstellung erwecken, als ob aus dem Nichts etwas ganz Neues geschaffen worden wäre; und bezeichnen doch nur einen bedeutsamen Wendepunkt, in gewissem Sinne den endgültigen Abschluß einer langen Entwicklung. Die Geschichte der Stadt Znaim bietet einen sprechenden Beleg hiefür.[27]

In einer Urkunde König Premysl Otakars I. vom Jahre 1226 lesen wir: „Als wir im Begriffe waren, vor Znaim (der Burg) eine Stadt zu errichten (civitatem construere) und in diese Leute zusammenzurufen (convocare) . . ." und könnten glauben, daß es sich um eine Neugründung mit Herbeiziehung fremder Ansiedler handelte, wie denn auch angenommen wurde. Allein aus einer zweiten, um wenige Monate älteren Urkunde desselben Fürsten ersehen wir, daß sich damals zunächst der Znaimer Burg reich kultiviertes, gut besiedeltes Land befand. Es standen schon die zwei Kirchen St. Nikolaus und St. Michael, die nachher innerhalb der Stadtmauer lagen; jede besaß ihr zugehöriges Pfarrvolk. Weiler werden uns genannt und Einzelhöfe mit einer Reihe von namentlich angeführten Insassen, deren verschiedenartige Berufe wir kennen lernen. Es ist von einem Graben die Rede und von einem Osttor, durch das man zum Dorfe Zuchoherdel (heute Zuckerhandl) gelangte; von

Häusern, Wein- und Obstgärten. Aus dem unmittelbar an die Burg sich anschließenden königlichen Grund und Boden unter Hinzuziehung aller dieser Weiler und Höfe und eines vom nahen Kloster Bruck erkauften Landgutes wird nun die neue Stadt Znaim gebildet, was die Urkunde „eine Stadt errichten" nennt, und was eine spätere aus dem Jahre 1292 als „ursprüngliche Gründung und Aussetzung (primaeva fundacio et locacio)" bezeichnet.

Man kann auch hier nicht annehmen, daß die Umgebung Znaims außergewöhnliche Besiedlungsverhältnisse aufwies, vielmehr erhalten wir hier ein klares Bild, unter welchen Vorbedingungen man wohl in den meisten Fällen an die Gründung von Städten ging.

Aber auch dort, wo nachweislich eine Stadt auf Neubruchland erstand, wie dies bei Ungarisch-Hradisch bezeugt ist, das König Premysl Otakar II. 1257 auf Wunsch des nahen Klosters Welehrad als Grenzfestung gegen Ungarn errichtete[28], bedurfte es weder geschulter Städtegründer aus dem deutschen Reich, noch fremder Siedler, um selbst ein so verantwortliches Werk zu vollbringen. Landesfürstliche Beamte, der Landeshauptmann Bischof Bruno an erster Stelle, regelten mit dem Abt Hartlieb alle Besitzfragen. Untertanen des Königs aus dem nahen Dorf Kunowitz und solche des Klosters aus Welehrad wurden als Siedler bestimmt; das Stadtrecht übernahm man von Brünn.

Das 13. Jahrhundert, das letzte der Premyslidenherrschaft, ist nicht, wie man in Verkennung der ganzen Entwicklung angenommen hat, der Beginn eines neuartigen Prozesses, sondern bereits der Höhepunkt. Er konnte jetzt „so rasch" vor sich gehen, weil überall die Grundlagen bereits vorhanden waren, zumeist nur noch die Zustimmung des Grundherrn, des Königs, eines Adligen oder eines Klosters, notwendig war, um dort eine Stadt entstehen zu lassen, wo bislang deutsches Volk in Märkten, Dörfern oder ähnlichen Siedlungen gesessen hatte. Es konnte die alte Siedlung zur Stadt erweitert und umgebaut werden, was im 13. Jahrhundert das gebräuchlichere war, aber auch auf noch unbewohntem, benachbartem Boden eine neue Stadtanlage geschaffen werden, wie es im 14. Jahrhundert öfters

geschah. Die Mannigfaltigkeit in den äußeren Formen, die Verschiedenartigkeit im Recht liegt begründet in den geschichtlichen und wirtschaftlichen Verhältnissen, denen die Städte ihre Entstehung verdanken.

Es ist eine allgemeine Vorstellung in unserer Geschichtsliteratur, daß die eigentlichen Träger des städtischen Gedankens bei uns die premyslidischen Fürsten waren, daß sie aber in erster Linie aus Eigennutz, um geldlicher Vorteile willen die Ausbildung von deutschen Städten begünstigten und diesem Wunsche sogar den einheitlich nationalen Charakter des Landes opferten. Es braucht kaum mehr betont zu werden, wie ungeschichtlich und unrichtig auch diese Auffassung ist. Die Fürsten haben nur eine natürliche unaufhaltsame Entwicklung unterstützt, die das ganze Land förderte. Sie haben erkannt, wie es einmal in einer Urkunde heißt, „daß auf der Schönheit der Städte die Würde, auf ihrer Stärke die Festigkeit des Reiches beruht". Der große Reichtum der letzten Premysliden machte es ihnen möglich, gerade die auf ihrem Grund emporgekommenen Städte, die sogenannten „königlichen Städte", besonders zu unterstützen im inneren Ausbau und in ihrer wirtschaftlichen Entwicklung, durch Verleihung von immer neuen Privilegien, durch Erlassung der üblichen Steuern und Abgaben, die dann zum Wohl der Stadt verwendet wurden.

Diese „schöne" und „feste" frühmittelalterliche Stadt der Premyslidenzeit ist nicht mehr erhalten.[29] Kaum noch in allerbescheidensten Resten findet sich hier und dort ein kahles Mauerstück oder sonstige Überbleibsel, in Saaz, Kaaden, Leitmeritz, Prachatitz, Nimburg, Beraun, Brünn, Znaim, Teltsch und anderwärts. Einen schwachen Ersatz bieten einige zerstreute Nachrichten in Chroniken und Urkunden. Schon damals hat sich auch hier jenes gewaltige Befestigungswesen ausgebildet, mit hohen Mauern — in Kolin erreichten sie zwanzig Ellen — mit Türmen und Toren, Wällen und Gräben, durch das der Eindruck der „Stadtburg" erweckt wurde, insbesondere wenn mit der Stadt auch noch die alte Burg verbunden war oder über sie emporragte. Von öffentlichen Gebäuden werden bereits das Rat- oder Morgensprachhaus, das Kauf- oder Gemeinhaus,

gelegentlich „theatrum“ genannt, der Tuchspeicher (apotheca pannorum), dann die Behelfe richterlicher Gewalt, wie der Pranger (statua), erwähnt. In Prag schmückten steinerne Bildsäulen, die zum Andenken an König Wenzel I. schon ein Jahr nach seinem Tode errichtet wurden, den weiten Marktplatz. Dozu kommen noch die baulich und künstlerisch hervorragenden Kirchen und Klöster, Hospitäler und andere Humanitätsanstalten, für deren Gründung die reichen Bürger die Mittel darboten.

Denn ein Bürgertum von großer wirtschaftlicher Kraft und beruflicher Vielseitigkeit bewohnte diese Städte. Neben dem Handwerk, dessen wohl kaum ein Bürger entraten konnte, spielte der landwirtschaftliche Betrieb eine wichtige Rolle, nicht nur beschränkt auf Hof, Garten, Stall und Feld beim Hause oder außerhalb der Mauern; die Bürger besaßen auch schon im 13. Jahrhundert eigene Dörfer, übernahmen geistlichen und weltlichen Besitz in Pacht, rodeten Wälder, begründeten neue Siedlungen in unmittelbarster Nachbarschaft der Stadt, die man „Pflanzungen (plantationes)“ nannte, aus denen sich Vorstädte bildeten, schufen in weiterer Entwicklung, wenn die alte Stadt aus irgendwelchem Grunde nicht ausbaufähig war, eine neue, „die Neustadt“.

Gleich rege gestaltete sich auch damals schon der Handelsverkehr dieser Städte. Er griff in der letzten premyslidischen Zeit schon aus bis nach Venedig und Rom, Braunschweig, Hamburg, Brandenburg, Flandern. Verleihung von Handelsprivilegien an die Städte oder einzelne Bürger spielt in der landesfürstlichen Kanzlei eine wichtige Rolle. Von Waren, die aus Böhmen ausgeführt wurden, wird Tuch vornehmlich bezeichnet. Die Handwerke und ihre Vertreter treten einzeln noch selten hervor, höchstens daß uns in Prag in Wenzels I. Zeit ein berühmter Zimmermann oder Baumeister namens Robert, ein Steinmetz Pilgram aus Brünn und, was bei dem Goldreichtum leicht zu verstehen ist, Goldschmiede als eigene Zunft schon genannt werden. Bei der Schilderung des durch die Hungersnot des Jahres 1282 ausgebrochenen allgemeinen Elends in Böhmen erfahren wir, daß unzählige Handwerker und Arbeiter, die vorher vermögende Leute waren, zu Bettlern

wurden und den Schmuck ihrer Frauen, Armbänder, Ohrgehänge, Halsketten verkaufen mußten. Aber gleich im nächsten Jahre heißt es doch wieder, daß beim Empfang K. Wenzels II. in Prag am 24. Mai 1283 die Handwerker aller Berufe zugegen waren. Lebhaften Anteil nahmen die Städte und Bürgerschaften am Bergbau; von Brünn, Kolin, Tschaslau, Iglau wissen wir, daß sie schon damals das Eigentumsrecht auf alle Funde an Metallen im weiten Umkreis ihrer Städte erwarben.

Es sind wohl überall erst nur Anfänge, aber sie zeigen, wie die deutsche Stadt auf allen Gebieten des wirtschaftlichen und geistigen Lebens sich zu einer führenden Kraft im Staate gestaltete. Von Bestrebungen nach der politischen Richtung hin gewahrt man dagegen nichts; die Abhängigkeit von den drei Hauptgewalten im Staate, Fürst, Adel und Geistlichkeit, die Scheidung der Städte in königliche, adelige und geistliche bedeutete von allem Anfang einen Hemmschuh für ihre politische Entwicklung.

Das Kulturbild unserer Länder, wie es sich im 12. und 13. Jahrhundert durch das deutsche Städtewesen gestaltet hat, wäre unvollständig, wenn wir nicht auch auf die neuen Klöster hinwiesen, auf den Einfluß, den ein Häuflein fremder Deutscher, die heimische Bevölkerung ergänzend, in ähnlicher Richtung ausgeübt hat: neue Kulturmittelpunkte zu schaffen, die topographischen Verhältnisse mannigfaltiger und reizvoller zu gestalten und auf das geistige Leben beider hier lebender Völker einzuwirken. Die Arbeit der fremden deutschen Mönche war im Vergleich zu jener des deutschen Volkes im Lande die leichtere, nicht nur, weil hiebei religiöse Gefühle mitspielen, die die Menge unschwer gewinnen, sondern auch, weil sich die Klöster von Anfang an der besonderen Gunst der Fürsten und Großen erfreuten, von ihnen unterstützt und gefördert wurden.

Der Aufschwung des Klosterwesens in Böhmen und Mähren beginnt erst um die Mitte des 12. Jahrhunderts, denn die älteren Benediktinerstifte aus dem 10. und 11. Jahrhundert (St. Georg in Prag, Brewnow, Kladrau, Sazawa, Selau, Raigern, Hradisch u. a.) wurden durch die aufblühenden Kollegiatkirchen (Prag, Wischehrad, Bunzlau, Leitmeritz, Melnik) in

den Schatten gestellt und hatten wenig Bedeutung für das Volk. Die strenge Kloster- und Kirchenreform, die seit Beginn des 11. Jahrhunderts zuerst von Frankreich, bald auch von Deutschland ausging, dort von Kluni (Cluni), hier von Hirsau aus, fand bei uns erst in dem Bischof Heinrich Sdik von Olmütz (1126—1151) einen begeisterten und erfolgreichen Vertreter. Er, der die besondere Freundschaft des böhmischen Herzogs, des deutschen Kaisers und des Papstes genoß, konnte es wagen, allen Hindernissen, die ihm bereitet wurden, zum Trotz den neuen Orden der Augustiner, Prämonstratenser und Zisterzienser, die im neuen Geiste wirkten, in Böhmen und Mähren Eingang zu verschaffen.

Die erste Gründung dieser Art war das Prämonstratenserkloster Strahow nächst der Prager Burg, dessen Mönche aus dem durch seine Frömmigkeit besonders ausgezeichneten Kloster Steinfeld bei Aachen kamen.[30] Eine andere Möglichkeit, Klöster der gleichen Regel zu schaffen, als durch Berufung erprobter und in allen geistlichen Dingen erfahrener Mönche, gab es nicht. In diesem ersten Falle kam der Steinfelder Propst Eberwin von Helfenstein selber im Jahre 1142 nach Prag, um die mitgebrachten Geistlichen einzuführen und die Einrichtung des neuen Klosters zu überwachen, im folgenden Jahre nochmals, um den Steinfelder Mönch Gezo als ersten Abt in Strahow einzusetzen. Bald folgten das erste Prämonstratenserinnenkloster Doxan an der Elbe mit Nonnen aus dem rheinischen Dunwald, im östlichen Böhmen im Gebiet des späteren Kuttenberg das erste Zisterzienserkloster Sedletz mit Mönchen aus dem bayrischen Waldsassen, 1144 Plaß, nördlich von Pilsen, das Langheim in Franken, und Nepomuk, südöstlich von Pilsen, das Ebrach in Bayern sein Mutterkloster nannte, aus dem nämlich die ersten Mönche kamen. Binnen kurzem konnte das eine und andere dieser Klöster selber sogenannte Tochterstiftungen veranlassen, wie Plaß in Münchengrätz im nordöstlichen Böhmen an der Iser, Selau, das die Prämonstratenserregel angenommen hatte, das Frauenkloster Launowitz an der Blanitz. Und wie Selau hatten auch die Benediktinerklöster Kladrau, Leitomischl, Hradisch, wenn auch nicht ohne Kampf, das alte mit dem neuen

Kleid gewechselt. Nach Bischof Heinrichs Tod trat zwar in den Klostergründungen eine Unterbrechung ein, aber noch in den letzten zwei Jahrzehnten des 12. und zu Beginn des 13. Jahrhunderts entstanden in Mähren das Nonnenkloster Kanitz (1183), in Böhmen zwischen 1184 und 1200 Mühlhausen, Tepl, Chotieschau, Maschau und Ossegg, dann neuerdings in Mähren Bruck (1190), Welehrad (1202), Obrowitz (1205). Das 13. Jahrhundert wetteiferte mit dem vorangegangenen nicht in der Zahl der neugeschaffenen Klosterhäuser, schuf aber wohl die glanzvollsten Stiftungen: Oslawan (1225), Tischnowitz (1234), Saar (1251) in Mähren, Hohenfurt (1259), Goldenkron (1268), Königsaal (1292) in Böhmen, um die bedeutendsten zu nennen. Fast kein regierender Premyslidenfürst hat es unterlassen ein neues Kloster zu begründen, abgesehen von der Sorge um die bereits bestehenden. Man hat es Wenzel I. sehr verargt, als er nach fast fünfzehnjähriger Regierung noch immer „keines Klosters Gründer geworden war". Er mußte mit einem „proh dolor (o Schmerz)" diesen Vorwurf in eine unter seinem Namen ausgestellte Urkunde vom 17. Feber 1244 für das Brünner Herburgerkloster aufnehmen und sich entschließen, als Mitbegründer dieser bescheidenen Stiftung angeführt zu werden, „damit wir wenigstens etwas um Gottes willen und zur Ehre unserer Hoheit getan zu haben scheinen".

Die ersten deutschen Mönche und Nonnen waren, wie wir gesehen haben, nicht aus eigenem Antrieb nach Böhmen und Mähren gekommen, sondern gerufen und gebeten, sei es vom Landesfürsten, sei es von Bischöfen oder von Adligen. „Ich habe", heißt es in der Stiftungsurkunde für Plaß von König Wladislaw unter dem Datum des 5. August 1146, „einige Brüder, Männer von bewährtem und heiligem Lebenswandel, Förderer eines nicht bloß scheinbaren Glaubens . . . eingeladen, damit das Land Böhmen durch ihre fromme Ansiedlung erleuchtet, gekräftigt und mit dem Duft des Wohlgeruches erfüllt werde". Und vom Grafen Milgost, dem Stifter Maschaus, bezeugt der Prager Bischof Heinrich, daß er den Konvent nur „durch große Bitten" in Waldsassen erlangen und nach Böhmen bringen konnte.

Der Hauptzweck, den man mit diesen Gründungen verfolgte, war natürlich ein religiöser und kirchlicher, wie es Propst Ulrich von Steinfeld einmal in einem Briefe an den Prager oder an den mährischen Bischof ausdrückt: um die Religion des kanonischen Ordens in eurem Lande zu pflanzen und zu vervielfältigen. Durch diese Klöster entwickelte sich aber auch die literarische, künstlerische und wirtschaftliche Arbeit im Lande. In Strahow wurde König Wladislaws Sohn Adalbert, der später Erzbischof von Salzburg war (1168—1171), in Doxan die Prinzessin Agnes, seine Schwester, erzogen, und wohl nicht nur sie, sondern auch sonst Kinder des Fürstenhauses und adeliger Familien. In den Klöstern wurde die Geschichtschreibung eifrig betrieben, wir wissen es von Selau, Kladrau, Hradisch, Opatowitz, Strahow, Königsaal, wenn auch nur ein Bruchteil der Erzeugnisse erhalten ist. Von Abt Diethard vom Kloster Sazawa wird berichtet, daß er „Tag und Nacht" lateinische Bücher abgeschrieben, Handschriften gekauft und auf andere Weise sich verschafft habe. In diesem Kloster herrschte auch reger Kunstsinn und eifrigste Tätigkeit auf diesem Gebiete. Es war mit Wandgemälden geschmückt, die Kirche mit geglätteten Steinen, die vom Berge Petrin bei Prag kamen, gepflastert; Schlafsaal und Speisesaal, Vorratskammern, Küche, Klosterhof mit Säulen und Bögen geziert. Abt Reinhard, aus Metz gebürtig (seit 1162), der früher in Selau war, konnte malen, meißeln, steinschneiden, Bildnisse aus Holz und jedwedem Metall anfertigen, war in der Schmiedekunst und Glasschmelzerei erfahren.

Kenntnisse und Übung in handwerklichen Arbeiten gehörten gleichsam zum Rüstzeug der Mönche. Wir wissen, daß die ersten Klosterbauten in Strahow von den Steinfelder Mönchen allein durchgeführt wurden; ebenso, daß bei der Begründung des Klosters Kanitz Prior, Subprior und ein Klosterbruder dahin kamen, um „einstweilen die Häuser einzurichten und die Wohnung für den neuen Konvent in Stand zu setzen".

Doch auch die Besorgung der notwendigsten landwirtschaftlichen Arbeiten gehörte zu ihren wesentlichen Obliegenheiten. Wenn die Selauer Mönche in dem „leeren Haus", das sie übernahmen, sich behaupteten, so mag ihnen ihre Fähigkeit, den

Boden zu bebauen, Fisch- und Viehzucht zu üben, nicht zuletzt Helfer in der Not gewesen sein. Von Abt Diethard von Sazawa wird ausdrücklich berichtet, daß er „Handarbeit" besorgte, die hauptsächlich in der Pflanzung und Pflege von Weinbergen bestand. Das Kloster Selau verdankte seine ganze Entstehung solcher „Handarbeit" des Priesters Reinhard, der, wie erzählt wird, einen dichten Wald in Besitz nahm, daraus Felder machte und aus dem gefällten Holz ein Peterskirchlein nebst Kloster erbaute.

Solch emsige und verständige Tätigkeit im kleinen und im großen trug reichlichste Früchte. Am Ende der premyslidischen Zeit stehen die böhmisch-mährischen Klöster als großartige und mächtige Herrschaften da, die den fürstlichen und adeligen gleichkamen, sie oft übertrafen. Nicht zuletzt durch die kunstvollen Bauten. Ist auch das Meiste davon verschwunden, profaniert oder in Trümmer gelegt, wie in den Städten, so geben doch selbst die spärlichen Reste des Prager Agnesklosters, der Kreuzgang und Kapitelsaal in Ossegg, die kunstreichen Portale von Hradischt bei Münchengrätz und Tischnowitz, um nur einiges wenige hervorzuheben, eine deutliche Vorstellung von der Herrlichkeit dieser Periode des Kirchen- und Klosterbaues in Böhmen und Mähren. Aus den Erzählungen des Königsaaler Abtes ersieht man ferner, wie stattlich dieses Kloster mit Kostbarkeiten aller Art ausgestattet war: Kreuzen, Monstranzen, Ornaten, Gefäßen aus Gold, Silber, Perlen, mit Kirchenbüchern, Handschriften, deren manche in Paris gekauft wurden, und allem anderen Kircheninventar. Ein einziges Kreuz bewertete man mit 1400 Mark, das ist mehr, als der Aufbau des ganzen Agnesklosters kostete, der in einer Urkunde vom Jahre 1245 auf 1200 Mark berechnet wird. Für einen mit Edelsteinen besetzten goldenen Becher und einige andere Kirchensachen, die sich König Wenzel I. vom Kloster Oslawan erbat, um sie einem anderen zu überweisen, gab er ein ganzes Dorf als Ersatz.

Diesem inneren Glanz und Reichtum der meisten unserer Klöster jener Zeit entsprach dann der ausgedehnte Besitz an Grund und Boden, besonders auch an zugehörigen Dorfschaften. Die Überlassung untertäniger Dörfer, über die der Landesfürst

frei verfügen konnte, war die gewöhnliche Art, Dienste zu entlohnen oder Gnaden auszuteilen; daher begegnen wir in den zahlreichen Kauf-, Verkauf- und Schenkungsurkunden so vielen Namen slawischer Dörfer, während die deutschen Dörfer mit ihrer freien Bevölkerung vor solchen willkürlichen Verfügungen gesichert waren. Und die hier ansässige Bauernschaft oder sonstiges Volk — die „Armen", wie man die Masse bezeichnete — war durch althergebrachte Verpflichtungen gegenüber dem Landesherrn gebunden, stand, wie es in den Urkunden zu wiederholten Malen heißt, unter der „Gewalt und Tyrannei (potestas vel tyrannis)" des Richters, der Beamten, hoher und niederer Personen in den Dörfern und auf den Höfen, die sie bewohnten. Grell beleuchtet es die sozialen Zustände, wenn fremde arabische Schriftsteller noch im 12. Jahrhundert davon erzählen, daß die in Böhmen lebenden Juden das Land als „Kanaan" bezeichneten, „weil die dortigen Bewohner ihre Söhne und Töchter allen Völkern verkaufen, ganz so wie die Leute von Rusia (Rußland)". Nach dieser Richtung hatten sich also die Verhältnisse nicht wesentlich geändert gegenüber jener Zeit, da sich der heilige Adalbert darüber beschwerte, daß der jüdische Kaufmann christliche Gefangene und Sklaven in Böhmen um das unselige Gold in solcher Menge zusammenkaufe, daß der Bischof sie auszulösen nicht mehr in der Lage sei.

Auch die Klöster litten unter diesen Zuständen, denn ihre Dorfschaften unterlagen gleichfalls jenen mannigfachen schweren Verpflichtungen, der Robotleistung bei Burgenbau und Grabenauswerfung, bei Waldausholzungen, der Gewährung von Unterkunft und Geleite, der Haltung und Wartung von Jagdhunden und deren Hütern, der Herbeischleppung von Netzen zur Jagd, der Lieferung von Naturalabgaben und anderen Schuldigkeiten, bald an den Herzog, bald an den herzoglichen Marschall, Jägermeister, Waldmeister, Kämmerer, Kastellan und andere, diese seztné und ceztné, pojezda und ossada, svod und hlava, vrez, pohoné, ranné und wie alle diese Abgaben und Bußen mit ausschließlich tschechischen Bezeichnungen heißen. Dadurch waren die Klöster in ihrer wirtschaftlichen Entwicklung unterbunden, abhängig von der fürstlichen Beamtenschaft, sie

entbehrten einer wirklichen Autorität, insbesondere da ihre Untertanen in allen gerichtlichen Angelegenheiten nicht dem Schutz noch der Zucht der Klöster unterstanden, sondern der Landesbeamtenschaft. Die weltlichen Grundherren, die Adeligen empfanden diese Verhältnisse minder schwer, weil sie vielfach als die Inhaber der hohen Ämter daraus Nutzen zogen. Vor allem aber konnte eine solche aller Willkür der Großen preisgegebene Dorfbewohnerschaft nicht aus eigener Kraft und durch noch so fleißige Arbeit zu besserer wirtschaftlicher und sozialer Stellung gelangen.

In diese Zustände eine Wandlung gebracht zu haben, war das Verdienst des Prager Bistums und der deutschen Klöster in Böhmen und Mähren; von ihnen ist der erste Versuch ausgegangen, mit diesen Einrichtungen altslawischen Gewohnheitsrechtes auf ihren Besitzungen aufzuräumen, nicht ohne Kampf und erst nach langwierigen Verhandlungen zwischen dem König Premysl Otakar I., dem Bischof, dem Mainzer Metropoliten und dem päpstlichen Stuhl. Sie sicherten den böhmisch-mährischen Kirchen und Klöstern die sogenannte kirchliche Immunität (Freiheit), d. h. Selbständigkeit gegenüber der allgemeinen Landesverwaltung, wie dies in den beiden großen königlichen Privilegien vom 2. Juli 1221 für das Prager Bistum und vom 10. März 1222 für die Klöster und Konventualkirchen der Prager Diözese allgemein ausgesprochen ist; im einzelnen erwarb dann im Verlaufe der Zeit jedes Kloster und jede Kirche ihr eigenes Immunitätsprivileg. Handelt es sich dabei in erster Linie um die Stellung der geistlichen Personen und ihres Besitzes, so bilden doch die Untertanen einen wesentlichen Bestandteil des letzteren. Ausdrücklich wird im ersten Privileg ihre Befreiung von allen den Lasten, deren einige früher namentlich angeführt wurden, als in der kirchlichen Immunität inbegriffen erklärt. In einzelnen Fällen mochte man hierin verschiedene Bestimmungen treffen, in der Regel scheidet mit der Kirche oder dem Kloster auch dessen Untertanenschaft in den zugehörigen Dörfern, deren Zahl sich nicht selten auf viele Dutzende, auch hundert und mehr belief, aus der Abhängigkeit von jenen Beamten und Adligen aus, deren Forderungen König

Otakar I. noch im Jahre 1224 in einer Urkunde als „schändliche Leistungen (turpes exactiones)“ bezeichnet, „eher für Heiden als für Christen“ passend.

Wie die von den einheimischen Deutschen geschaffenen Städte haben also auch die von den fremden deutschen Mönchen gegründeten Klöster beigetragen, die slawische Bevölkerung im Lande sozial und wirtschaftlich zu heben, ohne daß sie dadurch in ihrer nationalen Eigenart bedroht worden wäre. Beide deutschen Schöpfungen, die Städte und die Klöster, schienen anfangs die Kraft zu besitzen, die Verschiedenheit des Kulturzustandes beider Völker im Lande auszugleichen. Das Städtewesen, das aus dem heimischen Deutschtum, aus seinen uralten Rechtsgewohnheiten naturgemäß hervorgegangen war, hat sich dauernd als ein mächtiger Kulturfaktor erwiesen. Nicht auf diesem Boden bildete sich der Gegensatz zwischen Deutschen und Slawen in unseren Ländern aus. Die kirchlichen und religiösen Verhältnisse in ihrer weiteren Entwicklung sind es, durch die in den bestehenden Spalt ein mächtiger Keil hineingetrieben wird, der alle losen Bande der Annäherungsmöglichkeit wieder zerreißt.

Die Premysliden haben es in ihrer vierhundertjährigen Herrschaftszeit vermocht, die alte Geschiedenheit und Verschiedenheit wenn auch nicht zu beseitigen, so doch zu überbrücken; unter dem neuen Königsgeschlecht der Luxemburger führt sie zu einem furchtbaren nationalen Kampf.

Achter Abschnitt.

Die drei böhmischen Könige aus luxemburgischem Hause: Johann, Karl und Wenzel. 1311—1419.

Die Frau spielt in der Geschichte Böhmens und Mährens keine nebensächliche Rolle. Selbst in dieser kurzen Übersicht sehen wir, wie sie von den frühesten Zeiten an immer wieder im politischen und gesellschaftlichen Leben des Landes bedeutsam hervortritt. Wir nannten die fromme Markomannenkönigin Fritigil, die sagenhafte Lubossa, Ludmilla die Märtyrerin, Judith, die erste sicher bezeugte deutsche Fürstentochter, die einem Premysliden in seine Heimat folgte. Bei den immer inniger sich gestaltenden Beziehungen zwischen Böhmen-Mähren und den deutschen Fürstenhöfen blieb der Fall nicht vereinzelt; und als das premyslidische Geschlecht die höchste dynastische Staffel erstiegen und die erbliche Königswürde erlangt hatte, stand nichts im Wege, daß auch eine deutsche Königstochter, die Staufin Kunigunde in die Prager Residenz einzog. Jetzt hätte Cosmas nicht mehr, wie bei der Eheschließung Judiths mit Bretislaw, davon sprechen können, daß diesen „der angeborene Stolz der Deutschen" bestimmt habe, die Braut lieber gewaltsam zu entführen als um sie zu freien.

Fast wäre es damals auch schon zur Verbindung einer böhmischen Prinzessin mit einem deutschen Kaisersohne gekommen. Friedrichs II. unglücklicher Sohn Heinrich (VII.), der von 1220 bis 1235 als deutscher König seinen Vater im Reiche vertrat, empfand tiefste Zuneigung zu Agnes, der Schwester Wenzels I., von der dieser einmal in einem Briefe an den Papst sagt, sie sei ihm teurer als Weib und Kind und jegliches Gut.[1] Die Politik stellte sich dieser Heirat, die die hohenstaufisch-premyslidische Freundschaft nur hätte stärken können, entgegen; Heinrich mußte eine babenbergische Prinzessin ehelichen und starb in der Blüte seiner Jahre als Ge-

fangener seines eigenen Vaters in Italien; Agnes wurde Nonne. Erst unter dem neuen deutschen Königsgeschlecht der Habsburger kam es zu einer solchen Doppelheirat, als Agnes, Otakars II. Tochter, König Rudolfs gleichnamigen Sohn und der Sohn Otakars, Wenzel (II.), Rudolfs Tochter Guta verbunden wurde. Unglückliche Ehebündnisse: dem ersten entsprang Johannes Parricida, der Mörder seines Oheims, König Albrechts I.; Guta von Habsburg war die Mutter des letzten Premysliden, Wenzels III.

Nun aber, nach dem Aussterben des premyslidischen Mannesstammes, fiel den überlebenden weiblichen Gliedern die wichtige und schwere Aufgabe zu: das angestammte Herrscherhaus nicht spurlos aus der Geschichte des böhmischen Reiches, mit dem es in Jahrhunderte alter Entwicklung emporgekommen war, verschwinden zu lassen. Über ein halbes Jahrtausend war allein vergangen, seitdem Boriwoi die Taufe empfangen und mit ihm die Reihe der christlichen Premysliden ihren Anfang genommen hatte. Die Karolinger und Ottonen, die Salier und Staufer hatte dieses Geschlecht überlebt; das Aufkommen aber auch der Untergang so manchen großen Fürstenhauses fällt in seine Zeit; die Habsburger in Österreich, die Anjou in Ungarn, denen beiden die Premysliden hatten weichen müssen, hatten in ihren neuen Herrschaften kaum noch festen Fuß gefaßt. Es ist begreiflich, daß schon mit Rücksicht auf Geschichte und Ahnenreihe die Ansprüche der weiblichen premyslidischen Linie nicht von vornherein hoffnungslos waren.

Böhmen stand aber in Lehensabhängigkeit vom deutschen Reich; d. h. es mußte an dieses wieder zurückfallen, wenn das belehnte Haus keinen männlichen Sprossen mehr besaß, da Böhmen nicht, wie etwa das Herzogtum Österreich schon seit 1156, ein „Weiberlehen" war und daher nicht auch an die fürstlichen Frauen, Töchter oder Schwestern des letzten Lehenträgers vererbt werden konnte. Auf dieses Rechtsverhältnis Böhmens zum Reich sich stützend, erklärte der damalige deutsche König, der Habsburger Albrecht I., Böhmen und Mähren nach Wenzels III. Tod für heimgefallene Lehen, die er frei vergeben könne, wem er wolle. Daß er dabei in allererster Linie an

seine eigene Familie dachte, war nach der Lage der Dinge selbstverständlich. Gegen diese Auffassung wehrte sich aber Herzog Heinrich von Kärnten, der Gemahl der ältesten Schwester Wenzels III., Anna, und machte ein Erbrecht der weiblichen Linie geltend, wobei er sich auf kaiserliche Privilegien berief, die dieses Recht erweisen sollten.[2] Da die Adeligen und Bürger der königlichen Städte das Recht zur Wahl eines neuen Landesherrn für sich beanspruchten, bildeten sich infolge dieser einander widerstreitenden Anschauungen im Lande zwei große Parteien, die habsburgische und die kärntnische, die nun um den Besitz des verwaisten Erbes stritten.[3] Die kärntnische hatte zwar den größeren Anhang, aber die habsburgische hatte die Macht des deutschen Königtums hinter sich. Heinrich wurde zum böhmischen König zwar gewählt, aber der deutsche König Albrecht I. belehnte kurzerhand nicht nur seinen ältesten Sohn Rudolf, sondern auch gleich für den Fall von dessen Ableben oder Abgang die übrigen Söhne mit der böhmischen Krone und rückte mit zwei Heeren vom Westen und Südosten gegen das Land. König Heinrich mußte sich vor der Übermacht seines Gegners zurückziehen und das Land fluchtartig verlassen. Herzog Rudolf setzte nun auch seine Wahl durch Adel und Bürgerschaft durch, hielt es aber doch für angezeigt, sich mit Wenzels II. Witwe, der Polin Elisabeth, zu vermählen, vielleicht nicht so sehr um seiner Herrschaft den Schein der Legitimität zu geben, als um Anhang zu gewinnen (16. Okt. 1306). Nur starb Rudolf schon am 4. Juli 1307. Nun auch den zweiten Sohn, Friedrich den Schönen, auf Grund der früher erfolgten Gesamtbelehnung des Hauses Habsburg in Böhmen und Mähren einzusetzen, wurde K. Albrecht I. schon viel schwerer. Der Kärntner kehrte mit seiner Frau nach Prag zurück, verstärkte seinen Anhang, der Kampf der Parteien begann im ganzen Lande von neuem und artete derart aus, daß man Adlige und Bürger, die sich zu den Habsburgern bekannten, in Prag auf der Straße mordete. Am 15. August 1307 wurde Heinrich zum zweiten Male zum böhmischen König ausgerufen. Albrecht I. sprach zwar über ihn die Reichsacht aus, drang mit seinem Heere von Eger aus ins Land, Friedrich

mit einem zweiten von Mähren her, wo sich ihm Brünn und andere Städte, nicht aber Znaim, anschlossen, — allein einen raschen Erfolg konnten die Habsburger nicht erreichen. Und als dann im folgenden Jahr Albrecht I. am 1. Mai 1308 ermordet wurde, Herzog Friedrich somit die Unterstützung des Reichsoberhauptes einbüßte, war das premyslidische Erbe für die Habsburger trotz Belehnung verloren.

Aber auch das auf das vermeintliche Erbrecht seiner Gemahlin sich stützende Königtum Heinrichs von Kärnten hatte nicht die Kraft, sich auch nur im Lande allgemeine Anerkennung zu verschaffen. Der neue deutsche König Heinrich VII. von Luxemburg (1308—1313) konnte sich daher um so leichter auf den gleichen Standpunkt stellen, wie früher Albrecht I. Auch er betrachtete Böhmen als ein dem Reich heimgefallenes Lehen, das der Kärntner zu Unrecht sich aneigne. Er hatte es jedoch nicht nötig, wie Albrecht I. sogleich mit bewaffneter Hand einzugreifen. Sein erster Berater in politischen Dingen war der Mainzer Erzbischof Peter Aspelt, der zu Zeiten Wenzels II. sechzehn Jahre lang die Regierung Böhmens geleitet hatte. In seiner jetzigen Stellung als Metropolit, dem auch das Prager Bistum unterstand, konnte er auf die Geistlichkeit im Lande einigen Einfluß nehmen. Seinen Einwirkungen dürfte es wohl zuzuschreiben sein, daß sich in maßgebenden Kreisen Böhmens der Gedanke Bahn brach, daß der Anschluß des Landes an das neue deutsche Königtum den sichersten Ausweg aus den inneren Wirren biete. Nur verlangte diese Partei Rücksichtnahme auf das premyslidische Geschlecht. Durch eine Vermählung der zweiten Schwester Wenzels III., der noch ledigen Elisabeth, mit einem Familienmitglied des deutschen Königs konnten diese Schwierigkeiten am ehesten überwunden werden. Heinrich VII. ging auf diesen Vorschlag, den ihm der Abt Konrad vom Zisterzienserkloster Königsaal, der berühmten Gründung K. Wenzels II., an der Spitze einer böhmischen Gesandtschaft unterbreitete, ein. Er empfahl zunächst seinen Bruder Walram, einen gereiften Mann, der selbständig hätte auftreten können. Allein der auf seine Macht eifersüchtige böhmische Adel zog des Königs Sohn Johann vor, der, kaum

den Knabenjahren entwachsen, um vier Jahre jünger war, als die für ihn in Aussicht genommene Frau — und der König gab nach. Allerdings stellte er seinerseits die Bedingung, daß er dem jungen Ehepaar eigene Ratgeber mitgeben dürfe, in erster Linie den genannten Erzbischof Peter von Mainz. Am 31. August 1310 fand in Speier zuerst die feierliche Belehnung Johanns mit der Krone Böhmens statt und noch am selben Tage, „damit sein Recht umso kräftiger sei", die Vermählung mit der Premyslidin Elisabeth, „der gesetzmäßigen Erbin des Reiches"[4]. Die Eroberung Böhmens und insbesondere der Stadt Prag, des Hauptstützpunktes des Kärntners, war nicht ganz leicht, allein sie gelang, so daß Johann und Elisabeth am 7. Februar 1311 in der Domkirche auf dem Hradschin gekrönt werden konnten. Damit beginnt die Regierung der Luxemburger in Böhmen, oder richtiger gesagt, des premyslidisch-luxemburgischen Hauses, das, wenn auch nicht ohne Unterbrechung, 126 Jahre diesen Thron innehaben sollte.

Von dem neuen böhmischen Königspaare besitzen wir Schilderungen, die selbst nach Abzug der üblichen Verherrlichungen auf zwei geistig nicht unbedeutende Menschenkinder schließen lassen. Umso merkwürdiger ist es, daß sie der inneren Verhältnisse Böhmens nicht Herr zu werden vermochten. Zwischen den fremden Ratgebern des jugendlichen Königs, den „fremden Deutschen", und dem heimischen Adel entstanden Gegensätze, die, solange Johann und Elisabeth an dem kaiserlichen Vater einen Rückhalt hatten, niedergehalten werden konnten. Als aber Heinrich VII. am 24. August 1313 gestorben war, zwang man alsbald Johann, die Herren aus dem Reich zu entlassen und die Regierung dem Haupte der heimischen Adelspartei, Heinrich von Lippa, zu übertragen, der schon im Kampf gegen den deutschen König Albrecht I. eine führende Stellung eingenommen hatte. Ruhigere Verhältnisse traten aber damit keineswegs ein. Finanzielle Auseinandersetzungen zwischen dem stets geldbedürftigen, unternehmungslustigen König und dem Adel, ernstes Zerwürfnis zwischen der Königin und ihrer Stiefmutter, der zweifachen Königinwitwe Elisabeth, die in Königgrätz glänzenden Hof hielt und auffallende Beziehungen

zu Heinrich von Lippa unterhielt, und noch andere innere Zwistigkeiten machten die Lage unhaltbar. Ende Oktober 1315 ließ sich der König bestimmen, Heinrich nicht nur aus seiner hohen Amtsstellung eines Landeskämmerers, dem das ganze Finanzwesen unterstand, zu entfernen, sondern ihn auf der Burg Angerbach einzukerkern. Der Mainzer Erzbischof wurde neuerdings nach Prag berufen und übernahm als Statthalter Böhmens die Verwaltung des Landes. Aber nach zweijährigen schweren Kämpfen mit der Adelssippe Lippas, der nach sechs Monaten aus dem Gefängnis entlassen werden mußte, unterlag das Königtum völlig. Der Mainzer war in sein Erzbistum schon früher zurückgekehrt, der König lebte zumeist außer Landes, die Königin, der die Leitung der Regierung übertragen war, fand an Heinrich von Lippa einen entschiedenen Gegner, dem sie auf die Dauer nicht gewachsen war. König Johann, der Ende 1317 wieder in Prag erschien, gab den Kampf mit den Baronen bald auf, besonders als man versuchte, mit allerlei Verdächtigungen seine Stellung zu untergraben. Soll ja damals durch „Lügenboten" überall verbreitet worden sein, daß der König alle Böhmen aus dem Lande, d. h. der Landesverwaltung, ausschließen wolle.[5] Der heimischen Wirren überdrüssig, schüttelte schließlich Johann in dem wenig würdigen Vergleich mit den Baronen zu Taus im April 1318 die Last der Regierung von sich ab, behielt nur die königliche Würde und bestimmte Einkünfte und wandte sich nunmehr umso freier der auswärtigen Politik zu. Ein dankbares Feld der Betätigung für seinen staatsmännischen Sinn und unruhigen Geist, angesichts des andauernden Gegensatzes zwischen den beiden Häusern der bayrischen Wittelsbacher und österreichischen Habsburger, die um die deutsche Königskrone stritten, und bei der unsicheren allgemeinen Weltlage. Nie müde in alle Händel einzugreifen und immer neue Unternehmungen zu wagen, trug er manchen Gewinn davon und bereitete den Wiederaufstieg seines Geschlechtes langsam aber sicher vor. Er hat dabei Böhmens Grenzen nicht unwesentlich erweitert.

Schon 1319 fiel ihm nach dem Tode des Markgrafen Waldemar von Brandenburg die Oberlausitz zu; dann 1322 Stadt

und Landschaft Eger, die schon früher zu Böhmen gehört hatten, später wieder verloren gegangen waren, von jetzt aber dauernd bei Böhmen verblieben. Die Lombardei, die Johann 1331 bis 1333 innehatte, ließ sich nicht behaupten. Dagegen schien es, daß in Tirol und Kärnten eine luxemburgische Sekundogenitur für den jüngeren Sohn Johann Heinrich würde begründet werden können, als dieser 1330 mit der Erbtochter beider Länder Margareta Maultasch, einer Tochter Herzog Heinrichs von Kärnten, der 1306 und 1307 kurze Zeit die böhmische Königskrone besessen hatte, vermählt wurde. Zwölf Jahre, bis 1341, währte dieser schon infolge des Altersunterschiedes der Ehegatten unnatürliche Ehebund, dann mußte er, nicht zuletzt durch die Umtriebe des wittelsbachischen Hauses, das diese Gebiete beanspruchte, in einer für die Luxemburger schimpflichen Weise gelöst werden, womit auch die dortige Herrschaft verloren ging. Glücklicher war Johann, als er die Besitzergreifung von ganz Schlesien für die Krone Böhmens einleitete.

Der Anschluß der schlesischen Fürstentümer hatte schon unter den letzten Premysliden im Zusammenhang mit der Eroberung Polens begonnen. Durch das Aussterben des Geschlechtes war die Verbindung allerdings wieder in die Brüche gegangen. Bei seiner Thronbesteigung hatte Johann auch den Titel eines Königs von Polen angenommen, zum Zeichen, daß er die Ansprüche seiner Vorgänger auf dieses Land aufrecht halte. Aber erst 1327 unternahm er einen Feldzug dahin, und bei diesem Anlaß huldigten ihm zunächst die oberschlesischen Herzoge von Teschen, Falkenberg, Auschwitz, Ratibor und Oppeln als ihrem Oberherrn. Ihnen schloß sich bald darnach der Herzog von Breslau an und 1329 folgten die oberschlesischen Fürsten von Liegnitz, Brieg, Sagan, Öls; Glogau wurde 1331 durch Kriegsandrohung zur gleichen Entscheidung gezwungen. Es blieb angesichts dieser Entwicklung K. Kasimir von Polen nichts übrig, als 1335 gegen bloße Verzichtleistung Johanns auf den polnischen Königstitel dieses neugeschaffene Verhältnis anzuerkennen, das die allmähliche Einverleibung von ganz Schlesien in die Krone Böhmens bedeutete.

Bei vielen dieser Unternehmungen wurde König Johann unterstützt von seinem erstgeborenen Sohn Wenzel-Karl, der schon zu Lebzeiten des Vaters eine hervorragende politische Tätigkeit entfaltete, wie kaum je ein Thronfolger im böhmischen Reich. Er war nach zwei vorangegangenen Töchtern, Margareta und Guta, das dritte Kind Elisabeths, geboren in Prag am 14. Mai 1316. In der Taufe erhielt er den Namen Wenzel. Schon im Alter von sieben Jahren, 1323, wurde der Knabe nach Paris gebracht, an den Hof König Karls IV. von Frankreich und dessen Gemahlin Maria, einer Schwester Johanns, um dort erzogen zu werden. Der zeitgenössische, in die innerpolitischen Angelegenheiten des Landes gut eingeweihte Chronist von Königsaal erklärt allerdings ausdrücklich, daß die Furcht König Johanns, die Adelspartei könnte sich des jungen Wenzel bemächtigen und ihn an des Vaters Stelle zum böhmischen König erheben, der Hauptgrund für die Entfernung des Knaben aus dem Lande gewesen sei. Noch im selben Jahre wurde er mit einer Kusine des regierenden und Schwester des 1328 auf dem französischen Thron nachfolgenden Königs Philipp VI. namens Blanca verlobt. Bei der Firmung nahm er nach seinem königlichen Oheim dessen Namen Karl an, den er fortan behielt. Sieben volle Jahre hatte Karl in Paris, wo er auch die berühmte Universität besuchte, geweilt. Dann ließ ihn der Vater nach Luxemburg kommen und 1331, also fünfzehnjährig, in die Lombardei, damit er hier in der für das luxemburgische Haus neu erworbenen Provinz mit dem Titel eines „Reichsvikars in Italien" den Vater vertrete. In den Kämpfen, die um diesen Besitz geführt werden mußten, auf dem Schlachtfeld von San Felice, am 25. November 1332 bestand Karl auch seine erste Feuerprobe. Als aber König Johann die Lombardei schließlich doch preisgeben mußte, schickte er den Sohn nach Prag, in die mütterliche Heimat, wo er — die Mutter war nach längerer Krankheit im Alter von 38 Jahren am 28. September 1330 gestorben — nach zehnjähriger Abwesenheit am 30. Oktober 1333 ankam. Im nächsten Sommer ließ er seine Gemahlin Blanca aus Paris nachfolgen; am 12. Juni 1334 langte sie in Prag ein.

Karl übernahm nun als „Markgraf von Mähren und Landeshauptmann von Böhmen" die Verwaltung beider Länder. Eine schwere Aufgabe für den jungen Prinzen, da die Herrschaft der Barone durch mehr als anderthalb Jahrzehnte dem Lande sehr zum Nachteil geraten war. Karl schildert uns die Zustände in Böhmen, wie er sie vorfand, in seiner Selbstbiographie[6]: wie er nur mit großen Kosten und Mühen die königlichen Burgen, Schlösser und Güter, die alle verpfändet oder anderweitig belastet waren, zurückerlangte; wie er sich erst ein Kriegsvolk schaffen und heranbilden mußte; wie er es langsam dahinbrachte, daß „die Gesamtheit der Guten uns liebte, die Schlechten sich aber fürchteten und das Böse mieden"; daß „die Gerechtigkeit wieder zu gebührendem Ansehen gelangte, während bisher die Barone größtenteils Tyrannen im Lande gewesen waren und nicht, wie sich ziemte, den König gefürchtet, sondern die Herrschaft unter sich geteilt hatten". Damit stimmt die Nachricht einer anderen gleichzeitigen Quelle überein, daß nicht nur kein Schloß im ganzen Reich mehr dem König gehörte, sondern auch die ehemals königlichen Städte, Dörfer, Gehöfte, Wälder fast sämtlich in fremde Hände geraten waren, daß die Prager Burg, die 1303 niedergebrannt war, noch immer in Trümmern lag und jetzt erst wieder aufgebaut wurde, wie auch Königgrätz, die Residenz der Königinwitwe Elisabeth.

Karl begann auf allen Gebieten, politisch, militärisch, wirtschaftlich, kulturell, eine ebenso eifrige als wirkungsvolle Tätigkeit zu entfalten, die allerdings gleich in ihren ersten Anfängen für kurze Zeit durch einen peinlichen Zwischenfall unterbrochen wurde. Wie er selber erzählt, gewannen bei einem Besuche des Vaters in Böhmen im Juli 1335 „böse und falsche Angeber, die ihren eigenen Vorteil suchten, sowohl Böhmen als Luxemburger", dessen Ohr und nahmen ihn gegen den eigenen Sohn ein. Sie sollen König Johann gewarnt haben: „Herr seht euch vor; euer Sohn hat im Land viele Burgen und einen großen Anhang unter euren Leuten. Wenn er lange solches Übergewicht behält, wird er, sobald es ihm beliebt, euch verdrängen. Denn er ist der Erbe des Reichs und vom Stamm

der böhmischen Könige und beim Volke sehr beliebt. Ihr aber seid ein Fremdling." Karl wurde daraufhin seiner Stellungen enthoben und mit dem bloßen Titel eines mährischen Markgrafen nach Brünn verwiesen. Aber lange konnte der Vater, der mit Geschäften überlastet war, der Mitarbeit eines so tatkräftigen Sohnes, gegen den sich überdies alle Anschuldigungen als falsch erwiesen, nicht entraten. Dieses kurze, künstlich hervorgerufene Zerwürfnis zwischen Vater und Sohn war nur wie ein Nachschauer aus der früheren Zeit, in der die Barone und Ratgeber des eifersüchtigen Königs schon so oft Zwietracht zu säen vermocht hatten. Bald herrschte wieder volles Einvernehmen zwischen Johann und Karl, doch wurde dieser zunächst nur im auswärtigen Dienst verwendet und erhielt erst 1341 seine frühere Stellung in Böhmen und Mähren zurück. Und noch im selben Jahre am 11. Juni wurde er auf einer Landesversammlung in Prag in Anwesenheit der böhmischen Prälaten, Fürsten, Herren, Ritter und Bürger der königlichen Städte sowie der Abgesandten von Breslau zum Erben und Nachfolger im böhmischen Reiche ernannt.

Weitausgreifende Pläne beschäftigten damals den König, die denn doch in erster Linie seinem Erstgeborenen zugute kommen mußten. Noch im Herbst 1335 zog Karl im Auftrag des Vaters nach Schlesien, dann nach Ungarn. In den folgenden Jahren sehen wir ihn bald allein, bald mit Johann in Tirol, Österreich, Litauen, Oberitalien, Paris, Avignon, Bayern, Friaul und anderwärts, hier kämpfend, dort verhandelnd.[7] Er wird immer mehr die rechte Hand des Vaters und ihm um so unentbehrlicher, als dieser von einer schweren Augenkrankheit heimgesucht sicherer Erblindung entgegenging. Aber bis zur letzten Stunde seines Lebens blieb er unermüdlich, entfaltete gerade jetzt eine fieberhafte Tätigkeit auf politischem, diplomatischem, militärischem Gebiete.

Die Hauptsorge galt allerdings der Erlangung der deutschen Königskrone, ohne die die machtvolle Stellung des luxemburgischen Hauses auf die Dauer nicht zu behaupten war.

Seitdem die Staufer durch das Papsttum auf dem Lyoner Konzil von 1245 um ihre deutsche Königs- und Kaiserkrone

gebracht und Friedrich II. abgesetzt worden war, versagte das Erbrecht bei dieser Würde, die doch bereits jedes Fürstengeschlecht für seinen Besitz innehatte. Von einer Wahl zur anderen wechselte das Königshaus. Kuriale Beeinflussungen und Eingriffe, wie nie zuvor, ein unwürdiger Schacher um diese höchste Stellung im Reich wirkte dabei mit.

Auf Kaiser Friedrich II. (gest. 1250), dessen Sohn Konrad (gest. 1254) und Enkel Konradin, der letzte Hohenstaufe (gest. 1268), noch den Titel eines deutschen Königs führten, folgte zuerst Heinrich Raspe (1246—1247) aus dem Hause der thüringischen Landgrafen, dann Wilhelm von Holland (1247—1256), sonach die beiden Gegenkönige Richard von Cornwall (1256 bis 1272), der nur am Rhein einen kleinen Anhang fand, und Alfons von Kastilien (1257—1273), ein deutscher König, der nie deutschen Boden betreten hat. Rudolf I. von Habsburg (1273—1291) erneuerte und stärkte die deutsche Königswürde, aber trotz seiner Tüchtigkeit und großen Verdienste um das Reich war es ihm nicht möglich, die Nachfolge seines Sohnes durchzusetzen. Zunächst wurde Graf Adolf von Nassau gewählt und erst nach dessen Tode (1298) konnte Rudolfs I. ältester Sohn Albrecht I. von Österreich den deutschen Thron erlangen (1298—1308). Nach seiner Ermordung springt die Würde wieder auf ein neues Haus über, Heinrich VII., Grafen von Luxemburg (1308—1313). Sein Sohn, unser König Johann von Böhmen, bemühte sich vergebens um die Nachfolge. Die deutsche Königskrone wurde vielmehr zur Streitsache zwischen dem Wittelsbacher Ludwig dem Bayern und dem Habsburger Friedrich dem Schönen von Österreich, dem Sohne König Albrechts I. Bis zum Tode Friedrichs (1330) hatte das Reich wenigstens der Form nach wieder zwei Gegenkönige. Ludwig der Bayer, der jenen überlebte, war gewiß einer der tüchtigsten und rührigsten Vertreter des deutschen Königtums, trat auch mit Entschiedenheit der Beeinflussung Deutschlands durch das Papsttum entgegen. Aber gerade diese ausgesprochene antipäpstliche Politik brachte ihn zu Falle.

Zu seinen entschiedensten Gegnern gehörten die Luxemburger, nicht nur weil er ihnen nach Heinrichs VII. Tod den

deutschen Königsthron entrissen hatte, sondern noch mehr, weil sie ihm die Schuld an dem Verlust Tirols zuzuschreiben allen Grund hatten, in dessen Besitz er sich bald nach der Vertreibung Johann Heinrichs im Jahre 1342 gesetzt hatte. Zur selben Zeit, am 7. Mai 1342, war Klemens VI. zum Papste erhoben worden, der einstmals in Paris Lehrer des Prinzen Karl gewesen war, dessen Aufmerksamkeit, ja Bewunderung er durch eine meisterhafte Predigt erregt haben soll. Schüler und Lehrer sahen einander wieder, als Karl in Begleitung seines Vaters 1340 auf einer Reise durch Frankreich auch nach Avignon kam, dem Sitze des Papsttums seit 1309. Klemens, mit seinem weltlichen Namen Peter Roger, war damals Erzbischof von Rouen und Kardinal. Im Gespräch soll er, wie Karl selbst erzählt, seinem einstmaligen Zögling prophezeit haben: „Du wirst noch König der Römer werden", worauf Karl schlagfertig erwiderte: „Du wirst noch vorher Papst sein". Es waren wohl ihre geheimen Wünsche und Hoffnungen, die sie austauschten.

Gleich nach der neuen Papstwahl tauchte auch der Plan auf, König Ludwig, den man als einen gefährlichen Gegner der Kirche erklärte und der sich durch seine auf Bereicherung hinauslaufende Hauspolitik auch viele deutsche Fürsten entfremdet hatte, abzusetzen. Die besten Aussichten auf die deutsche Königskrone besaßen für diesen Fall die Luxemburger, nicht zuletzt durch ihre engen freundschaftlichen Beziehungen zum neuen Papst. Schon im Februar 1344 hatten Johann und Karl Papst Klemens in Avignon aufgesucht und mit ihm die deutsche Königsfrage erörtert. Ludwig glaubte durch allerlei Beziehungen, die er anknüpfte, seine Stellung sichern zu können. Aber der Papst kannte kein Erbarmen. Am 13. April 1346 erfolgte die feierliche Verfluchung, Bannerklärung und Absetzung Ludwigs. Am 20. April beschwor Karl alle Eide, die ihm der Papst vorlegte, und willigte in Forderungen, wie sie nie zuvor ein deutscher König oder Kaiser dem Papsttum zugestanden hatte. Wiederum acht Tage später, am 28., verlangte der Papst von den Kurfürsten die Neuwahl eines deutschen Königs und bezeichnete ihnen als seinen Kandidaten Karl, den Markgrafen von Mähren. Am 11. Juli wählten ihn zu Rense am Rhein

fünf von den berufenen sieben Kurfürsten: die drei geistlichen, die Erzbischöfe von Mainz, Köln, Trier, und zwei weltliche, der böhmische König Johann und der Herzog von Sachsen; der Rheinpfalzgraf und der Markgraf von Brandenburg hielten sich fern. Von den wählenden Kurfürsten war der Böhme Karls eigener Vater, der Kölner dessen Großoheim und der Mainzer war wenige Monate zuvor eigens zu diesem Zwecke nach Absetzung seines Vorgängers ernannt worden. Das Ziel, das dem Premysliden Otakar II. vorgeschwebt und für das er schließlich sein Leben eingesetzt hatte, erreichte der Luxemburger auf böhmischem Thron fast mühelos.

Ein berühmter geistlicher Widersacher des damaligen Papsttums und Anhänger Kaiser Ludwigs, einer der größten mittelalterlichen Theologen und Gelehrten überhaupt, Wilhelm von Occam, den schon bei Lebzeiten der Beiname „doctor invincibilis et singularis (unbesiegbar und einzig)“ schmückte, erklärte diese gewiß anfechtbare Wahl als einen „Treubruch“ der deutschen Kurfürsten gegenüber ihrem früheren Herrn und brachte für Karl die Bezeichnung eines „Pfaffenkönigs“ auf[8], nannte ihn wohl auch „eine übertünchte Statue“, „das Idol der häretischen Geistlichkeit von Avignon“.

Das erste politische Geschäft, das Karl in seiner neuen Eigenschaft als deutscher König durchzuführen hatte, war, dem französischen König Philipp VI., seinem Schwager, dem treuen Anhänger des Papsttums in Avignon, Hilfe zu bringen in dessen schwerem Kampfe gegen England. In der Schlacht bei Crécy am 26. August 1346, dem Todestag Otakars II., in der die Franzosen eine schwere Niederlage erlitten, fiel auch der blinde Böhmenkönig Johann, der es sich nicht hatte nehmen lassen, im größten Kriegsgetümmel mitzukämpfen. Auch Karl wurde verwundet, so daß er einige Zeit in einem französischen Kloster seine Genesung abwarten mußte. Am 18. September weilte er aber bereits wieder in Luxemburg und ordnete die Verhältnisse dieser ihm nunmehr heimgefallenen Grafschaft. Diese Unglücksfälle stärkten wohl die Reihen des Gegenkönigs Ludwig des Bayern. Karl verblieb noch bis Ende 1346 in seinem Stammland und wagte es nur als Knappe verkleidet

mit einer Schar Adeliger durch Elsaß und Schwaben nach Böhmen zu eilen, wo er Anfang 1347 glücklich anlangte. Ein Versuch im Frühjahr dieses Jahres von Tirol aus den Kampf gegen die Wittelsbacher zu beginnen, mißglückte. Im September begann er in Prag alle Vorbereitungen für einen neuen Feldzug zu treffen. Da erlag Kaiser Ludwig einer Verwundung, die er auf der Bärenjagd in der Nähe von München erlitten hatte, am 11. Oktober 1347. Noch im selben Monat konnte Karl seinen Einzug in die wichtige Stadt Regensburg, bald auch in Nürnberg halten und seine Anerkennung überall durchsetzen. Der neue Gegenkönig, den die wittelsbachische Partei in Graf Günther von Schwarzburg aufstellte, wurde ihm nicht mehr gefährlich, denn er ließ sich durch eine Geldsumme abfinden und starb schon am 18. Juni 1349.

Die Doppelstellung, die Karl IV. seit dem Tode seines Vaters als deutscher und als böhmischer König durch ein ganzes Menschenalter einnahm, hat schon bei gelehrten Zeitgenossen die Vorstellung erweckt, daß er wenig für das Reich, um so mehr für Böhmen gesorgt habe; eine Auffassung, die nachmals Kaiser Maximilian I. in dem sprichwörtlichen Satz ausgedrückt hat: Karl sei des Reiches Erzstiefvater, dagegen Böhmens Erzvater gewesen. Von den bedeutendsten Geschichtsforschern der neuesten Zeit wird aber mit Recht bestritten, daß seine Tätigkeit für Deutschland bedeutungslos, geschweige denn nachteilig gewesen wäre. Wir haben uns damit hier nicht zu beschäftigen. Daß aber seine Regierungszeit für Böhmen und Mähren schon in politischer Hinsicht alles überragt, was damals in irgendeinem Fürstentum durchgeführt wurde, läßt selbst ein kurzer Überblick seiner Tätigkeit erkennen. Pläne und Wünsche, die schon in der großen Zeit der letzten Premysslidenkönige bezüglich Böhmens Gestalt gewonnen hatten, ohne aber verwirklicht werden zu können, sind jetzt in vollstem Maße in Erfüllung gegangen.

Schon zu Lebzeiten seines Vaters als Statthalter von Böhmen hat er seine freundschaftlichen Beziehungen zum päpstlichen Stuhl ausnützend die kirchliche Selbständigkeit Böhmens, das bisher unter dem Erzbistum Mainz stand, gesichert. Prag

wurde durch eine Bulle P. Klemens VI. vom 30. April 1344 zu einem Erzbistum erhoben und ihm das alte mährische Bistum in Olmütz und ein eben erst damals neu errichtetes in Leitomischl unterstellt. Es war nach Mainz, Köln, Trier, Salzburg, Hamburg-Bremen, Magdeburg und Riga das achte auf deutschem Boden geschaffene Erzbistum[9]. Am 21. November erfolgte in der Domkirche zu St. Veit in Prag die Übergabe des Palliums, des Abzeichens der erzbischöflichen Würde, an den bisherigen Prager Bischof Ernst von Pardubitz, der seit dem 11. Januar 1343 diese Stellung innehatte.

Erst mehr als ein Jahr nach dem Tode seines Vaters, am 2. September 1347, ließ Karl sich und seine Frau feierlich in Prag durch den neuen Erzbischof als König und Königin von Böhmen krönen. Zu diesem Zwecke wurde eine der französischen nachgebildeten Krönungsordnung geschaffen, die dann für alle späteren Akte dieser Art im Gebrauch blieb. Wenige Monate darnach, am 7. April 1348, begründete er durch eine Reihe feierlich ausgestellter Urkunden die neue staatsrechtliche Stellung Böhmens gegenüber seinen Nebenländern und dem deutschen Reiche. Böhmen wurde damals eine Erbmonarchie, in der die Primogenitur, d. h. das Erbrecht des ältesten Sohnes, und für den Fall des Aussterbens der männlichen Linie in gleicher Weise das der Töchter gelten sollte. Den Ständen, d. h. der Vertretung der Geistlichkeit, des Adels und der königlichen Städte, wurde das Recht zur Wahl eines neuen Königshauses erst dann zugebilligt, wenn der männliche und weibliche Stamm der Luxemburger vollständig ausgestorben wäre. Die Erbverbrüderungen mit dem österreichischen und ungarischen Fürstengeschlecht, die Karl IV. in der Folgezeit abschloß, haben dieses ständische Recht noch weiter eingeschränkt. Und am gleichen Tage, da diese wichtigen rechtlichen Bestimmungen Gesetzeskraft erlangten, begründete Karl in Prag eine Universität, ein sogenanntes „studium generale“, mit den gleichen Privilegien und Freiheiten für Doktoren, Lehrer und Schüler, wie zu Paris und Bologna.

Mit dieser inneren Kräftigung des Reichs ging eine Erweiterung seiner Grenzen Hand in Hand. Die Größe der Herr-

schaft, die Karl schon von seinem Vater übernommen hatte, hielt ihn nicht ab für weitere Vermehrung zu sorgen. Er erwarb einen Teil der Oberpfalz, so daß Böhmens Grenzen im Westen bis nahe an die Reichsstadt Nürnberg heranreichten (1355); vorher schon das Fürstentum Schweidnitz=Jauer, das letzte schlesische Gebiet, das noch nicht zur Krone Böhmens gehörte (1353); weiter die Niederlausitz (1367) und endlich nach langen Verhandlungen im Jahre 1373 die Mark Brandenburg. Die Erbverträge mit den Habsburgern und dem ungarischen Königshause, die am 10. Feber 1364 in Brünn abgeschlossen wurden, sicherten seinem Hause für den damals nicht unwahrscheinlichen Fall des Aussterbens dieser Geschlechter Ansprüche auf deren Erbe, also auf ganz Österreich und Ungarn.

Allerdings, ein so weit ausgedehntes Reich in seiner eigenen Hand allein zu behalten, war für Karl nicht möglich. Er übertrug somit einzelne Teile an seine Brüder. Johann Heinrich (geb. 1322), der einstmals als Gemahl der Margareta Maultasch für Tirol ausersehen war, erhielt für sich und seine Familie die Markgrafschaft Mähren als ein Lehen von Böhmen durch besondere Verträge vom 26. Dezember 1349. Der jüngste Bruder Wenzel (geb. 1337), von König Johanns zweiter Gemahlin Beatrix von Bourbon, übernahm am 13. März 1354 die Grafschaft Luxemburg, die zu einem Fürstentum erhoben wurde. Alles übrige behielt Karl zunächst für sich. Denn weder aus seiner ersten Ehe mit Blanca, die am 1. August 1348 starb, noch aus der zweiten mit Anna von der Pfalz hatte er Söhne, die am Leben geblieben wären. Erst seine dritte Gemahlin Anna, die Tochter Herzog Heinrichs von Schweidnitz, die er am 27. Mai 1353 heiratete, schenkte ihm am 26. Feber 1361 einen Sohn Wenzel und die vierte, Elisabeth von Pommern, nebst drei Töchtern Sigmund, geb. 14. Feber 1368 und Johann, geb. 22. Juni 1370. Schon mit zwei Jahren, am 15. Juni 1363, wurde Wenzel zum König von Böhmen gekrönt und am 29. September 1370 mit Johanna, der Tochter Herzog Albrechts von Bayern vermählt.

Die mächtige Stellung, die Karl IV. einnahm, und die gewaltige Hausmacht, die sein Vater und er zusammengetragen

hatten, ließ sich auf die Dauer nur behaupten, wenn dem luxemburgischen Geschlecht auch die deutsche Krone, die Nachfolge im Reich gesichert würde. Denn kam, wie dies seit hundert Jahren regelmäßig eingetreten war, nach Karls Tod ein deutscher König aus einem anderen deutschen Hause zur Herrschaft, dann entstand die Gefahr, daß er diesen großen Besitz nicht anerkennen würde. Es handelte sich somit für Karl IV. letzten Endes darum, seine politischen und diplomatischen Erfolge noch bei seinen Lebzeiten durch die Wahl seines ältesten Sohnes Wenzel zum deutschen König zu krönen. Das war umso schwieriger, als eine Erbfolge im deutschen Königtum nicht gesetzmäßig festgelegt war und auch die berühmte „Goldene Bulle" Karls IV., eine Art Reichsgrundgesetz, das unter ihm auf zwei Reichstagen in Nürnberg (November 1355) und Metz (Dezember 1356) beschlossen worden war, eine Erblichkeit der Königswürde nicht anerkannte, ja nicht einmal die Wahl eines Nachfolgers bei Lebzeiten des Königs in Erwägung zog, allerdings auch nicht ausschloß. Es war darin nur festgesetzt, daß den sieben deutschen Kurfürsten, die mit den sieben Armen des Leuchters in Jerusalem verglichen werden, das Recht der Wahl eines deutschen Königs zustehe, ohne nähere Angabe des Zeitpunktes, wann diese Wahl vor sich gehen solle.[10]

Karl IV., der geschickte Diplomat, hat ein Jahrzehnt lang und mehr das Ziel im Auge gehabt, seinem Sohne die Nachfolge im Reich zu sichern. Er hat hiefür alles vorbereitet, sowohl im Reich bei den Kurfürsten, als auch bei der Kurie, die bisher eine so große, ja oft entscheidende Rolle bei der deutschen Königswahl gespielt hatte. Allerdings nur widerrechtlich, und auch die „Goldene Bulle" erkannte dem Papsttum in dieser Hinsicht gar keine Befugnisse zu. Die seit längerer Zeit von Gelehrten und Staatsmännern vertretene Lehre, daß die Päpste kein Recht besäßen, die deutschen Könige ein- und abzusetzen, hatte endlich in ganz Deutschland allgemeinere Anerkennung gefunden.

Karl mußte nur warten, bis Wenzel sein fünfzehntes Lebensjahr erreicht und damit die Volljährigkeit erlangt hatte. Dann ließ er auf Grund seiner längst getroffenen Verein-

barungen die Wahl vornehmen, die am 10. Juni 1376 in Frankfurt a. M. einstimmig stattfand und der schon am 6. Juli die Krönung in Aachen folgte. Der Papst Gregor XI. mußte notgedrungen nachher seine Zustimmung geben, um die ihn Karl in einem vor die Wahl zurückdatierten Schreiben gebeten hatte, um sein Entgegenkommen zu beweisen. Wenig mehr als zwei Jahre darnach, am 29. November 1378, starb Karl IV. in Prag nach längerem, qualvollem Leiden; „der Vater des Vaterlandes", wie er in Böhmen genannt wurde. Mit feierlichem Gepränge wurde er im Prager St. Veitsdom beigesetzt.

Der Nachfolger im Reich und in Böhmen, König Wenzel IV., hat aber nicht die ganze väterliche Erbschaft übernommen. Abgesehen von Mähren und Luxemburg, die schon abgetrennt worden waren, erhielt im Juni 1378 der zweite Sohn Karls, Sigmund, der überdies mit der ungarischen Erbtochter Maria verlobt war, die Mark Brandenburg und der dritte, Johann, wahrscheinlich schon 1377 einen Teil der Oberlausitz als Herzogtum Görlitz. Wenzel verblieben Böhmen, Schlesien, Bautzen, Niederlausitz und die luxemburgischen Besitzungen in Bayern, Franken, Sachsen, sowie eine gewisse Oberhoheit über die anderen Gebiete.

Wenzel, beim Regierungsantritt erst siebzehn Jahre, war im Gegensatz zum zarten Vater von robustem Körperbau, auch in seiner geistigen Veranlagung dem Vater wenig ähnlich.[11] Er soll als Jüngling freundlich, sparsam, gerechtigkeitsliebend, im ganzen natürlich und begabt gewesen sein. Doch zeigte sich früh ein Hang zu lustigen Gelagen, ja zu Trunksucht, daraus sich sein Jähzorn erklären dürfte, der ihn in späteren Jahren beherrschte. Es gibt einen gleichzeitigen Chronisten, den Abt Ludolf von Sagan (im Fürstentum Liegnitz), gest. 1422, der über Wenzel ungemein schlecht urteilt, für alles Unglück, das unter ihm im Reich und in Böhmen eintrat, nur ihn allein verantwortlich machen möchte.

Die Schwierigkeiten, auf die er zunächst in Deutschland stieß, waren der schon unter seinem Vater begonnene große Krieg der Städte (rheinischer und schwäbischer Städtebund) gegen Fürsten und Ritterschaft (Löwenbund und andere), in

dem er zuerst zu dieser, dann zu jener Partei hielt und es sich mit beiden verdarb; weiter das große päpstliche Schisma, das das ganze Reich und bald jedes Land in zwei feindliche Lager spaltete und dem gegenüber sich Wenzels Politik als verfehlt erwies.

Vom Jahre 1308 bis 1367, beziehungsweise 1377 hatten die Päpste nicht in Rom, sondern im südfranzösischen Avignon ihren Wohnsitz: lebten in der „babylonischen Gefangenschaft" der französischen Könige, zu der sie Philipp IV. und seine Nachfolger gezwungen hatten. Nach ihrer Rückkehr nach Rom unter Gregor XI. (17. Jänner 1377), auf die Karl IV. bestimmenden Einfluß genommen hatte, bildeten sich im Kardinalskolleg zwei Parteien, von denen nach Gregors Tod zwei verschiedene Päpste gewählt wurden: Urban VI., gewählt am 8. April 1378, verblieb in Rom, und Klemens VII., gewählt am 20. September 1378, zog wieder nach Avignon. Die Spaltung im Papsttum, das sogenannte Schisma, war vollzogen.

Karl IV., in dessen allerletzte Lebenszeit dieses weltgeschichtliche Ereignis fiel, konnte nichts mehr tun, als sich für den römischen Papst als das allein rechtmäßige Oberhaupt der Kirche entscheiden, und seinem Beispiel folgte dann auch Wenzel. Dagegen schlug sich Frankreich von allem Anfang an auf die Seite des avignonensischen Papsttums, und andere Reiche und Länder schlossen sich ihm an. Es währte aber dann nicht mehr lange, so waren die einzelnen Fürstentümer in sich geteilt. Die Obedienz des römischen und des avignonensischen Papsttums kehrte sich nicht mehr an die Grenzen der Territorien. In jedem fanden beide Anerkennung. So auch in Deutschland und in Böhmen. Man gab König Wenzel schuld, daß er solche Verhältnisse sich hatte ausbilden lassen, dieses Übel nicht im Keime erstickt habe; Karl IV., so meinte man, hätte es sicherlich vermocht.

Wenzels Ohnmacht und Untätigkeit als deutscher König in den großen Fragen der Reichspolitik stand aber in schroffem Gegensatz zu der rohen Kraftentfaltung, die er als König von Böhmen in wichtigen Angelegenheiten dieses Landes an den Tag legte.

In seiner Umgebung und unter seinen Beamten bevorzugte Wenzel sehr bald nach seinem Regierungsantritt den niederen Adel und auch das Bürgertum gegenüber dem Herrenstand und der hohen Geistlichkeit. Besonders mit dem Prager Erzbischof Johann von Jenzenstein, der seit dem 6. März 1379 diese Würde innehatte, geriet er in heftigen Streit. Der Umstand, daß dieser aus einem lebensfreudigen Hofmann, der er früher gewesen, in seiner neuen Stellung ein überstrenger, eifernder Priester geworden war, mag zur Entfremdung wesentlich beigetragen haben. Schon 1384 enthob ihn der König von dem hohen und einflußreichen Amte eines böhmischen Kanzlers und überließ es dem bisherigen Unterkämmerer und Propst von Lebus Johannes Bruno, an dessen Stelle er einen Prager Bürger und Kaufmann Sigmund Huler ernannte. Die beiden Emporkömmlinge, durch die königliche Gunst gesichert, griffen wiederholt in die Gerichtshoheit des Erzbischofs ein, der wiederum seine geistliche Macht gegen sie ausspielte, indem er über Huler und andere königliche Beamte den Bann aussprach. Der Absicht des Königs, die Abtei Kladrau zum Bistum zu erheben und dieses einem seiner Günstlinge zu verleihen, widersetzte sich der Erzbischof mit Erfolg. Diese gegenseitigen Feindseligkeiten erreichten ihren Höhepunkt im Jahre 1393. Um einen Ausgleich herbeizuführen, entschloß sich der Erzbischof, einer Einladung des Königs Folge leistend, von Raudnitz, seinem befestigten Schlosse, auf dem er sich gewöhnlich aufhielt, nach Prag zu kommen, in Begleitung mehrerer Geistlicher seiner Kanzlei, darunter des greisen Domdechanten Bohuslaw, des Offizials Puchnik, des Probstes Wenzel von Meißen und seines Sekretärs Johann von Pomuk (Nepomuk), eines Sohnes des Prager deutschen Bürgers Wölfel. Während der Verhandlungen am 20. März entbrannte aber der alte Streit von neuem, der König geriet in heftigsten Zorn und ließ das Gefolge des Erzbischofs sofort verhaften, während dieser nur noch durch Flucht entkommen konnte. Noch am selben Tage wurden die Gefangenen unter Anwendung der Folter einem peinlichen Verhör unterzogen. Der König soll nicht nur zugegen gewesen sein, sondern auch bei der Marterung eingegriffen haben.

Dabei erlitt der Sekretär Johann von Pomuk so schwere Wunden, daß an sein Aufkommen nicht mehr zu denken war. Halbtot, die Hände auf den Rücken, die Füße an den Kopf gebunden, den Mund mit einem hölzernen Knebel gestopft, damit er keinen Wehschrei von sich geben könne, wurde er am genannten Tage spät abends von der Karlsbrücke in die Moldau geworfen, wo er ertrank.[12] Nach einigen Tagen berief der König, von scheinbarer Reue erfüllt, den Erzbischof unter Zusicherung voller Sicherheit nochmals nach Prag, eine äußerliche Aussöhnung wurde zwar erzielt, allein sehr bald ergaben sich neue Mißhelligkeiten, der Erzbischof eilte nach Rom, um vor dem Papste gegen den König und dessen oberste Beamten schwere Klage zu erheben. Er forderte, daß der Papst Wenzel und die Mitschuldigen als Kirchenschänder, Mörder und Gebannte erkläre und Böhmen mit dem Interdikt bedrohe, falls die übeltäter nicht Genugtuung leisten würden. Papst Bonifaz IX., unter dem Drucke des Schismas stehend, war jedoch nicht in der Lage, den Erzbischof in seinem Kampfe gegen den König zu unterstützen; kaum daß er ihm für wenige Jahre einen sicheren Aufenthalt in seiner Prager Residenz verschaffen konnte. Am 2. April 1396 verzichtete Jenzenstein auf Amt und Würde und verbrachte den Rest seines Lebens bis zu seinem Tode am 17. Juni 1400 in Rom als Patriarch von Alexandrien.

Aber nicht von geistlicher, sondern von weltlicher Seite sollte in Böhmen der Kampf gegen Wenzel und sein ganzes Regiment mit Erfolg aufgenommen werden. Der hohe Adel schloß sich unter Führung des mächtigsten Barons im Lande, Heinrichs von Rosenberg, zum sogenannten „Herrenbund" zusammen und fand Unterstützung an Wenzels Vetter, dem hochbegabten ehrgeizigen Markgrafen Jodok (Jost) von Mähren, der 1375 seinem verstorbenen Vater Johann Heinrich gefolgt war, allerdings unter Abtrennung gewisser mährischer Gebiete für seinen jüngeren Bruder Prokop. Am 5. Mai 1394 wurde in Prag zwischen Jodok und neun Mitgliedern des Herrenbundes ein Vertrag geschlossen, durch den sich beide Parteien gegenseitig verpflichteten, einander beizustehen, das allgemeine

Wohl des Landes zu fördern, Unrecht abzuschaffen, Recht und Gerechtigkeit wieder zur Geltung zu bringen, „wie es zu Zeiten ihrer Vorfahren Sitte gewesen". Des Königs, gegen den sich die ganze Vereinbarung richtete, wurde mit keinem Worte gedacht. Drei Tage später nahm man Wenzel, als er sich während eines Jagdausfluges im Minoritenkloster in Beraun aufhielt, gefangen, brachte ihn nach Prag und zwang ihn auf einem am 31. Mai abgehaltenen Landtag, Jodok zu einem „Hauptmann" im Königreich Böhmen zu ernennen.

Die Aufforderung, diese Wenzel aufgedrungene Vereinbarung allgemein anzuerkennen, stieß aber vielerorten auf Widerstand und an die Spitze dieser königstreuen Partei trat Herzog Johann von Görlitz, Wenzels Stiefbruder. Schon am 7. Juni befand er sich in Kuttenberg, der königlichen Bergstadt, und erließ von dort eine geharnischte Erklärung, daß er dem Bunde Jodoks mit den Landherren nicht beitrete und dessen Maßnahmen und Pläne für ungesetzmäßig halte. Er bat in seine Dienste einzutreten, um „unserm Herrn, dem König in seinen Nöten" beizustehen, und versprach reichlichen Sold und jeglichen Schadenersatz. Noch im selben Monat konnte er mit hinlänglicher Heeresmacht gegen Prag ziehen und die Stadt, die sich am 5. Juni urkundlich dem Markgrafen Jodok und dem Herrenbund verpflichtet hatte, zwingen, von dieser Einigung zurückzutreten, ihn, Johann von Görlitz, als Wenzels Stellvertreter anzuerkennen, ja sogar als dessen Erben und König von Böhmen, falls, „dar Gott vor sei", Wenzel in seiner jetzigen Gefangenschaft sterben sollte (28. Juni). Der König war nämlich wenige Tage zuvor angesichts des ausbrechenden Kampfes von Prag heimlich weggebracht worden, zuerst auf ein Rosenbergisches Schloß in Böhmen, dann aber auf österreichisches Gebiet nach Wildberg bei Linz, das den Herren von Starhemberg gehörte. Die freundschaftlichen Beziehungen, die schon seit mehreren Jahren (etwa 1390) zwischen Jodok und Herzog Albrecht III. von Österreich bestanden, ermöglichten eine so unerhörte Tat, den böhmischen und deutschen König in fremdem Lande gefangen zu halten.

Es konnte nicht ausbleiben, daß das Reich zu diesen Vorgängen Stellung nahm, um so mehr, als beide Parteien sich bemühten, die deutschen Fürsten für sich zu gewinnen. Eine Versammlung zu Frankfurt a. M. unter dem Vorsitz des Pfalzgrafen Ruprecht als Reichsvikar erließ an Markgraf Jodok und seinen Anhang den Befehl, „einen heftigen Brief", König Wenzel freizugeben, „den er wider Ehre und ane Recht gefangen" halte. Pfalzgraf Ruprecht erschien selber am 26. Juli in Budweis, von wo aus Herzog Johann den erfolgreichen Kampf gegen die böhmischen Landherren, insbesondere die Rosenberge führte, und vereinbarte die Bedingungen über die Freilassung Wenzels, die denn auch am 2. August stattfand, indem der König aus Wildberg nach Krummau gebracht und hier den Seinigen übergeben wurde. Der Friede von Pisek, den Ruprecht am 25. August auf der Grundlage gegenseitigen Verzeihens und Vergessens vermittelte, schuf in Böhmen keineswegs geordnete Verhältnisse; die Unruhen setzten sofort wieder ein und hätten fast zu einem Krieg Wenzels gegen Herzog Albrecht III. von Österreich geführt, wenn dieser nicht durch Erneuerung seines Bündnisses mit Jodok und Ausdehnung desselben auf die böhmischen Landherren seine Macht wesentlich gestärkt hätte (1394, Dez. 17). Überdies bemühten sich Johann von Görlitz, dessen Eifer für die Sache Wenzels nachzulassen begann, und die mit Wenzel nahe verwandten Fürsten Markgraf Wilhelm von Meißen und Herzog Stephan von Bayern, zwischen dem König und Jodok einen freundschaftlichen Ausgleich zu treffen. Aber alle Bemühungen waren umsonst. Der König verstand es, Jodok nach Karlstein zu locken und dort gefangen zu nehmen. Auf die Frage Herzog Stephans, wer ihm dazu geraten habe, antwortete er: „Ich habe es von Jost gelernt, und wie er mir getan hat, will auch ich ihm tun". Allein schon nach wenigen Wochen mußte er ihn freilassen. Ein allgemeiner Krieg begann in Südböhmen und in Mähren, Albrecht III. von Österreich unterstützte wieder Jost und den böhmischen Adel, sogar Herzog Johann von Görlitz schloß sich jetzt der Gegenpartei an und zwang Wenzel, ihn zum „Hauptmann" von Böhmen zu machen, also jene

Stellung einzuräumen, die früher kurze Zeit Jodok innegehabt hatte (10. August 1395). Als aber durch den Tod Herzog Albrechts III. von Österreich am 29. August der wider Wenzel gerichtete Bund das tatkräftigste Mitglied verlor, widerrief der König im Oktober Johanns Ernennung und begann den Kampf von neuem. Johann vermochte nicht sich in Böhmen zu behaupten und kehrte im Januar 1396 nach Görlitz zurück, wo er schon am 1. März plötzlich starb. Der Hauptteil seines Besitzes, das Herzogtum Görlitz und die Lausitz, fielen an Wenzel, die Neumark an den zweiten Bruder, König Sigmund von Ungarn. Eben diesen erwählte sich damals Wenzel zum Schiedsrichter und Vermittler in seinen noch immer schwebenden Streitigkeiten mit Jodok und dessen Anhang, beziehungsweise als Helfer gegen sie. Er suchte ihn an sich zu knüpfen durch die Zusage der Nachfolge im Königreich Böhmen, sodann — am 19. März 1396 — durch die Erhebung zum stellvertretenden Reichsvikar in ganz Deutschland und den zugehörigen Ländern. Allein die schwere Niederlage, die Sigmund als ungarischer König in seinem Kampf gegen die Türken bei Nikopolis (an der Donau) am 28. September 1396 erlitt, die Schwierigkeiten, die ihm daraus in Ungarn entstanden, zerstörten alle Erwartungen, die Wenzel auf die Unterstützung durch diesen seinen Bruder gesetzt hatte. Es blieb ihm nun doch nichts übrig, als mit Jodok ein Übereinkommen zu treffen. In den ersten Tagen des Februar 1397 wurden die wichtigen Urkunden ausgefertigt, durch die Wenzel das Herzogtum Görlitz und die Oberlausitz seinem „lieben" Vetter Jodok übertrug, der damals außerdem die ihm 1388 von Sigmund verpfändete Mark Brandenburg, sowie das gleichfalls 1388 überantwortete Herzogtum Luxemburg und die Landvogtei Elsaß neben dem Hauptbesitz Mähren innehatte.

Auch diese Vereinbarungen waren nur von kurzer Dauer und lösten neue Feindseligkeiten aus, denn, wie ein fremder Berichterstatter aus Prag damals schreibt: „es stet gar ubel in des Kunigs Hofe und in dem Lande zu Beheim; die Landherrn kriegent unter einander, des Kunigs Rete sind gepartiet (geteilt)".[18] In diesen Zwiespalt der königlichen Ratgeber

spielte auch schon die Stellung Wenzels im Reich mächtig hinein. Am 11. Juni 1397 wurden auf der Burg Karlstein während einer solchen Beratung vier königliche Räte von anderen, an deren Spitze Herzog Johann von Troppau stand, niedergestochen, unter dem Vorwand, daß sie es seien, „die Tag und Nacht unserm Herrn König raten, daß er nicht nach Deutschland solle und wollt ihn vom Reich bringen". Der Bischof von Bamberg und der Burggraf von Nürnberg, die eben um diese Zeit mit einer Botschaft von der letzten Frankfurter Fürstenzusammenkunft an den König nach Böhmen fuhren, kehrten an der Grenze um. Markgraf Jost wurde von Wenzel aus Prag verwiesen; er wolle seine Stadt und sein Land selber wohl versehen, ließ er ihm sagen. Und alsbald rüstete er zu einer Fahrt ins Reich, in dem er seit zehn Jahren, seit dem Sommer 1387, nicht mehr gewesen war, um daselbst einen Reichstag abzuhalten, „des Reiches Sachen zu richten und zu handeln". Von Mitte September 1397 bis November verweilte er in Nürnberg, von Mitte Dezember bis Anfang 1398 wurden die Verhandlungen in Frankfurt fortgesetzt. Hier wurden von den Kurfürsten eine Reihe ernster Klagen gegen Wenzels Regierungsweise vorgebracht, die ergänzt werden durch nicht genau datierte, aber in dieselbe Zeit fallende Vorhaltungen von böhmischer Seite, wo Befürchtungen ausgesprochen werden, daß bei Fortdauer solcher Verhältnisse das Reich und das Königtum verloren gehen müßten.

Es mutet wie ein Hohn des Schicksals an, daß Wenzel eben damals, am 1. Januar 1398, den Bewohnern des Dorfes Rense eine besondere Vergünstigung, eine Zollfreiheit, verlieh, damit sie den von seinem Vater im Jahre 1376 hier aufgebauten „Königsstuhl", wo die Kurfürsten seit altersher „einen römischen König zu nennen und zu wählen pflegen", dauernd in gutem Stand erhalten.[14] Denn schon damals arbeiteten die Kurfürsten, vornehmlich der Erzbischof Johann von Mainz und Ruprecht III. von der Pfalz, an seiner Absetzung. In einer Reihe von Kurfürstentagen und sonstigen Versammlungen — „viel Teg" sagt ein zeitgenössischer Chronist —, die mit der Zusammenkunft zu Boppard im

April 1399 beginnen, wurde das Werk weitergesponnen, in großer „Heimlichkeit“. Im September vereinbarte man bereits zu Mainz, daß der neue König nur aus den Häusern Bayern, Meißen, Hessen, Nürnberg oder Württemberg genommen werden solle, zu denen später noch Sachsen hinzukam. König Wenzel hatte von den gegen ihn gerichteten Plänen gute Kenntnis und die Uneinigkeit der Fürsten untereinander, die Anhänglichkeit vieler Reichsstädte hätten es ihm möglich gemacht, den Fürstenbund zu sprengen. Sein Zögern und seine Unentschlossenheit verdarben aber alles. Selbst die ernste Aufforderung der vier rheinischen Kurfürsten vom 4. Juni 1400 an König Wenzel, am 11. August mit ihnen in Oberlahnstein und dem gegenüberliegenden Rense zusammen zu kommen und zu beraten wegen der „mannigfaltigen Gebrechen“ im Kirchen- und Staatswesen, die „zu bessern oder niederzulegen“ er bisher nichts getan habe, „als Ir daz billich und von recht getan soldet haben“, und die Warnung, falls er nicht erschiene, sich aller Eide und Verpflichtungen gegen ihn entbunden zu betrachten, vermochten ihn nicht zu entscheidenden Schritten zu bestimmen. „Her bleif gemeinlich liggen in Behem as ein Swin in sime Stalle“, schreibt der derbe Kölner Chronist.[15]

So kam denn, was kommen mußte. Nachdem die verbündeten Kurfürsten und ihr Anhang vom 11. August zehn Tage lang, „von Tag zu Tage“, auf die Ankunft Wenzels vergebens gewartet hatten, erfolgte am 20. in Oberlahnstein die förmliche Absetzung. Im Hinblick auf sein „unziemliches und erschreckliches Leben“ und seine „Handlungen“ wurde er als „ein unnützer, versäumlicher, unachtbarer Entgliederer und unwürdiger Handhaber des heil. römischen Reichs“ von allen damit zusammengehörigen ihm gebührenden „Würden, Ehren und Herrlichkeit . . . abgetan und abgesetzt“. Am folgenden Tage, am 21. August, wurde im Königstuhl zu Rense der Pfalzgraf Ruprecht III. von der Pfalz und Herzog von Bayern zum römischen König gewählt.

Als Wenzel durch einen Boten Frankfurts am 30. August die erste Kunde von diesen Ereignissen erhielt, soll er ausgerufen haben: „Ich will das rächen oder will tot darumb sein.

und er (Ruprecht) muß als tief herab als er je hoch uf den Stuhl gesatzt ward" und schwur bei St. Wenzel, „er wolle ihn totstechen oder jener mußte ihn totstechen". Und ähnlich soll auch der Markgraf Jodok erklärt haben: „Wir wollen das rächen oder ich enwill nirgend ein Haar in mime (meinem) Barte behalden".

Es wären Ausbrüche ohnmächtiger Wut. Die getreuen Städte, vor allem Frankfurt, dann Straßburg und Regensburg, Basel, Bern u. a. wurden allerdings gebeten, fest und treu zu bleiben, da Wenzel unterstützt von Sigmund, Jost „und andern unsern Fürsten" mit aller seiner Macht nach Deutschland kommen werde; mit König Karl VI. von Frankreich wurden Verhandlungen angeknüpft, — aber ein guter Kenner der Verhältnisse meldete schon am 2. September aus Prag mit Beziehung auf Wenzels Gegenmaßregeln: „Gott gebe, daz ez gut werde; aber der Glaube ist kleine, man forchtet, daß daruß nit enwerde . . ."; und etliche Tage später: „Wir sind wankel mit unsern Sachen, waz des morgens ja ist, daz ist des abends nein . . ." Bald tauchten sogar Gerüchte auf, man denke daran, jemand anderen — es kann nur Sigmund gemeint sein — zum böhmischen König zu machen. In einer Unterredung zwischen den drei Luxemburgern Wenzel, Sigmund und Jodok, die etwa Anfang Oktober in Kuttenberg stattfand und in der Wenzel ernste Vorwürfe über sein Verhalten gemacht wurden, klagte er nur noch: „Ich weiß nit, was tun" und tröstete sich, daß ihm, selbst wenn er Böhmen verliere, doch noch drei Schlösser verblieben.

Dazu kam es zunächst nicht. Die gegenseitige Eifersucht Sigmunds und Jodoks ermöglichte es Wenzel, die böhmische Königskrone zu behaupten. Selbst als es Sigmund gelang, im Bunde mit den Baronen den Bruder am 6. März 1402 noch einmal gefangen zu nehmen und nach Wien zu bringen, wo er der Obhut der Habsburger überantwortet wurde, währte diese Unterbrechung seiner Regierung und die Herrschaft des ungarischen Königs in Böhmen nicht allzulang. Am 11. November 1403 entkam Wenzel aus Wien und gelangte mit Hilfe Johanns von Liechtenstein über Nikolsburg zuerst zu seinen

Getreuen nach Kuttenberg und bald auch nach Prag. In dem kurzen Kriege, der zwischen den beiden Brüdern um den Besitz Böhmens entstand, unterstützte Markgraf Jodok Wenzel, der seine Herrschaft vollkommen wiedergewann und sich fortan wenigstens in Böhmen behauptete.

Der Tod König Ruprechts am 18. Mai 1410 machte eine Neuwahl im Reiche nötig. Sie hatte das seltsame Ergebnis, daß die beiden luxemburgischen Vettern Sigmund und Jodok, der eine mit vier, der andere mit drei Stimmen gewählt wurden; und da auch Wenzel seine Rechte auf die deutsche Königskrone nicht aufgegeben hatte, waren alle drei Luxemburger deutsche Könige; — eine unhaltbare Lage, die denn auch nur kurz währte. Nach dem Tode Jodoks am 18. Jänner 1411 in Brünn trafen die beiden Brüder ein friedliches Übereinkommen. Sigmund sollte sich einer neuen Wahl unterziehen, die denn auch am 21. Juli 1411 zu seinen Gunsten ausfiel; Wenzel verzichtete auf die deutsche Königskrone und sollte dafür die Kaiserkrone empfangen. Dazu kam es aber nicht infolge der schweren Unruhen, die das ganze letzte Jahrzehnt seiner Regierung in Böhmen ausfüllten.

Die Ursachen hievon lagen auf kirchlichem Gebiete; ihre Anfänge reichen weit zurück in die Zeit Karls IV., erlangten aber erst unter Wenzel jene unheimliche Gewalt, durch die das ganze böhmische Staatswesen eine schwere Erschütterung erfuhr, die inneren, politischen und nationalen, wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse von Grund aus umgewandelt wurden.

Neunter Abschnitt.

Die sozialen und geistigen Strömungen in Böhmen und Mähren unter den Luxemburgern bis zum Ausbruch der Hussitenkriege (1419).

Wir kennen das abfällige Urteil schon, das Karl IV. nach seiner Rückkehr in die Heimat über den böhmischen hohen Adel gefällt hat. Allerdings stand der Prinz damals ganz unter dem Eindruck der staatlichen Verhältnisse, die er in Frankreich wahrgenommen hatte. Dort war es den Königen gelungen, wie man gesagt hat, „Herren im eigenen Haus zu bleiben und sich nicht etwa einen ihrer großen Diener über den Kopf wachsen zu lassen".[1] Hier in Böhmen dagegen waren zu Karls Verwunderung, wie er sich ausdrückt, „die Barone großenteils Tyrannen geworden, die nicht, wie sich ziemte, den König fürchteten, sondern die Herrschaft unter sich geteilt hatten". Das Königtum galt wenig. Die Entwicklung Böhmens im letzten Jahrhundert hatte es dahingebracht.

Die Geschichte der Adelsbildung in unseren Ländern gilt bekanntlich als ein überaus schwieriges Problem. Noch vor kurzem bezeichnete man es als ein „unerforschtes und unbearbeitetes Gebiet".[2] Aber doch wohl nur, weil man auch hiebei von einer eigentümlich slawischen Entwicklung, von einem „nationalen Ursprung" ausgehen zu müssen meinte, wodurch die Überleitung in die späteren Verhältnisse, die mit den deutschen soviel Übereinstimmung zeigen, erschwert wurde. Mit Palacky's Aufbau des ältesten böhmischen Adels in „Kmeten, Lechen und Wladyken", den „drei Stufen, welche in dem Fragmente von Libusa's Gerichte gleichsam die Volkshierarchie bilden",[3] waren Vorstellungen erweckt, die auf falsche Fährten führen mußten. In Wirklichkeit sehen wir auch in dieser Hinsicht in Böhmen vom Beginn der historischen Zeit an ganz ähnliche Erscheinungen obwalten, wie in den deutschen Ländern. Man braucht nur die Stellung, die der

Graf (comes) in der bayrischen Gauverfassung einnimmt“[4], zu vergleichen mit jener, die Cosmas demselben Amt in Böhmen zuschreibt, um die Übereinstimmung kennen zu lernen[5]. Wie dort beruht auch hier, wie Cosmas einmal bezeichnend sagt, „das ganze Reich“ auf diesem einen bevorrechteten Stand. Die Grafen haben die Burgen inne und leiten das Volk, sie üben das richterliche Amt im Namen des Herzogs aus, sie sind seine obersten Ratgeber, seine höchsten Beamten, mit ihnen sitzt er bei den Versammlungen, sie sind seine Begleiter auf seinen Fahrten und Feldzügen, kein wichtigerer Akt vollzieht sich ohne ihre Zustimmung. Schwere Kämpfe spielten sich schon in früher premyslidischer Herzogszeit zwischen einzelnen mächtig gewordenen Grafenfamilien und dem Fürstengeschlecht ab. Der Rückhalt am deutschen Königtum sicherte diesem sein Übergewicht und den Sieg. Aus dem Grafentum bildete sich die herzogliche (königliche) und hohe Landesbeamtenschaft mit den verschiedensten Titeln, es entstand geradeso wie in Bayern und anderwärts der zweifache Adelsrang, die sogenannten primates, wie sie in vollster Übereinstimmung mit der in Bayern üblichen Benennung auch Cosmas wiederholt bezeichnet, also der hohe Adel mit seinem reichen Besitz an Grund und Boden, und daneben die zweite Adelsklasse der Edeln (nobiles), die Ritterschaft. Dieser niedere Adelsstand war nicht an Geburt und Abstammung gebunden, noch auch an Nationalität und Herkunft. Der Herzog konnte ihn verleihen, auch an Niedriggeborene, an Fremde, Eingewanderte.

Das anfängliche Überwiegen des Deutschtums besonders im höheren Adel in der premyslidischen Zeit erhellt daraus, daß die Namen der Burgen und Schlösser, auf denen diese Großen sitzen, bis ins 13. und 14. Jahrhundert zum weitaus größten Teil deutsch sind: Biberstein, Lichtenburg, Richenburg, Rosenberg und zahlreiche andere;[6] was man früher in dem Glauben, daß es in Böhmen und Mähren ursprünglich nur slawischen Adel gegeben haben könne, entweder als eine zeitweilige Geschmacksrichtung ansah oder gar damit erklärte, daß „die Baumeister der alten einheimischen tschechischen Geschlechter Deutsche waren“.[7] Wir wissen übrigens, daß auch

im Innern der Schlösser und Burgen, wie etwa in Neuhaus um 1338, Wandmalereien, die die Georgslegende oder Adelswappen darstellten, mit deutschen Aufschriften versehen waren.[8] Es sind das Belege für den alten Bestand eines deutschen Adels im Lande, der sich auch aus Cosmas und anderen Quellen nachweisen läßt. Und eben diese durch den Besitz der höchsten Ämter und reichsten Herrschaften mit zahlreichen Untertanen ausgezeichneten im Innern des Landes so mächtigen Adelsherren besaßen auch entscheidenden Einfluß auf die auswärtige Politik des Herzogs oder Königs. Wie früher zu wiederholten Malen traten in der letzten Premyslidenzeit schwere Gegensätze zwischen dem König und der Mehrheit des Adels ein. Als Wenzel I. unter fremder Einwirkung seinen Übertritt vom staufischen Kaisertum zum römischen Papsttum vorbereitete und 1248 durchführte, der böhmischen Politik also eine Richtung gab, die mit Jahrhunderte alten Überlieferungen brach, geschah es, daß sich der größte Teil des heimischen Adels dagegen auflehnte und rasch entschlossen den Sohn Otakar (II.) zum „Herzog oder König" an Wenzels Statt erhob; er fand auch Unterstützung bei Bürgertum und Geistlichkeit. Es war ein entschiedenes Eintreten fast des ganzen Landes für die Sache des Kaisers und des deutschen Reiches, für die Erhaltung der uralten Beziehungen zu Deutschland. Dieser Aufruhr des kaisertreu und deutsch gesinnten böhmischen Adels war aber aussichtslos, als sich das Staufertum in Deutschland selbst zu behaupten unfähig erwies. Man erkennt schon an dieser Entwicklung der Dinge, wie ausgeschlossen es erscheint, im 13. Jahrhundert von einem national-slawischen Adel in unseren Ländern zu sprechen; er hätte sonst von Anfang an mit Begeisterung sich auf die Seite König Wenzels stellen müssen. Daß allerdings durch einen solchen Rückschlag das deutsche Bewußtsein im heimischen Adel einen schweren Stoß erhielt, ist gleichfalls leicht begreiflich.

Der fast drei Jahrzehnte später unter Otakar II. von neuem und in anderer Weise ausbrechende Kampf zwischen böhmischem und deutschem Königtum rief wiederum auch den Adel auf den Plan und wiederum nahm dieser gegen den Landes-

herrn Stellung. Das ganze in mehrere Linien geteilte Geschlecht der Witigonen, die Herren von Krummau und Rosenberg, von Landstein und Neuhaus, mit Zawisch von Falkenstein an der Spitze, aber auch die Riesenburg, Lichtenburg, Seeberg u. a. wurden Anhänger Rudolfs von Habsburg, trugen das Ungemach der Verfolgung durch Otakar in dem richtigen Gefühl, daß diese Politik der Loslösung vom Reich für Böhmen und sein Königshaus verhängnisvoll werden müsse.

Aus dem Elend der Zeiten, das nach Otakars Untergang über die premyslidischen Länder hereinbrach, erhob sich daher dieser einheimische alte Adel zu umso größerer Macht, und Zawisch als sein mächtigster Vertreter konnte sich bereits zu jener für das böhmische Königtum so gefährlichen Stellung emporschwingen, die dieses zwang, sich seiner mit Gewalt zu entledigen; auf König Wenzels II. Befehl wurde er hingerichtet. Dieses Ereignis von erschütternder Tragik sprengte aber auch die letzten Bande zwischen premyslidischer Dynastie und heimischem Adel. Wenzel regierte fortan mit fremden Ratgebern, deren letzter und einflußreichster der Luxemburger Peter von Aspelt, der nachmalige Mainzer Erzbischof, war, hinter denen die böhmischen Barone stark in den Hintergrund traten.[9]

Die lange und starke Zurücksetzung der heimischen Magnaten war aber doch nicht imstande, ihre Macht wesentlich zu erschüttern. Nach dem Aussterben der Premysliden waren sie es, die die Führung der Politik sofort an sich rissen. Sie nahmen vor allem das Recht der Wahl eines neuen Königs für sich in Anspruch;[10] sie führten die Verhandlungen mit den Thronwerbern; sie entschieden zu Gunsten des Habsburgers Rudolf gegen Heinrich von Kärnten; sie, ein Heinrich von Rosenberg, Albrecht von Seeberg und Friedrich von Schauenburg, begaben sich, als ihnen die zweite Herrschaftsperiode des Kärntners unerträglich wurde, zum neuen deutschen König Heinrich VII. von Luxemburg nach Nürnberg, um dem jungen Königsohn den Weg zum böhmischen Thron zu ebnen. An diesem Plan, das böhmische Staatsschiff in die Fahrtrichtung des deutschen Reichsschiffes zu lenken, war anfangs nur ein Teil des böhmischen Adels unterstützt vom Klerus beteiligt, während ein

anderer mit Heinrich von Lipa an der Spitze, bei dem man nicht unschwer eine stärkere Betonung des national-böhmischen Standpunktes wahrnehmen kann, noch zum Kärntner hielt. Aber bald schlossen sich die beiden Gruppen zusammen und gemeinsam verhalfen sie dem Luxemburger zum Sieg. Der Preis war jenes bedeutsame Inauguraldiplom vom Dezember 1310, durch das der neue König nicht nur im allgemeinen die Rechte des Landes feierlichst beschwor und eine gerechte und segensreiche Regierung versprach, sondern dem Adel im besondern eine Reihe wichtigster Zugeständnisse machte.[11] Es ist bezeichnend und zeigt den Zusammenhang mit der Vergangenheit, daß gleich das erste dieser Zugeständnisse sich deckt mit einer Bestimmung des uralten Deutschenprivilegs vom Jahre c. 1173. Wie damals Herzog Sobieslaw, verpflichtete sich jetzt König Johann, seine Untertanen zu keinen kriegerischen Unternehmungen außerhalb Böhmens und Mährens zu zwingen; nur aus freiem Willen können sie einer solchen Bitte willfahren. Und weiter — um von anderen Punkten hier abzusehen — ließ sich der Adel vom neuen König versprechen, daß er keine Fremden zu Hauptleuten, Burggrafen oder Kastellanen einer königlichen Burg ernennen, ihnen keine Ämter im Lande oder bei Hofe verleihen, ihnen die Erwerbung unbeweglicher Güter nicht gestatten werde. Nicht deutschfeindliche Gesinnungen bilden den Antrieb dazu, sondern im Gegenteil die Vorfälle während und nach der Regierungszeit Otakars II., dann unter Wenzel II. und Heinrich von Kärnten, da fremde Ritterschaft und fremde geistliche Ratgeber den heimischen zumeist deutschen Adel zurückgedrängt hatten.

Aber trotz feierlicher Zusicherung unterschied sich gerade in dieser Hinsicht die neue Regierung nicht im mindesten von der der Vorgänger. Wiederum regierten Fremde, luxemburgische Adelige und Geistliche, in Böhmen an der Seite König Johanns. Daraus mußte sich ein neuer Kampf zwischen dem Königtum und den böhmischen Baronen entwickeln. Unter der zielbewußten Führung Heinrichs von Lipa endete er mit der Aufrichtung einer Adelsherrschaft im Innern, die Karl IV. wie eine Gewaltherrschaft gegenüber dem Königtum erscheinen

mußte. Er hat sie nicht durch Zuhilfenahme fremder Kräfte zu brechen versucht, sondern allmählich zurückgedrängt durch Stärkung der königlichen Macht, durch allseitige Hebung der übrigen Stände, unter denen allerdings die Geistlichkeit sich seiner besonderen Begünstigung erfreute.

Aber Karl IV. war kein aus sich selbst schaffender Geist, sondern nur ein überaus strebsamer Nachahmer, der, unbekümmert um alle geschichtliche Entwicklung und Eigenart des Landes, Böhmen so rasch als möglich zu einem Spiegelbild der ihm bekannten und von ihm bewunderten Kultur des Westens und Südens zu machen bestrebt war. Beginnen wir mit seiner an sich großartigen Bautätigkeit.

Die Residenz der böhmischen Könige, die Burg auf dem Hradschin, lag seit mehr als dreißig Jahren, da sie durch eine große Feuersbrunst im Jahre 1303 zerstört worden war, öde und wüst. Karl begann sofort einen Neubau, „sehr kostbar, bewunderungswürdig, wie es niemals früher in diesem Königreich gesehen worden war“, schreibt ein gleichzeitiger Chronist.[12] Als Vorbild diente der Palast der französischen Könige in Paris, in dem Karl seine Jugendjahre verbracht hatte. Zum prächtigen Schloß gehörte notwendig die würdige Kirche. Hier konnte zwar Karl an bestehendes anknüpfen, denn die St. Veitskirche erhob sich auf dem Hradschin als ein uralter Bau, dessen Anfänge bis ins zehnte Jahrhundert und früher zurückreichten. Karl aber hat sie zum gewaltigen Dom ausgeweitet in dem neuen gotischen Stil, der im Westen bereits die ältere romanische Bauart abgelöst hatte. Er übertrug die Ausführung einem damals schon bewährten deutschen Baumeister, Peter Parler von Gmünd in Schwaben, der unter Zuhilfenahme anderer Künstler, Maler, Bildhauer, Mosaikenverfertiger, Holzschnitzer, ein Bauwerk schuf, das sich von außen und innen mit den bedeutendsten Domen jener Zeit messen konnte.[13]

Zu gleicher Zeit hat Karl dem Burgenbau in Böhmen neue Wege gewiesen, als er auf einem Felsen an der Beraun in prächtiger, romantischer Lage die gewaltige Burganlage des päpstlichen Palastes in Avignon in verkleinertem Maßstabe als

Burg Karlstein nachahmen ließ. Und da mit den heimischen Künstlern allein ein solches Werk nicht durchzuführen war, ließ er einen Meister aus Avignon kommen, Mathias von Arras, der diesen Bau, wahrscheinlich auch andere, Karlsberg und Karlskrone, Karlshaus und Karlsburg, ausführte, die längst Ruinen sind, während Karlstein, wenn auch vielfach umgebaut, noch besteht. Aber auch für den Bau einer ganzen Stadt mit allen ihren Außenbefestigungen und der inneren Anlage von Straßen und Plätzen, zahlreichen Kirchen und öffentlichen Gebäuden hat Karl ein Muster geschaffen, wie es in gleicher Weise in Böhmen noch nicht vorhanden war, durch die Gründung der Prager Neustadt oder auch Karlstadt in unmittelbarem Anschluß an die Altstadt. Im Jahre 1357 begann Karl den Neubau der steinernen Prager Moldaubrücke, die durch die beiden Brückentürme einen so prächtigen Abschluß erhielt. Das sind nur einige wenige Beispiele. Karl hat unendlich viel bauen lassen in Prag, in seinen Städten, auf dem Lande. Und der König blieb nicht allein. Ihn unterstützte vor allem der Prager Bischof Johann IV. (1301—1343), der sich von 1318 bis 1329 unfreiwillig am päpstlichen Hofe in Avignon hatte aufhalten müssen und nun unter dem Eindrucke, den die dortigen Bauten auch auf ihn gemacht hatten, daranging, zuerst mit französischen Werkmeistern in seiner Stadt Raudnitz bedeutsame Werke zu errichten: das kunstreiche Kloster der Augustiner mit Kreuzgang und Kirche, sowie eine Steinbrücke über die Elbe.

Solche Anregungen von höchster weltlicher und geistlicher Seite wirkten anspornend im ganzen Lande, bei Adel, Geistlichkeit und Städten, deren Profan- und Kirchenbauten, die in Karls Zeit begonnen und zum Teil auch schon zu Ende geführt wurden, nicht nur durch ihre überaus große Zahl, sondern auch durch die kunstvolle Ausführung (Prager Rathaus, Barbarakirche in Kuttenberg, die erzbischöflichen Burgen in Jenzenstein, Helfenburg, die Rosenberger Bauten in Wittingau, Krummau u. v. a.) überraschen. Die Bautätigkeit wirkte dann weiter auf alle verwandten Künste, Bildhauerei, Malerei und Kleinkunst, auf Gewerbe, Handel und Verkehr, die sich

übrigens gleichfalls der königlichen Unterstützung und Förderung im vollsten Maße erfreuten.

Es war tatsächlich eine neue Zeit für Böhmen angebrochen. Karl wollte es auch geistig zum ersten Lande Deutschlands emporheben durch die Auszeichnung, die erste und einzige Universität im ganzen Reiche zu besitzen, die er ganz nach dem Muster, das er in Paris kennen gelernt hatte, nun in Prag begründete.

Höhere Schulen hat es wie überall in Deutschland so auch in Prag und in anderen Städten Böhmens und Mährens nachweislich schon im 13. Jahrhundert, vielleicht auch früher gegeben. Ein berühmter deutscher Lehrer, Hubald von Lüttich, wirkte, wenn auch nur kurze Zeit, schon 1018 in Prag. Aber es gab dort kein „Generalstudium" wie in Paris, Bologna, Oxford, an dem in den Lehrgegenständen aller vier Fakultäten, Theologie, Jus, Medizin, Philosophie (artes genannt) unterrichtet wurde und das auch das Privileg besaß, Magister- und Doktorgrade zu verleihen. Für diese „Generalstudien" bildete sich erst später der bis heute übliche Name „Universität" heraus.

Unter dem Premysliden Wenzel II. hatte man in Prag bereits den Plan erwogen, dort eine solche Anstalt zu errichten. Er scheiterte, weil, wie es heißt, die notwendige Voraussetzung für das Gedeihen einer solchen Schule, Ruhe und Friede im Lande, nicht herrschte. Wiederum kam das, was unter dem gealterten Premyslidengeschlecht vergeblich angestrebt worden war, leicht und rasch unter den jugendkräftigen Luxemburgern zustande.

Am 26. Januar 1347 erließ Papst Klemens VI., der väterliche Freund Karls IV., die Bulle, durch die er bewilligte, daß in Prag ein „Generalstudium" errichtet werde, mit allen den Vorrechten, wie sie die älteren gleichartigen Anstalten schon besaßen. Er entsprach damit einer Bitte Karls, der ihm vorgestellt hatte, daß es „die Bewohner Böhmens, welche es nach der Frucht der Wissenschaft unaufhörlich hungert," vollauf verdienten, „im eigenen Lande den Tisch gedeckt zu finden, ohne genötigt zu sein, in fremden Ländern zu betteln".[14] Nachdem dann Karl am 7. April 1348 den Stiftbrief ausgestellt

hatte, der übrigens fast vom Anfang bis zum Ende mit dem Stiftbrief Kaiser Friedrichs II. für die Universität in Neapel vom Jahre 1224 und dem König Konrads IV. für Salerno von 1252 übereinstimmt, war das Werk vollendet.[15] Die ersten Lehrer wurden von auswärts berufen; einer aus Bologna, ein anderer aus Tuszien. Schüler kamen alsbald aus der ganzen Welt (de diversis mundi partibus), auch aus England, Frankreich, der Lombardei, Ungarn, Polen; die meisten aus Deutschland. Die Universität nahm einen glänzenden Anfang, denn „rastlos bis zu seinem Tode sorgte Karl IV. für sein Schoßkind". Ein heimischer Chronist, Benesch von Weitmühl, frohlockte: „Und die Stadt Prag wurde dank dieser Schule sehr bekannt und berühmt in fremden Landen und wegen der Zahl der Schüler wurden die Zeiten daselbst ein wenig teuer, weil eine sehr große Menge hier zusammenfloß".[16]

Man kann verstehen, welchen bedeutenden Vorsprung dadurch Böhmen vor den übrigen Ländern des Reichs, Prag vor allen anderen deutschen Städten errang, welcher Gewinn für Wissenschaft und Literatur beide Nationen daraus ziehen konnten, umsomehr, als es insbesondere auf dem letzten Gebiete an erfolgverheißenden Ansätzen nicht fehlte.

Die tschechische Literatur hatte neben Legenden und weltlichen Dichtungen, davon aber nur Bruchstücke erhalten sind, schon unter König Johann die gereimte Chronik des sogenannten Dalimil erzeugt, eine vielfach sagenhaft ausgestaltete Landesgeschichte in Versen, wie solche damals in Deutschland mehrfach vorkamen.[17] Eine wichtige Leistung der tschechischen Literatur der vorkarolinischen Zeit ist das „Rosenberger Buch", eine kurze Zusammenstellung des damals geltenden slawischen Gewohnheitsrechtes. Es zeugt dann von dem Vordringen der tschechischen Sprache in immer weitere und höhere Kreise, wenn in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts lateinisch-tschechische Wörterbücher in auffallender Zahl auftauchen mit den bezeichnenden Titeln: Bohemarius, Nomenclator, Vocabularius, Dictionarius, Mammotrekt, Sequentionarius. Auch die Übersetzung deutscher Dichtungen, Sagen, Fabeln, Lieder nimmt stark zu; satirische Erzählungen in Prosa und Vers,

Passions- und Osterspiele, insbesondere aber dem religiösen Zug der Zeit entsprechend Legenden, Heiligenleben sind beliebte Stoffe. Und im letzten Viertel des Jahrhunderts bahnt sich die tschechische Sprache auch schon den Weg in die wissenschaftliche Literatur: in den zahlreichen Schriften des Ritters Thomas von Stitny (1331—1401), dem allerdings vorgehalten wurde, daß über gelehrte Dinge tschechisch zu schreiben die Wissenschaft profanieren heiße.

Zu größter Bedeutung erhebt sich aber in Karls IV. Zeiten das deutsche Schrifttum in Böhmen, das daselbst schon einmal unter Wenzel II. zu hoher Blüte gelangt war. Wie dieser wurden auch Johann und Karl von deutschen Sängern, die an ihrem Hofe weilten, besungen.

„Der vierte Kaiser Karle war der wahre Berg,
Der Kirchen Schiff, Mast, Segel und das ganze Werk“,
schreibt Heinrich von Mügeln, der mindestens von 1346 bis 1358 in Prag gelebt und Karl auch sein großes Epos „Der Meide (Mädchen) Kranz“ gewidmet hat.[18]

Es möchte zu weit führen, seine und anderer Mariendichtungen, die damals ganz besonders beliebt waren, die Kirchenlieder, die Liebeslyrik, die geistlichen Schauspiele in Poesie und Prosa, die in jener Zeit in Böhmen in deutscher Sprache entstanden sind oder von früher her bekannt waren, anzuführen. Nicht diese rege Mitarbeit am allgemeinen literarischen und geistigen Leben ganz Deutschlands bildet das entscheidende Merkmal des deutschen Böhmen in jener Periode; sondern: daß es damals auf diesem Gebiete in einer Weise schöpferisch wurde, daß gerade von hier aus die folgenreichsten Einwirkungen auf das übrige Deutschland ausgingen. „Hier“, so urteilt der berufenste Kenner dieser Zeitperiode, „wird der Grund gelegt für den ostmitteldeutschen Charakter der neuhochdeutschen Schriftsprache, hier bildet sich zuerst eine formgewandte wissenschaftliche und literarische deutsche Prosa, hier entsteht die erste wirksame über ein Jahrhundert verbreitete deutsche Übersetzung des neuen Testaments, hier werden erfolgreiche Versuche einer prosaischen Verdeutschung der ganzen

Bibel gemacht, hier unternimmt man es zuerst, antike Autoren in deutscher Prosarede sprechen zu lassen".[19]

Das Hauptverdienst um diese wahrhaft epochalen Anregungen und literarischen Erzeugnisse gebührt Johann von Neumarkt, der mindestens vom Jahre 1347 an in der Kanzlei Karls IV. beschäftigt wurde, von 1354 bis 1374 an der Spitze dieses wichtigen und einflußreichen Amtes stand, überdies von 1353 bis 1364 Bischof von Leitomischl, dann von Olmütz war und 1380 gestorben ist. Er, der deutsche Kanzler am Prager Hof, wurde infolge seiner freundschaftlichen Beziehungen vornehmlich zu Petrarca, dem florentinischen Dichterfürsten, der erste und begeistertste Vermittler der neuen italienischen Geistesrichtung, des Humanismus, nach Böhmen hinüber. Und rascher als irgendwo anders auf deutschem Boden trug der für alle Kulturarbeit so empfängliche Boden der deutschböhmischen Städte „die bewundernswerte Frucht der sprachlichen und geistigen Einwirkung dreier großer Bahnbrecher der Renaissance, Dante, Petrarca, Rienzo", in dem „einzigartigen Beispiel deutscher Sprachkunst, dem Ackersmann aus Böhmen". [20]

Es behandelt den Streit zwischen einem Bauersmann und dem Tod, der ihm seine Frau, seines Herzens Trost und seiner Freuden Hort, ohne sichtbaren Grund entrissen hat. Es hat die Form eines Streitgespräches, „der Lieblingsform der damals neu entstehenden humanistischen Dichtungsweise" und zeigt „eine so eigenartige, innerlich bedeutende künstlerische Gestaltung", wie sie „in landessprachlicher Prosa überhaupt kaum irgendwo sonst der Humanismus hervorgebracht hat". Und dieses Werk ist um das Jahr 1400 auf deutschböhmischem Boden von einem Schriftsteller namens Johann, der Saaz als seine Heimat nannte, geschaffen worden.[21]

Es genügt der Hinweis auf diese Schrift allein, um die Behauptung aufzustellen, daß das deutsche Bürgertum bei uns auch auf literarischem Gebiet das höchste geleistet hat, was man von ihm erwarten konnte, aus eigener Schaffenskraft und Schaffensfreude, ohne fürstliche Unterstützung, ganz ebenso wie es auch auf dem Felde des Rechts und der Kunst, des

Gewerbes und des Handels sich im 13. und 14. Jahrhundert zu größten Leistungen emporgeschwungen hatte. Was hätte dieses deutsche Bürgertum noch zu leisten vermocht, zu welcher kulturellen Höhe wären Böhmen und Mähren gediehen, wenn dieser Entwicklung eine längere Dauer beschieden gewesen wäre. Dabei muß im Gegensatz zu alltäglichen Anschauungen und Darstellungen darauf mit Nachdruck hingewiesen werden, wie frei von Feindseligkeit oder Gehässigkeit gegen die slawische Nation diese geistige und kulturelle Arbeit des böhmischen Deutschtums verläuft. In den deutschen Städten Böhmens und Mährens des 13. und 14. Jahrhunderts waren nationale Gegensätze, die zu Kampf und Streit geführt hätten, vollkommen fremd. Sie wurden durch religiöse Wirren erst hineingetragen und allmählich groß gezogen. Wichtig ist dabei die Stellung, die die böhmischen Könige Karl IV. und Wenzel IV. den beiden Nationen gegenüber eingenommen haben.

In den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wurde zwischen tschechischen und deutschen Gelehrten eine heftige Polemik darüber geführt, ob Karl IV. der deutschen oder tschechischen Nationalität zuzurechnen sei. Beide Parteien konnten für ihre Auffassung aus den Quellen Belege anführen. Jene beriefen sich unter anderem darauf, daß der Prager Erzbischof in seiner Leichenrede auf den Kaiser die böhmische Sprache (linguam bohemicam) als dessen „Muttersprache (quae est naturalis)" bezeichnete, und daß Karl in einer Urkunde, durch die er in Prag ein Kloster mit teilweise slawischem Gottesdienst begründete, auch selber davon spricht, gegen jene besondere Gnade üben zu wollen, „die mit uns durch die süße und angenehme Gewöhnung der heimatlichen Sprache verknüpft sind". Die deutschen Forscher wiederum beriefen sich auf zeitgenössische Chronisten, von denen der eine ausdrücklich erklärt, daß Karl unter den sechs Sprachen, die ihm geläufig waren, „deutsche Sprache allerliebest hatte", der andere genau unterscheidet, daß Karl deutsch naturgemäß, eigentlich (proprie), böhmisch, wo es nötig war (debite), französisch, wenn es angemessen schien (congrue) und lateinisch wie ein Magister vollkommen (magistraliter et perfecte) sprach.[22] — Wir sehen, auf dieser

Grundlage ist die Frage nicht zu entscheiden und wohl auch müßig. Karl sah in den beiden Nationen seines Landes noch so wenig einen Antagonismus, daß er nicht die Empfindung hatte, seiner Würde als deutscher Kaiser etwas zu vergeben, wenn er dem tschechischen Volke in seinem Erbreiche sprachlich und kulturell im vollsten Maße entgegenkam. War er es doch selber, der in der „Goldenen Bulle", dem neuen Staatsgrundgesetz des deutschen Reiches vom Jahre 1356, ausdrücklich gebot, daß fortan die Söhne der vier weltlichen Kurfürsten, von Böhmen, vom Rhein, von Sachsen und Brandenburg, neben ihrer deutschen „Muttersprache" von ihrem siebenten bis vierzehnten Lebensjahr auch in der italienischen und slawischen (sclavia) Sprache unterrichtet werden sollen, weil auch Gebiete, in denen diese Sprachen gesprochen werden, zum deutschen Reich gehören. Und ebenso verdient Beachtung, daß er in der allerdings nicht zum Gesetz erhobenen böhmischen Landesordnung, bekannt unter dem Namen Majestas Carolina, festsetzen wollte, daß niemand in Böhmen ein Amt bekleiden könne, der nicht auch die böhmische Sprache, die man die slawische nennt (idioma seu linguam Boemicam generalem, quam scilicet sclavonicam dicimus), verstünde; allerdings mit Ausnahme jener, denen „die königliche Gnade in Anbetracht ihrer lobenswerten Sitten und Kenntnisse auch ohne solchen Nachweis ein Amt daselbst verleihe". — Karl IV. war, wie man richtig gesagt hat, „physisch ein Deutscher mit einer Beimischung slawischen Bluts . . ., geistig halb Franzose, halb Deutscher".[23] Der nationale Kampfgedanke lag nicht nur ihm fern, sondern auch dem Volke in Böhmen und Mähren, wenigstens in seiner Gesamtheit.

Auch unter der Regierung Wenzels haben sich diese Verhältnisse nicht wesentlich geändert. Deutsche Sprache blieb am Hofe hochgeachtet, was die Handschriften (darunter die berühmte deutsche Wenzelsbibel) beweisen. Aber sie war kein Hemmnis für die gleichzeitige Fortbildung des Tschechischen, wie die Tätigkeit eines Thomas von Stitny lehrt. Wenn man ihm wehren wollte tschechisch zu schreiben, so geschah dies nicht etwa mit Rücksicht auf die deutsche, sondern auf die lateinische Sprache, nicht aus nationalen, sondern aus kirchlichen Gründen.

Untersagte doch auch Karl IV. in Deutschland durch eine Urkunde vom 17. Juni 1369 in der Volkssprache, also deutsch geschriebene Predigten, Abhandlungen und andere Bücher, weil sie die Laien zu Irrtümern verführten. Erst durch den religiösen Zwiespalt empfangen die sozialen und nationalen Gegensätze eine Schärfe und Verbitterung, die ihnen früher vollkommen fremd gewesen sind.

Das 14. Jahrhundert ist gekennzeichnet durch einen maßlosen Aufstieg des Klerus in materieller, durch ein tiefes Sinken gleichzeitig in religiöser Hinsicht, vom Papsttum angefangen bis zu den Pfarreien hinab. „Die verderbliche Macht des Goldes machte sich in der furchtbarsten Weise geltend . . . Der Klerus — der hohe wie der niedrige — folgte, einzelne ehrenwerte Persönlichkeiten ausgenommen, dem Zuge der Zeit".[24] Die Simonie, d. h. die Erwerbung geistlicher Würden und Ämter durch Bestechung, die schon einmal im 11. Jahrhundert das kirchliche Leben unterwühlt hatte, wucherte wieder auf, am üppigsten am päpstlichen Hofe. „Die mit dem steigenden Wohlleben kühner hervortretende Sittenlosigkeit der Zeit" riß auch den Klerus mit sich. Der Verfall der Kirchenzucht war ganz allgemein, wie in Italien so in Frankreich und England, wie in Deutschland so in Böhmen. Wenn das Bild, das der Abt Ludolf von Sagan von dem wüsten Leben in diesem zu Böhmen gehörigen schlesischen Kloster in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts entwirft,[25] selbst nur im abgeschwächten Maße verallgemeinert werden darf, dann waren die Zustände in den übrigen böhmisch-mährischen Klöstern allerdings niederdrückend. Die Verordnungen der Prager Erzbischöfe jener Zeit, eines Ernst von Pardubitz (1343—64), Johann von Wlaschim (1364—79), Johann von Jenzenstein (1379—96) zeigen ebenso wie die erhaltenen Visitations- und Korrektionsbücher der Prager Erzbischöfe tatsächlich, daß alle Kirchenordnung in Auflösung begriffen war. Und wenn man als Grundgebrechen vielfach den großen weltlichen Besitz der Kirche und die Menge unbeschäftigter Geistlicher ansah, so lassen sich hiefür gerade auch aus Böhmen sprechende Beispiele anführen. Hussens Angabe, daß hier ein Viertel oder ein Drittel von

Grund und Boden der Geistlichkeit gehörte, mag vielleicht nur die leere Wiederholung einer Behauptung Wiclifs über die Verhältnisse in England sein.[26] Allein wir wissen bestimmt, daß der Prager Erzbischof nur in Böhmen achtzehn Herrschaften besaß, ohne die Ländereien und sonstigen Einkünfte in Mähren und anderwärts. Die Zahl der Geistlichen beim Prager Dom in Karls IV. Zeit wird mit 250—500, in Wischehrad mit 350 angegeben. König Wenzel gebraucht einmal in einer Urkunde den Ausdruck von der „unbändigen (effrenata) Menge von Geistlichen". „Wenn wir schwer arbeiten wollten, dann würden wir eher Bauern oder dergleichen und nicht Priester sein", sollen sie über sich selber gespottet haben. Und diese Zustände hatten sich nicht nur unter Kaiser Karl IV. ausgebildet, sondern waren von ihm gefördert worden, einerseits durch die Vermehrung der äußeren Macht des geistlichen Standes, andererseits durch die Übertreibung des religiösen Gefühls, „der leeren Pracht des kirchlichen Lebens". Auf ihn ging zurück die Gründung so vieler neuer Kirchen und Klöster, wie in Prag, so im ganzen Lande; er hatte die neuen Mönchsorden der Karthäuser, Karmeliter, Serviten, Cölestiner u. a. eingeführt; „keine Stadt der Welt, nicht einmal Rom, konnte sich einer so großen Menge heiliger Reliquien, welche der Kaiser mit allen Mitteln erwarb, rühmen". Die größten Meister mußten für diese Schätze die kostbarsten Schränke, Schreine und Reliquiare verfertigen. Aus der ganzen Welt strömten Gläubige und Neugierige nach Prag zum „Blutstropfen Christi", zu den „Windeln des Jesukindleins", zu der „Milch der heil. Jungfrau" u. s. f., wie umgekehrt die Böhmen in die fremden Pilgerstädte zogen, nach Aachen, Rom, Jerusalem und anderwärts. Dieser Frömmigkeit und Inbrunst halte man nun gegenüber die starke Verweltlichung und Sittenlosigkeit, um die gefährlichen Gegensätze zu erkennen, die oft an einem und demselben Orte auftauchten und am stärksten in der Residenzstadt Prag, „dem sittenlosen Babylon", sich kundtaten.

Kein Wunder, daß gerade dort frühzeitig, schon unter Karl IV., Prediger auftraten, die zur Umkehr mahnten.

Und wiederum gewahren wir auch auf diesem Felde zunächst ein einträchtiges gemeinsames Arbeiten von Deutschen und Slawen Hand in Hand zu gleichem Ziel und Zweck. Im Jahre 1358 erschien in Prag, sogar von Karl selber aus Österreich berufen, der deutsche Augustinermönch Konrad von Waldhausen, der von der Galluskirche und später von der Hauptkirche der Stadt, der Teynkirche aus, seine reformatorische Arbeit begann. „Soviele Menschen — so heißt es — besuchten seine deutschen Predigten, daß er aus der Kirche hinaus auf den freien Markt zu gehen und dort zu sprechen gezwungen war . . . . Wucherer ließen ihr Geschäft fahren, wenn sie die Macht seiner Rede traf; manchen Leichtsinnigen durchschauerte sein Wort so tief, daß ihn die innigste Reue ergriff". Und neben ihm wirkten dann tschechische Strafprediger und Sittenverbesserer, als der bekannteste Militsch von Kremsier, der seine Stellung als Domherr und in der königlichen Kanzlei aufgab, um mit fanatischem Eifer die Tätigkeit des deutschen Augustinermönchs im besonderen beim tschechischen Volk zu ergänzen. Er lernte sogar deutsch, um in beiden Sprachen predigen zu können. Er ging dem Übel ungescheut und kräftig an den Leib; stand nicht an, in großer Versammlung Kaiser Karl, der selber zugegen war, als Begünstiger des Papsttums, als freigebigen Förderer aller Kirchen und Klöster anzuklagen, ihn als den „großen Antichrist" zu bezeichnen, der „dem Ende der Dinge vorangehe", und mit dem Finger auf ihn zu weisen. So groß aber auch der Zulauf zu seinen Predigten war, so tief ihre Wirkung — er hat ein Dirnenhaus „Venedig" in eine fromme Stätte „Jerusalem" verwandelt —, die Geistlichkeit, die die Gefahr erkannte, die von diesem das Volk aufwühlenden Redner ausging, war stärker. Er wurde auf verschiedene Anklagen hin, die gegen ihn erhoben wurden, vor die päpstliche Kurie in Avignon geladen, um sich zu verantworten; dort ist er 1374, also noch zu Lebzeiten Karls, gestorben. Andere folgten ihm, ohne, ebensowenig wie er, das Unkraut ausjäten zu können. Aber nicht aus diesen örtlichen Übeln erfolgte der Zusammenbruch; sie untergruben nur die Widerstandskraft des Staates. Ein fern abliegendes Wirrnis,

das päpstliche Schisma, das auch in unsere Verhältnisse eingriff, führte zur Katastrophe.

„Alle Übel, welche sich in das kirchliche Leben eingeschlichen hatten, wurden durch diese Spaltung ins Unendliche vermehrt". Sie war es in letzter Linie, die auch die Prager Universität zerriß, dann die Geistlichkeit, in weiterer Folge das ganze böhmische Volk, Stadt und Land, Deutsche und Tschechen.

Von den beiden ersten Gegenpäpsten Urban VI. und Klemens VII., die 1376 gewählt worden waren, starb jener in Rom 1389; doch schlossen sich die römischen Kardinäle auch jetzt nicht Klemens in Avignon an, wie er gehofft hatte. Sie erhoben vielmehr sofort einen neuen römischen Papst in Bonifaz IX. (1389—1404) und nach diesem noch Innozenz VII. (1404—06) und Gregor XII. (1406—15), ebenso wie die in Avignon nach Klemens' Tod im Jahre 1394 Benedikt XIII. (Petrus de Luna), der den römischen nicht nur durch seine große Gelehrsamkeit, sondern auch durch musterhaften Lebenswandel in den Schatten stellte. Die Welt aber besaß andauernd zwei Päpste, seit dem Pisaer Konzil vom Jahre 1409 sogar drei, und sowohl die geistlichen als die weltlichen Gewalten mußten zu ihnen Stellung nehmen.

Wir wissen, daß Wenzel anfangs, so lange er noch deutscher König war, also bis 1400, sich zur Obödienz (Gehorsam), wie man es nannte, des römischen Papstes bekannte. Später aber, als sein Gegenkönig Ruprecht von der Pfalz sich für Bonifaz IX. in Rom aussprach und von diesem auch anerkannt wurde, trat Wenzel zwar nicht auf die Seite Avignons, allein er erklärte sich neutral. Natürlich verlangte er auch in Böhmen, vor allem von der Geistlichkeit und der Universität, Anerkennung dieses seines neuen Standpunktes. Der Erzbischof — es war seit 1403 Sbinko von Hasenburg — widersetzte sich als offener Anhänger des avignonensischen Papsttums entschieden dieser Mahnung, mit ihm der größte Teil des Klerus. Schwieriger war die Entscheidung bei der Universität. Die damaligen Universitäten hatten die Einrichtung, daß Schüler und Lehrer aus den verschiedenen Ländern, die an einer solchen Schule zusammenkamen, sich nach „Nationen" schieden. Wie

in Paris hatte man auch in Prag vier Nationen. In Paris waren es die normannische, französische, pikardische und englische, zu der auch Dänen, Polen, Ungarn, Böhmen und Deutsche gehörten. In Prag hießen die vier Nationen: Böhmen, zu denen nur die Deutschen und Slawen aus allen Ländern der böhmischen Krone zählten[27], dann Bayern für ganz Westdeutschland, Sachsen für Norddeutschland und Polen für alle übrigen nichtdeutschen Nationalitäten. Die „Nationen" entschieden nach Mehrheit in allen sie berührenden gemeinsamen Angelegenheiten. König Wenzels Forderung, daß sich die ganze Universität in der päpstlichen Obödienzfrage neutral erkläre, fand nur bei der böhmischen Nation Zustimmung, nicht aber bei den drei anderen, Bayern, Sachsen, Polen. Ein dem königlichen Wunsch entgegenstehender Beschluß mußte für jeden Fall verhindert werden. Nach langwierigen Verhandlungen, die zu keiner Einigung führten, erließ Wenzel am 19. Januar 1409 ein Dekret, welches verfügte, daß fortan in allen Universitätsfragen die böhmische Nation drei, die anderen drei Nationen zusammen aber nur eine Stimme haben sollten. Man begründete diese Maßregel damit, daß die „deutsche Nation (natio Teutonica)", worunter man alle Nationen, Bayern, Sachsen, Polen[28] zusammenfaßte, kein Heimatsrecht im Königreich Böhmen besitze (iure incolatus . . . prorsus expers), während die „böhmische Nation (natio Bohemica)" der wahre Erbe dieses Königreiches sei (eiusdem regni iusta heres). Alle Bemühungen, den König zur Rücknahme dieser eigenmächtigen Änderung eines so wichtigen Statuts der Universitätsverfassung zu bestimmen, blieben erfolglos. Daraufhin entschlossen sich im Sommer 1409 Schüler und Lehrer der drei unterlegenen Nationen Prag für immer zu verlassen. Daß die Deutschen aus den Erbländern, die zur böhmischen Nation gerechnet wurden, sich den drei Nationen angeschlossen hätten, wird nirgends gesagt und ist auch durchaus unwahrscheinlich. Aber in welche Stellung gerieten sie nun gegenüber den Tschechen. Noch im Jahre 1384 hieß es in einer Appellation der „böhmischen Nation" an den Papst, daß die drei Nationen nicht nur zwei- sondern zehnfach die böhmische

Nation übertreffen. Jetzt besaßen oder gewannen wohl in der einen zurückgebliebenen Nation die Tschechen die Mehrheit. Über die Menge der abziehenden Studenten waren schon damals und sind bis heute ganz unwahrscheinliche Ziffern verbreitet; man sprach und spricht von 20, ja auch 26.000. Die ernstesten Forscher auf diesem Gebiete sind der Meinung, daß es sich im höchsten Fall um „ein paar Tausend" gehandelt habe.[29] Sie zerstreuten sich nach mehreren deutschen Städten, in denen mittlerweile Universitäten gegründet worden waren, Wien, Heidelberg, Erfurt, Krakau; die Universität Leipzig verdankte diesem Ereignis ihre Entstehung.

In diesem Universitätsstreit, den das päpstliche Schisma hervorgerufen hatte, gewinnt ein Lehrer eine ausschlaggebende Bedeutung, der schließlich der ganzen Bewegung, die sich daraus entwickelte, den Namen gegeben hat, Johannes Huß.[30] Von der Kindheit und Jugend dieser neben Wallenstein größten weltgeschichtlichen Gestalt, die auf böhmischer Erde entstanden ist, weiß man äußerst wenig. Sein Geburtsjahr zwischen 1365—1370 läßt sich nur annähernd daraus bestimmen, daß er sich im Jahre 1414 als noch nicht fünfzigjährig bezeichnet. Der Name Huß ist nur eine Abkürzung von Hussinetz, einem zur Herrschaft Wimberg gehörigen Orte im Prachatitzer Kreis, aus dem sein Vater stammte. Seine Eintragung in die Universitätsmatrik lautet nämlich: Johann, der Sohn Michaels von Hussinetz. Daß er in Prag studierte, dort im Jahre 1385 das Bakkalaureat, die niederste akademische Würde, erlangte und 1396 Magister, d. h. Universitätslehrer, wurde, ist sicher. Die Priesterweihe erhielt er 1400, im folgenden Jahr war er Dekan, 1402 Rektor der Universität, und zugleich bekleidete er die Stelle eines Predigers an der Bethlehemkirche, in der er an Sonn- und Feiertagen tschechisch zu predigen hatte. Seine innere Entwicklung, sein Studiengang im einzelnen entzieht sich unserer Kenntnis. In seinen zahlreichen Schriften spricht er wenig von sich, bemerkt nur gelegentlich, daß auch er anläßlich des Jubiläumsablasses im Jahre 1393, wie Tausende und aber Tausende, seine letzten Groschen geopfert habe, bedauert ein andermal, als Student an den Eitelkeiten

der Welt, schönen Kleidern und Modetorheiten Gefallen gehabt zu haben. Von ausschlaggebender Bedeutung für sein ganzes weiteres Leben war, und damit beginnt eigentlich erst seine Geschichte, daß er 1398 als Lehrer der artistischen (philosophischen) Fakultät die Schriften Wiclifs, des berühmten englischen Theologen und Reformators, kennen lernte und von ihnen mächtig ergriffen wurde.

Johann von Wiclif aus angelsächsischem Adel wurde zwischen 1320 und 1330 geboren, also etwa ein Menschenalter vor Huß. Als er in Oxford studierte, wirkten dort hervorragende Gelehrte, die durch ihre Stellungnahme für und wider das Papsttum in scharfem Gegensatz zu einander standen: Nominalisten und Realisten. In diese Bewegung griff Wiclif ein und trat in einigen Schriften entschieden gegen jede weltliche Herrschaft der Kirche auf. Er sprach den Satz aus: „Die Kirche muß arm sein, wie in den Tagen der Apostel, der große Besitz bringt ihr kein Heil" oder: „Am besten wäre es, wenn der Staat die Fürsorge für die Geistlichkeit übernähme". Päpstliche Drohungen beantwortete Wiclif mit noch heftigeren Angriffen, indem er auf politisches und soziales Gebiet übergreifend erklärte, daß durch die Kurie und die Kirche England ausgesogen, seine Volkswirtschaft zerstört, seine Landesverteidigung geschwächt werde. Und als dann das päpstliche Schisma ausbrach, zog er die letzten Folgerungen aus seinen Lehren, stürzte sich mit dem Aufgebot seiner ganzen Kraft in den Kampf. „Geistlichkeit ist nicht die Kirche; der Papst ist nicht das Haupt der Kirche", lehrte und predigte er allerorten, verbreitete er in gelehrten Schriften, in volkstümlichen Flug- und Streitblättern ohne Unterlaß. Die Wirkung auf das Volk war einige Jahre außerordentlich, insbesondere als er diesem eine zum großen Teil von ihm selber hergestellte erste englische Bibelübersetzung darbot, während bis nun die Bibel nur auf lateinische oder französische Texte angewiesen war. Seine Anhänger bezeichnete man als Lollarden, vielleicht soviel als „Unkrautsäer".

Und das Ende der wiclifischen Bewegung? Im Jahre 1381 brach in England aus mannigfachen tiefer liegenden politischen

und wirtschaftlichen Ursachen ein furchtbarer Bauernaufstand, man könnte auch sagen Arbeiteraufstand aus. Wiclif mißbilligte ihn. Aber Geistlichkeit, Adel und die besitzende Bürgerklasse machte Wiclif wegen seiner Lehren von der Säkularisierung (Verweltlichung) des Kirchengutes und Untergrabung der priesterlichen Autorität verantwortlich für das über das ganze Land hereingebrochene Unglück. Der Erzbischof von Canterbury ergriff die Gelegenheit, um von dieser sozialen Plattform aus den Kampf gegen Wiclif mit Erfolg aufzunehmen. Seine Stellung war aber immerhin noch so stark, daß man nicht wagte, ihm persönlich ein Leid anzutun; der Höhepunkt seiner Tätigkeit war jedoch überschritten. Die Bauernunruhen hatten seine Reformbestrebungen zunichte gemacht. Am 28. Dezember 1384 ereilte den durch Überarbeitung und Enttäuschungen geschwächten Mann der Tod. — Eine Zeit lang, während der weiteren Regierung des schwachen Königs Richard II. (1377—1399), der manche Ähnlichkeit mit dem böhmischen König Wenzel IV. zeigt, indem er wie dieser der Bewegung freien Lauf ließ, ohne sie in die richtigen Bahnen zu lenken, hielt sich noch das Lollardentum. Unter seinen beiden Nachfolgern Heinrich IV. (1399—1413) und Heinrich V. (1413—1422) wurde es dann umso grausamer in einem furchtbaren Vernichtungskampfe ausgerottet, der letzte Lollardenführer John Oldcastle Lord Cobham 1417 verbrannt.

Inzwischen aber hatte der Wiclifismus weit ab vom englischen Boden, der sich für ihn nicht genug aufnahmsfähig erwies, in böhmischer Erde Wurzel gefaßt und sich hier mit unheimlicher Raschheit und Üppigkeit entfaltet.

Des englischen Königs Richard II. Gemahlin war Anna, eine Tochter Karls IV., eine Schwester Wenzels. Die Ehe, vom römischen Papste Urban VI. gefördert und 1382 geschlossen, verfolgte ein politisches Ziel: Böhmen von seiner unter den Luxemburgern geschaffenen politischen Abhängigkeit von Frankreich loszureißen und England zu nähern. Das gelang zwar nicht, aber immerhin herrschten infolge dieser Familienverbindung — Anna starb 1397 — rege Beziehungen zwischen beiden Ländern, insbesondere auch zwischen den beiden Univer-

sitäten von Oxford und Prag. Englische Luft strömte herüber und war erfüllt von den reformatorischen papst- und kirchenfeindlichen Ideen des Wiclifismus; die Schriften Wiclifs fanden Eingang an der Prager Universität bei Lehrern und Schülern. Auf diese Weise lernte sie auch Huß kennen und wie schon seine Zeitgenossen erklärten, haben sie ihm „die Augen geöffnet", so daß er sie „las und wieder las", mit eigener Hand abschrieb und sie mit Randbemerkungen versah, die seine Bewunderung für den Verfasser deutlich kundtun: „O Wiclif, o Wiclif, nicht nur einem wirst du den Kopf wankend machen"; „Teurer Wiclif, gebe dir Gott das himmlische Königreich".

Die päpstliche Kurie und der erzbischöfliche Hof in Prag verfolgten dieses unerwartete und fast unnatürliche Übergreifen des in seiner Heimat in sich selbst fast erloschenen wiclifischen Brandes auf Böhmen nicht ohne Besorgnis. Schon 1403 wurde an der Prager Universität die Disputation über Sätze Wiclifs untersagt, das Verbot 1408 erneuert. Das blieb ohne Wirkung. Wiclifs Schriften verbreiteten sich nur umso mehr und Huß wurde einer ihrer eifrigsten Verkündiger.

Mitten in diese Bewegung fiel nun die durch den Schismastreit hervorgerufene Neutralitätsforderung König Wenzels an die Universität. Leider versagte sich das fremde Deutschtum an der Prager Universität bei der Durchführung dieses Gedankens, der immerhin einen ersten Schritt auf dem Wege zur Reform der Kirche bedeuten konnte, indem dadurch bezweckt wurde, durch Verweigerung der Anerkennung beider Päpste auf ihre Abdankung und die Neuwahl durch ein Konzil hinzuarbeiten. Huß galt als ein Hauptvertreter der Konzilsidee, begrüßte daher, wenn er ihn nicht beeinflußt hat, Wenzels Entschluß, die Prager Universität durch Umbildung des Stimmenverhältnisses für die Neutralitätserklärung zu gewinnen. Er hat auch den König von der Kanzel herab wegen seiner Liebe zum Volke laut gepriesen.

Aber das Aufsehen erregende Ereignis des „Exodus" der drei Nationen hatte neben der schweren Schädigung der Universität selbst die Folge, daß die Kurie nunmehr mit größerer

Entschiedenheit gegen die wiclifische Richtung in Böhmen einschritt. Durch eine Bulle des Papstes Alexander V. aus Avignon vom 20. Dezember 1409 erhielt der Erzbischof Sbinko, „mehr Kriegsmann als Priester", das Recht mit allen Mitteln dagegen vorzugehen. Er verlangte zuerst die Auslieferung aller wiclifischen Schriften. Trotzdem Huß, der der erste Rektor der neugestalteten Universität wurde, sich widersetzte, an Papst und König Berufung einlegte, fand die Verbrennung von etwa 200 Handschriften am 16. Juli 1410 in feierlicher Weise statt; ein kleiner Bruchteil der wirklich in Prag und Böhmen vorhandenen Schriften des englischen Reformators; ein Verlust, der durch neue Abschriften leicht ersetzt wurde. Huß, wie mancher seiner Anhänger, hatte nichts von seinen Schätzen abgeliefert und wurde dafür zwei Tage später, am 18. Juli, in den kirchlichen Bann getan. Die Aufregung, die sich des Volkes schon durch das Autodafé bemächtigt hatte, stieg. Daß Huß trotzdem weiter öffentlich predigen konnte, beweist die Ohnmacht des Erzbischofs, die noch deutlicher zutage trat, als die Regierung Wenzels unter Zustimmung des neuen Papstes in Pisa Johanns XXIII. (seit dem 17. Mai 1410), zwar die Verbrennung der Schriften Wiclifs guthieß, aber den Erzbischof zum Schadenersatz an die Besitzer verpflichtete. Dagegen verlangte die römische Kurie, also Papst Gregor XII. (seit Dezember 1406), daß Huß persönlich vor ihm erscheine, um sich zu rechtfertigen. Huß aber konnte es wagen, gestützt auf die Stimmung im Volke, beim Adel, in der Universität und beim Hofe, wo er sich der besonderen Gunst der Königin Sofie, einer bayrischen Prinzessin, erfreute, der Vorladung keine Folge zu leisten. Der neuerliche Bann, den er hiedurch über sich am 15. März 1411 heraufbeschwor, erwies sich als kraftlos, Predigt und Gottesdienst gingen weiter. Erst als Huß im folgenden Jahre aus ganz bestimmtem Anlaß auch gegen das päpstliche Ablaßwesen, das wie wenige andere kirchliche Einrichtungen zutiefst im Volke wurzelte, auftrat, schien es, als ob die Lage sich von Grund aus ändern sollte. Soweit, daß der Papst nicht mehr das Recht der Sündenvergebung und Ablaßverleihung haben sollte, wie Huß ganz im Sinne Wiclifs lehrte, wollten

viele seiner bisherigen Anhänger nicht gehen. Die Universität spaltete sich für und gegen den Ablaß, auch König Wenzel und seine Regierung — politische Gründe, der Plan der Kaiserkrönung Wenzels in Rom, spielten mit hinein — rückten von Huß ab. Leute aus dem Volke, die öffentlich den Ablaß einen Betrug genannt hatten, wurden enthauptet oder in den Kerker geworfen und gefoltert. Über Huß wurde im Juli 1412 der große Kirchenbann verhängt und in seiner düster-schauerlichen Form in allen Kirchen verkündet. Das blieb diesmal nicht ohne Wirkung. Wegen Anwesenheit des Gebannten hörte in Prag aller Kirchen- und Gottesdienst auf, keine Taufe, kein feierliches Begräbnis fand mehr statt, Handel und Verkehr stockte — und Huß klagte: das Volk zeigt nicht so viel Mut, auch ohne des Papstes Gottesdienst zu bleiben, die Toten wo immer zu begraben, die Kindlein selbst zu taufen. Es blieb ihm nichts übrig, als Prag im Oktober 1412 zu verlassen, der König, das Volk in seiner Mehrheit hielt ihn nicht zurück. Es mochte scheinen, als ob Huß den Höhepunkt seines Einflusses überschritten habe, wie Wiclif bei Ausbruch des Bauernkrieges. Eine umsichtige, zielbewußte Regierung hätte den Augenblick nützen können, die ganze Bewegung einzudämmen und dem Lande allmählich wieder Ruhe und Frieden zu sichern. Aber Wenzel hatte ja nie die Kraft besessen, ein Ziel klar und bestimmt zu verfolgen, stets schwankte er zwischen entgegengesetzten Richtungen und Stimmungen. Huß kehrte zwar in den nächsten Jahren nur zeitweilig nach Prag zurück, lebte zuerst in Kozi Hradek bei Austi, später auf der Burg Krakowetz bei Rakonitz, blieb aber in steten Beziehungen mit seinen Anhängern in der Hauptstadt, die dort ihre Stellung behaupteten und verstärkten, die hussitische Lehre verbreitete sich auf dem Lande durch Hussens eifrige Tätigkeit immer weiter. „Ich predige in Flecken und Burgen, auf den Gassen der Städtlein und Dörfer, in Feld und Wald, zwischen Hecken und unter Linden", schreibt er selber. War aber der König nicht mehr fähig, der Bewegung, die die Kirche für ketzerisch erklärte und nicht dulden wollte, Herr zu werden, dann mußten andere Mächte den Kampf auf sich nehmen.

Seit dem 1. November 1414 tagte in Konstanz eine Kirchenversammlung, ein Konzil. Seine vornehmste Aufgabe war die Beseitigung des päpstlichen Schismas, die, wenn auch erst nach langen Verhandlungen, vollkommen gelöst wurde. Die Päpste wurden abgesetzt oder leisteten Verzicht. Dann wählte man am 21. November 1417 als alleiniges neues Oberhaupt der Kirche mit dem Sitze in Rom Papst Martin V. Vorher aber, noch in der papstlosen Zeit, wurde die Frage der Wiclifie in Böhmen zur Entscheidung gebracht. Früher einmal hatte König Wenzel den Standpunkt vertreten, daß die Sache des Magisters Huß in Böhmen entschieden werden müsse, daß Landesangelegenheiten nicht vor ein auswärtiges geistliches Gericht gebracht werden dürften. Jetzt ließ er Huß ziehen, als sein Bruder, der deutsche König Sigmund, der Erbe Böhmens, wie es scheint, zuerst die Anregung hiezu gab. Huß selber war, wie leicht zu verstehen, von zwiespältigen Gefühlen erfüllt, als er sich entschloß, vor das Konzil zu treten, weil ihm ja kein anderer Ausweg übrig blieb. Zeitweilig war er siegesgewiß und sprach davon, daß er auf dem Konzil seinen Glauben darlegen werde, damit seine Gegner den wahren Glauben hörten. Daß aber die Verhandlungen, wenn er sich nicht vom Banne, der auf ihm lastete, befreie und widerrufe, auch zu seinem Tode führen konnten, wußte er genau. Der Geleitsbrief, den er vom König Sigmund forderte und der ihm auch für die Hin- und Rückreise gewährt wurde, hatte mehr den Sinn, daß er „in Frieden kommen könne" und nicht wie ein bereits verurteilter Ketzer der Synode ausgeliefert werde. Ein Schutzbrief gegen die Verurteilung konnte er nicht sein.

Am 11. Oktober 1414, also fast drei Wochen vor Eröffnung des Konzils trat Huß die Reise an. Wie wenig selbst damals noch nationale Gefühle eine Rolle spielten, beweist die von Huß selber bezeugte freundliche Aufnahme, die ihm überall auf deutschem Boden, in Böhmen, in Bayern, zuletzt in Konstanz, zuteil wurde. „Ich bin bisher", schreibt er am 20. Oktober aus Nürnberg, „auf keinen Feind gestoßen. . . . Ich gestehe also, daß nirgend die Feindschaft gegen mich größer ist, als bei meinen böhmischen Landsleuten." Sie waren ja auch, wie der

Pfarrer Michael de Causis und Stephan Paletsch, seine Hauptankläger auf dem Konzil. Huß hat in allen größeren Städten, durch die er kam, den Zweck seiner Reise in lateinischen und deutschen Ankündigungen öffentlich kundgegeben. Nirgend ist eine Gehässigkeit, nicht einmal Voreingenommenheit gegen Huß wahrzunehmen. Am 3. November langte er in Konstanz ein, schon am 28. wurde er unter Verletzung seines Geleitsbriefes gefangen gesetzt und soll hart und unwürdig behandelt worden sein. Erst im Juni 1415, am 5., 7. und 8., kam es zu einem öffentlichen Verhör vor den Konzilsvätern, am mittleren Tage in Gegenwart Sigmunds. Man forderte von Huß das Bekenntnis, geirrt zu haben, Abschwörung der Irrtümer, öffentlichen Widerruf und das Versprechen, die Gegenlehre anzunehmen. Als er erklärte, Sätze, die er nie behauptet habe, nicht abschwören zu können, das verbiete ihm sein Gewissen, — erfolgte am 6. Juli seine Verurteilung und noch am selben Tage seine Verbrennung vor dem Tore der Stadt.

Gleichzeitig mit Huß wurde sein begeisterter Verehrer, Hieronymus von Prag, der für die Ausbreitung des Wiclifismus in Ungarn, Kroatien, Österreich, Polen und anderwärts gewirkt hatte, seit dem Ablaßstreit aber zumeist in Prag an Hussens Seite stand, angeklagt. Er war am 4. April 1415 freiwillig in Konstanz eingetroffen, die Gefahr erkennend aber sogleich geflohen, wurde jedoch gefangen genommen, zurückgebracht und ihm der Prozeß gemacht. Er widerrief sogar ganz nach Wunsch des Konzils. Als man dann von ihm noch weiter forderte, seinen Widerruf selber in Böhmen kundzutun und dadurch zur Beruhigung des Volkes beizutragen, lehnte er ab. Am 30. Mai 1416 starb er wie Huß auf dem brennenden Holzstoß.

Die Abreise Hussens aus Böhmen war im Lande mit Ruhe hingenommen worden. Seine Behandlung in Konstanz hatte schon peinliches Aufsehen und Unwillen erregt, wie die Zuschrift von 250 Mitgliedern des hohen und niederen Adels vom 12. Mai 1415 an das Konzil beweist. Die Verbrennung aber versetzte das Land in eine furchtbare Aufregung. Ein Teil des Adels schickte am 2. September eine mit 452 Siegeln versehene Urkunde nach Konstanz, in der ausdrücklich erklärt

wurde, daß die Verurteilung Hussens „zur dauernden Schmach und zum Brandmal für Böhmen und Mähren" geschehen sei.[31] Sie bedeutete zugleich eine Anklage gegen König Sigmund.

Der Name Hussiten begann sich an Stelle des früher gebrauchten Wiclifiten in Böhmen und Mähren einzubürgern. Daneben gewann noch eine andere Bezeichnung Anklang. Während Hussens Aufenthalt in Konstanz war einer seiner Schüler, Jakobellus von Mies, mit der Forderung aufgetreten, gemäß den Geboten der heil. Schrift das Abendmahl, wie es schon früher in der katholischen Kirche üblich gewesen aber wieder abgekommen war, künftighin unter beiderlei Gestalt (sub utraque specie) des Leibes und Blutes Christi zu erteilen. Und da Huß seine Zustimmung dazu gegeben hatte, was viel zu seiner Verurteilung beitrug, fand man darin ein willkommenes sinnenfälliges Merkmal der Abweichung vom katholischen Ritus, ein Symbol des Hussitentums, und nannte sich Utraquisten, oder nach dem Kelch, dessen man sich bei der Spende des Weines bediente, Kalixtiner.

Diesen Hussiten, Utraquisten oder Kalixtinern stellte sich nun alles entgegen was katholisch war und bleiben wollte, im Adel, in der Ritterschaft, in den Städten. Es konnte nicht ausbleiben, daß es zwischen beiden Parteien bald hier bald dort zu Zusammenstößen kam, besonders da das Konzil mit strengen Maßregeln gegen die Abtrünnigen, Bann, Interdikt und anderen geistlichen Strafen, nicht säumte. Die Verbrennung hussitischer Jünglinge in Olmütz, die in dieser deutschen und katholischen Stadt die neue Lehre zu verbreiten suchten, die Ernennung des Bischofs Johann von Leitomischl, den man neben König Sigmund am meisten für die Verurteilung des Huß und Hieronymus verantwortlich machte, zum Bischof von Olmütz, dessen und vieler anderer katholischer Geistlicher Eifer für eine rasche und gründliche Ausrottung der Häresie, — all das verschärfte die Gegensätze von Jahr zu Jahr und machte den Bruch binnen kurzem unheilbar.

Angesichts des überaus starken, immer weitere Kreise erfassenden Zunehmens des Hussitentums im Lande glaubte nun auch König Wenzel, der anfangs nach Hussens Verurteilung

dessen Anhänger begünstigt hatte, der Bewegung Einhalt gebieten zu müssen, besonders als sein Bruder Sigmund und der Papst ihn dazu mahnten. Hussitisch gesinnte Beamte wurden entlassen, hussitische Priester mußten streng katholischen weichen. Im Jahre 1413 hatte der König selber den bis dahin stets deutschen, also katholischen, achtzehngliedrigen Rat der Prager Altstadt zur Hälfte durch hussitische Tschechen ersetzt. Jetzt, 1419, erneuerte er den Neustädter Rat und erwählte lauter Katholiken. Als diese am 30. Juli d. J. eine vorüberziehende hussitische Prozession störten oder sogar verhöhnten, brach der Sturm aus. Die Angegriffenen stürmten in furchtbarer Wut das Neustädter Rathaus, warfen sieben katholische Ratsherren, die sich nicht mehr hatten flüchten können, zum Fenster hinaus auf die Spieße und Lanzen der bewaffneten Menge. Das war das Zeichen zum allgemeinen Aufruhr, der sich nun Tag für Tag fortsetzte. Der König geriet ob der Nachrichten, die ihm aus der Hauptstadt in sein Schloß Wenzelstein überbracht wurden, in furchtbare Aufregung. Am 16. August 1419 erlitt er einen Schlaganfall und starb „vor Schmerzen brüllend wie ein Löwe" noch am selben Abend im Alter von 69 Jahren.

Bevor sein Erbe und Nachfolger, der deutsche König Sigmund die Regierung antreten konnte, brachen hier die Hussitenkriege aus, die alle Verhältnisse in Böhmen und Mähren vollständig umwandelten, die beiden Länder auf eine ganz neue Grundlage stellten.

Anmerkungen.

Erster Abschnitt.

1. (S. 1). Als allgemeine Literatur für diese Fragen verweise ich auf: E. Bernheim, Lehrbuch der histor. Methode u. der Geschichtsphilosophie. 6. Aufl. 1908; E. Bernheim, Einleitung in die Geschichtswissenschaft (Slg. Göschen). 1905; A. Meister, Grundzüge der histor. Methode (Grundriß der Geschichtswissenschaft. Zur Einführung in das Studium der deutschen Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit, Hrg. von A. Meister, Bd 1, Abt. 6). 2. Aufl. 1913; G. Wolf, Einführung in das Studium der neueren Geschichte. 1910.
2. (S. 4). Eine Übersicht der Urkunden, die sich auf Böhmen und Mähren beziehen, gibt das Werk von K. J. Erben u. J. Emler, Regesta diplomatica necnon epistolaria Bohemiae et Moraviae (für die Zeit von 600—1346), 4 Bde., Prag, 1855—1892; vollen Abdruck der auf Mähren bezüglichen Urkunden: Codex dipl. et epist. Moraviae (396—1411), 15 Bde., Olmütz-Brünn, 1836—1903; für Böhmen und Mähren: G. Friedrich, Codex dipl. et epist. regni Bohemiae (807—1230), 2 Bde., Prag, 1904—12.
3. (S. 5. Die wichtigsten fremden Chroniken für die Geschichte Böhmens und Mährens in dieser Zeit sind: Die Chronik des Regino von Prüm († 915); die Jahrbücher von Fulda aus dem 9. Jahrh.; die sächsische Geschichte Widukinds v. Korvei (967); die Lebensgeschichten der Heiligen Wenzel u. Adalbert vom Ende des 10. Jahrh.'s; die sächsische Geschichte Thietmars v. Merseburg (975—1018); vgl. dazu W. Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter, Bd. 1 (7. Aufl., 1904), Bd. 2 (6. Aufl., 1894); A. Potthast, Bibliotheca historica medii aevi. Wegweiser durch die Geschichtswerke des europ. Mittelalters, 2 Bde., 2. Aufl., 1895—96; O. Lorenz, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter seit der Mitte des 13. Jahrhdrts., 2 Bde., 3. Aufl., 1886—87.
4. (S. 5). Über die Streitfrage, ob es einen älteren böhmischen Chronisten, namens Christian, gibt, vgl. B. Bretholz, Zur Lösung der Christianfrage, in: Zeitschr. d. deutschen Vereines f. d. Gesch. Mährens u. Schlesiens, X (1906), 1 ff.
5. (S. 5). Über die böhmischen Chroniken vgl. F. Palacky, Würdigung der alten böhm. Geschichtschreiber, Prag 1830, und die in Anm. 3 genannten Werke. — Veröffentlicht sind die mittelalterlichen Chroniken in dem großen Werke: Monumenta Germaniae historica. Scriptores; dann in den Fontes rerum Bohemicarum,

6 Bde., Prag, 1873—1907, soweit sie sich auf Böhmen beziehen. Viele in deutscher Übersetzung in: Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit, 2. Gesamtausgabe.

6. (S. 6). Vgl. die allgemeinen Werke: J. Jireček, Rukovět k dějinám literatury české do konce 18. věku (Handbuch z. Gesch. der böhm. Literatur bis z. Ende des 18. Jahrh.'s), Prag, 1875; J. Jakubec, Gesch. der čech. Literatur, 1907, und die größeren tschechischen Literaturgeschichten von J. Vlček, J. Jakubec, V. Flajšhans; ferner R. Wolkan, Gesch. der deutschen Literatur in Böhmen bis z. Ausgang des 16. Jahrh.'s, 1894, und Böhmens Anteil an der deutschen Literatur des 16. Jahrh.'s, 2 Bde., 1890—91; Chr. d'Elvert, Histor. Literatur-Geschichte von Mähren u. Österr.-Schlesien, Brünn 1850.
7. (S. 9). Vgl. B. Bretholz, Neuere Geschichte Böhmens, I (1920), 267 ff.; für Hajek daselbst S. 271.
8. (S. 10). Vgl. J. Hanuš, Počátky kritického dějezpytu v Čechách (Die Anfänge krit. Geschichtsforschung i. Böhmen), in: Český čas. hist. XV (1909), 35 ff. und Listy filolog. XXXVI (1909), S. 141; Dobners Selbstbiographie in: Český čas. hist. XXIII (1917), 129 ff.
9. (S. 10). Wenc. Hagek a Liboczan Annales Bohemorum e bohemica editione redditi ... a L. Gelasio (Dobner), 6 Bde., Prag 1761—82.
10. (S. 10). Diese und andere Literatur ist verzeichnet bei Č. Zíbrt, Bibliografie české historie (die Bibliographie der böhm. Geschichte), II, 791—95; das umständliche Werk, vorläufig 5 Bde. (1900—12, Prag), behandelt die Zeit bis z. J. 1679.
11. (S. 11). Die tschechische, stark erweiterte und veränderte Ausgabe u. d. T. Dějiny národu česk. v Čechách a na Moravě (Gesch. des tschech. Volkes i. Böhmen u. Mähren) begann 1848 zu erscheinen und wurde gleichfalls 1867 abgeschlossen. Von der deutschen Ausgabe erschien ein 2. Abdruck seit 1844, ein 3. seit 1864; von der tschechischen mehrere Aufl.; vgl. Zíbrt a. a. O.
12. (S. 11). Vgl. V. Novotný, České dějiny (s. unten Anm. 20) I, 9 mit der dort genannten Literatur; auch J. Hanuš S. 453.
13. (S. 12). Vgl. J. Gebauer, Unechtheit der Königinhofer u. Grüneberger Handschrift, in: Archiv f. slaw. Philologie, X (1887), 496 ff. J. Truhlář, Zur Beleuchtung des Handschriftenstreites in Böhmen, in: Mitteil. d. Inst. f. österreich. Geschichtsforschung, IX (1888), 369 ff. — Den vollsten Überblick über die Streitfrage bietet: J. Hanuš, Padesátiletá diskusse o rukopisech (Die 50jähr. Diskussion über die Handschriften), in Listy filolog. XXXIII (1906), 109 ff.; dazu J. J. Hanuš, Die gefälschten böhm. Gedichte aus den J. 1816—49, Prag, 1868; J. J. Hanuš in: Památník na oslavu padesátiletého panovnického jubilea .. Františka Josefa I. (Denkschrift z. 50jähr. Regierungsjub. K. Franz Josefs I.), herausgeg. v. d. tschech. K.-Franz-Josefs-

Akad., Prag 1898, III, 16—38; J. Kniesche k, Der Streit um die K. Handschrift, in: Slg. gemeinnütz. Vorträge, Prag, 1888; P. Kisch, Der Kampf um die K. Handschrift, ebenda Nr. 472—4 (Apr.—Juni 1918), 25. Kriegsheft, mit reicher Bibliographie; V. Hruby, Psal Hanka rukopis K.? (Schrieb Hanka die K. Handschrift?), in: Český čas. hist., XXIII (1917), 1 ff.

14. (S. 16). Im Čas. česk. musea VIII (1834), 464; vgl. hiezu J. Hanuš, Literatura česká 19. stol. (Böhm. Literaturgesch. des 19. Jahrh.'s), I (1902), 892. Palackys Ansichten über die Handschriften s. in seinen „Gedenkblättern", Prag, 1874: Nr. IV; Nr. XXIX. Šafařik-Palacký, Die ältesten Denkmäler der böhm. Sprache, Prag, 1841. — J. Pekař (Čes. čas. hist. VIII, 247) wirft Palacký vor, daß seine Antwort auf Büdingers Einwände gegen die Echtheit der Handschriften „schwach und recht unaufrichtig war (slabé a dosti neupřímné)".
15. (S. 17). Vgl. Jakubec S. 147 und Literatura česká S. 864—5.
16. (S. 17). Vgl. J. Lippert, die Wyschehradfrage, in: Mitteil. d. Ver. f. Gesch. d. Deutschen in Böhmen XXXII (1893), 214, 215.
17. (S. 17). Vgl. I (1848), 12 ff.
18. (S. 17). In dem Aufsatz „An- und Aussichten der böhm. Sprache u. Literatur vor 50 Jahren" geschrieben 1822, in „Gedenkblätter" a. a. O. S. 19, 20; dazu J. Kalousek, O vůdcích myšlenkách v hist. díle Pal. (Über die leitenden Ideen in Palacký's histor. Werke), in: Památník na oslavu stych narozenín F. P. (Denkschrift z. 100jähr. Geburtsfeier F. Pal.'s), Prag, 1898, S. 209 ff.
19. (S. 18). Olim equidem sub Ottonibus, Henricis Fridericisque Germania florente etiam opes (nostrae) in immensum creveruut nobilissimaque portio vestri imperii Boemia putabatur; nunc autem rebus vestris inclinantibus nos quoque non solum inclinamus, sed plane ruimus. — Vgl. J. Truhlář, Listář Boh. Hasištejnského z Lobkovic (Die Briefschaften B. H. v. L.) in: Sbírka pramenův, Reihe II, Nr. 1, S. 176, Nr. 146.
20. (S. 19). Die bekanntesten Darstellungen der böhm.-mähr. Geschichte nach Palacký sind: 1) W. W. Tomek, Gesch. Böhmens. Aus dem Böhm. übersetzt. Prag, 1865 (reicht bis z. J. 1860); 2) L. Schlesinger, Gesch. Böhmens, 2. Aufl., Prag, 1870 (bis 1648); 3) A. Bachmann, Gesch. Böhmens, 2 Bde., 1899, 1905 (bis 1526); 4) V. Novotný, České Dějiny (Böhm. Gesch.), Prag 1912, Bd. 1, T. 1. 2 (bis 1197; Bd. 3, T. 2 bearbeitet v. R. Urbánek, behandelt die J. 1444—1457); B. Bretholz, Neuere Gesch. Böhmens, Bd. 1, 1920 (behandelt 1526—1576). — B. Dudik, Mährens allg. Gesch., 12 Bde., Brünn, 1860—88 bis 1350); B. Bretholz, Gesch. Mährens, Bd. 1, T. 1. 2, Brünn 1893. 95 (bis 1197); R. Dvořák, Dějiny Moravy (Gesch. Mährens), Brünn, 1899—1905. 1914; B. Bretholz, Gesch. Böhmens u. Mährens bis z. Aussterben der Přemysliden. 1306.

1912; K. Beer, Gesch. Böhmens mit bes. Berücksichtigung der Gesch. der Deutschen in Böhmen (Sudetendeutsche Bücherei), Reichenberg, 1921. — Die Arbeiten von E. Denis werden bei den einzelnen Abschnitten angeführt werden.

Zweiter Abschnitt.

1. (S. 21). Nach der Baseler Ausgabe (1575): Quae res palam indicat, regionem ipsam olim Teutonicam fuisse sensimque subintrasse Boiemos, quod Strabonis testimonio confirmare licet (S. 5); dann: Nos ista tanquam anilia deliramenta praetermittimus (S. 6).
2. (S. 21). Tacitus cap. XXVIII: ... Boii, Gallica gens. Manet adhuc Boiohaemi nomen significatque loci veterem memoriam quamvis mutatis cultoribus. Vgl. die Ausgabe mit Erläuterungen von Ed. Schwyzer (1912), S. 62.
3. S. 22). Vgl. L. Schmidt, Gesch. der deutschen Stämme bis zum Ausgang der Völkerwanderung, II (1911), 8.
4. (S. 22). Ebda S. 62, Anm.
5. (S. 23). Ebda S. 325; die auf Tacitus zurückgehende glaubwürdige Annahme, daß die Hermunduren in Böhmen an den Quellen der Elbe saßen, versucht er zu widerlegen S. 171.
6. (S. 23). Ebda S. 159. 160. 325 u. f.; wegen Marobudum S. 163.
7. (S. 25). Tacitus, Annales II, 63.
8. (S. 26). „Die Marcussäule in Rom“, hrg. von Petersen, Domaczewski, Calderini (1896); 2 Bde. Abb., 1 Textband.
9. (S. 28). L. Schmidt a. a. O. S. 199 verlegt ohne nähere Begründung Fritigils Herrschaftsgebiet in einen „an die Donau angrenzenden Gau“, während „die Hauptmasse des Volkes nach wie vor in Böhmen saß, wie sich aus den Funden ergibt“.
10. (S. 28). Vgl. A. Naegle, Kirchengeschichte Böhmens I (1915), 10.
11. (S.29). S. Palacký I, 51; Bachmann I, 59 nimmt zwar keine völlige und dauernde Abwanderung der Markomannen aus Böhmen zu jener Zeit an, aber doch eine Unterwerfung unter die Hunnen, Teilnahme am Hunnenzug und starke Schwächung in Böhmen, aber ohne Beweise. Daher trat diesen Ansichten entgegen Novotný I, 1, 152, teilweise in Übereinstimmung mit L. Schmidt a. a. O. — Die ganz rätselhafte Nachricht von einer Herrschaft Attilas in Böhmen geht zurück auf das Chron. Venetum (Altinate) aus dem 10. Jahrh. (Mom-Germ. Script. XIV, 44) und lautet: Atila . . . possedit (obsedit) . . . Concordia . . . Cardisana . . . Ovederco . . . Ausolum castellum, Boemia.
12. (S. 29). Vgl. insbesondere R. Much, Deutsche Stammsitze (1892), S. 50. 51; L. Schmidt, Allgem. Gesch. der germ. Völker bis zur Mitte des 6. Jahrh.'s 1909, S. 172 ff.

13. (S. 29). Vgl. den schönen Aufsatz von F. Thudichum, Rechtsgeschichtlicher Streifzug durch Nordböhmen, in: Beil. z. Allg. Zeitung in München, Jahrg. 1901, Nr. 40 (Montag, 18. Fbr.).
14. (S. 30). Vgl. Novotný a. a. O. S. 157.
15. (S. 30). Vgl. J. Loserth, Die Herrschaft der Langobarden in Böhmen, Mähren und Rugiland, in: Mitteil. d. Inst. f. österreich. Geschichtsforschung II (1881), 353 ff.
16. (S. 31). Die Ansicht von Kaspar Zeuß, in dessen berühmten Buche „Die Deutschen u. ihre Nachbarvölker" (1839), S. 364 ff. und in der Abhandlung „Die Herkunft der Bayern von den Markomannen gegen die bisherigen Mutmaßungen bewiesen" (1857).
17. (S. 31). M. Doeberl, Entwicklungsgesch. Bayerns I (1906), 3.
18. (S. 31.) Ebda. S. 5.
19. (S. 31). Schon Palacký hat auf die Erhaltung keltischer Namen in Böhmen hingewiesen; er rechnete dazu den Bergnamen Rip u. die Flußnamen Wltawa (Moldau), Gizera (Iser), Labe (Elbe); vgl. Čas. česk. mus, Jahrg. 1832, S. 269; dazu Novotný a. a. O. S. 195. — Ich habe den Ortsnamen Brünn aus dem Keltischen zu erklären versucht, s. Gesch. der Stadt Brünn (Brünn 1911), S. 10 ff. — In einer Urkunde vom 22. Oktober 1045 (Cod. dipl. regni Bohem, I, 355) heißt die böhm. Bergstadt Eulau: Ylou und wird dort abgeleitet von ylouare, d. h. goldgraben (aurum de terra decutere). Der Name ist weder deutsch noch slawisch zu erklären (wenn Brandl, Glossarium S. 83, daraus ein tschechisches Wort „ilovati" macht, so ist das ganz willkürlich). Ob der Name keltisch ist, wie wahrscheinlich anzunehmen, kann ich nicht beurteilen. Von dem gleichen Wort ylovare, Ylou scheint mir dann auch abgeleitet werden zu müssen der Name der mährischen Bergstadt Iglau, so daß auch dieser Name keltisch sein dürfte. Vgl. auch J. Partsch, Mitteleuropa (1904) S. 151.
20. (S. 32). Vgl. D. Schäfer, Deutsche Gesch. I, 53.
21. (S. 33). Ebda S. 44.

Dritter Abschnitt.

1. (S. 34). Schon Palacký I, 66, sagte, daß die verschiedensten Jahre zwischen 278 und 644 angegeben wurden; vgl. meine Gesch. Böhmens u. Mährens S. 29. 30.
2. (S. 35). So V. Novotný, Č. D., I, 1, S. 287. 300.
3. (S. 35). Vgl. seine Abhandlung über Samo in Borns Abhandlungen einer Privatgesellschaft in Böhmen I (1775), 242.
4. (S. 35). Es ist die Conversio Bagoariorum et Carantanorum aus dem 9. Jahrh. (Mon. Germ. SS. XI, p. 7) mit der bestimmten Angabe, daß unter dem Frankenkönig Dagobert (629—639) Samo Herzog der Slawen in Kärnten (Quarantanis) war. Es gibt

keinen ernstlichen Grund, diese Nachricht in Frage zu ziehen, noch auch Samos Herrschaft über dieses Gebiet hinaus weit nach Norden bis Böhmen auszudehnen.

5. (S. 36). Wie allgemein angenommen die Palacký'sche Ansicht in der deutschen Geschichtsliteratur ist, dafür nur einige wenige Belege: Schlesinger S. 16: „Samo gebot über die Tschechen, die Mährer und die karantanischen Slawen"; Bachmann I, 86: „Über die Gebiete der außerungarischen Slawen, wie es scheint Böhmen und die Ostalpenlande, herrschte Samo"; E. O. Schulze, Die Kolonisierung und Germanisierung der Gebiete zwischen Saale und Elbe (1896), S. 5, Anm. 4: „Samo war ... 623—624 ... zu den Böhmen gekommen, die damals ihren Befreiungskampf gegen die Avaren bereits begonnen hatten"; Lamprecht, D. Gesch. II (1904), 27 spricht ohne Einschränkung von dem Čechenfürsten Samo", u. s. f. — Der einzige O. Němeček („Das Reich des Slawenfürsten Samo" im 23. Jahresber. der dt. L.-Oberrealschule in Mähr. Ostrau f. 1905/6) bestritt die hergebrachte Ansicht von „Samos großem Reich" und dessen Ausdehnung über Böhmen, und wies mit Recht hin auf die „suggestive Macht eingewurzelter Vorstellungen".

6. (S. 36). Die insbesondere von H. Schreuer (vgl. seine Untersuchungen zur Verfassungsgeschichte der böhmischen Sagenzeit, 1902, S. 13) versuchte Gleichstellung Samos mit Premysl entbehrt jeder Wahrscheinlichkeit; vgl. dazu Novotný a. a. O. S. 257 mit reicher Literatur, Němeček u. a.

7. (S. 36). Als Anhaltspunkte für das Vorhandensein von Slawen auch in Böhmen im 8. Jahrh. ließe sich anführen, daß der heil. Bonifaz 751 der „Slawen, die im Lande der Christen wohnen (de Sclavis Christianorum terram inhabitantibus)" aber ohne nähere Bestimmung spricht; O. Schulze, Die Kolonisierung S. 9, nimmt an, daß damit Thüringen und das östliche Franken gemeint sein dürfte, also westlich von Böhmen gelegene Länder. In Bonifaz' Biographie ist auch die Rede von Kirchen an den Grenzen der Franken, Sachsen und Slawen; s. Jaffé, Bibl. rer. Germ. III, S. 226, 461.

8. (S. 37). Auch Palacký I, 160 ist dies aufgefallen, nur mußte er seiner Grundauffassung entsprechend solche Möglichkeiten entschieden ablehnen.

9. (S. 39). Der Wortlaut der Stelle lautet: Sclavi qui dicuntur Beheimi, was nach Novotný a. a. O. S. 267 bedeutet: Slawen die vom Lande Böhmen ihren Namen haben, nicht aber: Slawen, die Böhmen heißen. Daß der Name „Tschechen" nicht, wie man früher angenommen hat, schon in den fränkischen Quellen vorkommt ,ist heute allgemein anerkannt; s. meine Gesch. Böhmens und Mährens S. 45. Über den Ursprung des Wortes s. Novotný I, 1, S. 235/6, I, 2, S. 682.

10. (S. 39). Der Wortlaut: XIII ex ducibus Boemorum läßt darauf schließen, daß die Gesamtzahl größer war.
11. (S. 40). Die Dieselbigkeit der beiden Namen Wratizlaus und Witizla, die oft angezweifelt wurde (s. Novotný 421) ist paläographisch leicht zu erklären, denn ein abgekürzt geschriebenes *wrizla* konnte mit Übersehung der Kürzungszeichen leicht *uitizla* gelesen werden.
12. (S. 42). Die Form Swatopluk ist die tschechische, die auch in deutschen Werken vielfach gebraucht wird. Die ursprünglichen Quellen, die fränkischen Chroniken und die päpstlichen Urkunden, kennen sie noch nicht.
13. (S. 46). Es wird bezweifelt von A. Hauck, Kirchengesch. Deutschlands II (1900), 694, entschiedener bestritten von Novotný 291 im Gegensatz zu den meisten früheren Historikern; s. auch A. Naegle, Kirchengesch. Böhmens I, 1 (1915), 51.
14. (S. 48). Hauck a. a. O. S. 699.
15. (S. 53). Vgl. oben Anm. 4 zu S. 35.

Vierter Abschnitt.

1. (S. 56). Die Gleichstellung mit Weitra in Niederösterreich wegen scheinbarer Namensähnlichkeit ist durchaus willkürlich.
2. (S. 59). Vgl. D. Schäfer, Deutsche Gesch. I, 140 ff.
3. (S. 59). Vgl. E. Mühlbacher, Die Regesten des Kaiserreichs unter den Karolingern. 751—918. Bd. 1 (2. Aufl. 1908), S. 802, Nr. 2005 (1953).
4. (S. 61). Daß 929, und nicht, wie bis vor kurzem mit Palacký allgemein angenommen wurde, 935 oder 936 K. Wenzel I. Todesjahr ist, habe ich, unabhängig von J. Pekař, der kurz zuvor dieselbe Ansicht aussprach, nachgewiesen in einem Aufsatz im Neuen Archiv f. ält. deutsche Geschichtsforschung XXXIV (1909), 667 und wird von den neueren Forschern allgemein angenommen, s. Novotný I, 1, 476, A. Naegle I, 2 (1918), 276 u. a.
5. (S. 63). Novotný S. 489.
6. (S. 72). Seine Herkunft ist unbekannt, denn daß er ein Sohn des Geschichtsschreibers Cosmas gewesen sei, wie ganz allgemein angenommen wird, beruht nur auf einem Mißverständnis einer Cosmasstelle; vgl. meine Gesch. Böhmens u. Mährens S. 227, Anm. 1; Novotný I, 2, 587.
7. (S. 74). Ich schreibe hier und später „Otakar" und nicht, wie in deutschen Büchern heute allgemein üblich ist, „Ottokar", weil nur die erste Form durch die Originalurkunden allein überliefert ist. Bei den Chronisten erscheinen begreiflicherweise die verschiedensten Formen und Verballhornungen, aber auch dort überwiegt diese Form. Wenn Palacký II, 1, 65 davon spricht, daß

dies „die nationale Namensform“ sei, so ist dies nicht richtig, denn auch die Fürsten dieses Namens in Steiermark werden „Otakar“ und nicht „Ottokar“ genannt; vgl. H. Pirchegger, Gesch. der Steiermark I (1920), Stammtafel u. Text S. 125 ff.

Fünfter Abschnitt.

1. (S. 79). Vgl. Osw. Redlich, Eine Wiener Briefsammlung (1894), S. 2.
2. (S. 79). Vgl. M. Eisler, Gesch. Brunos von Schauenburg, in: Zeitsch. d. deutschen Vereines f. d. Gesch. Mährens u. Schlesiens VIII (1904), 239, IX, 335, X, 337, XI, 95, 344.
3. (S. 80). Vgl. B. Bretholz, Die Tataren in Mähren u. die moderne mährische Urkundenfälschung, ebenda I (1897), 1.
4. (S. 84). Vgl. den Wortlaut in latein. Sprache im Cod. dipl. Moraviae III, Nr. 199 u. 201.
5. (S. 84). Auf den wirtschaftlichen Aufschwung in Böhmen und Mähren während seiner Regierung komme ich in den nächsten Abschnitten zurück. Ihn allein oder hauptsächlich seiner Tätigkeit zuzuschreiben, liegt bei der Art der ihm huldigenden zeitgenössischen Überlieferung nahe, entspricht aber nicht kritischer Geschichtschreibung. Schon J. F. Böhmer machte die zutreffende Bemerkung: „Zu der Vorstellung, die sich Palacky von Ottokars Charakter und Handlungsweise macht, passen die hier zusammengestellten Tatsachen freilich nicht. Ich bedauere, daß dieser sonst verdiente Historiker hier gröber und weiter von der augenscheinlichen Wahrheit abgewichen ist, als man der Vaterlandsliebe nachsehen kann.“ Regesta imperii. Die Regesten des Kaiserreichs . . . 1246—1313, Stuttgart 1844, S. 93.
6. (S. 88). Für die Beziehungen Otakars II. zum Reich und zu K. Rudolf vgl. insbesondere Osw. Redlich, Die Regesten des Kaiserreichs unter Rudolf, Adolf, Albrecht, Heinrich VII. 1273—1313, Innsbruck 1898; daneben dessen Buch: Rudolf von Habsburg. Das Deutsche Reich nach dem Untergang des alten Kaisertums. 1903. Dann auch O. Lorenz, Gesch. K. Ottokars II. v. Böhmen u. seiner Zeit (Wien 1866), ein Separatabdruck aus seiner Deutschen Gesch. im 13. u. 14. Jahrh., Bd. 1./2. (Wien 1863—1867).
7. (S. 88). Vgl. D. Schäfer, Deutsche Gesch. I. (1916), 360/ 1.
8. (S. 91). Er hatte Otakars II. natürliche Tochter Elisabeth (Agnes) geheiratet. Über sie und ihre Mutter, die man für eine Kuenringerin hielt, vgl. G. E. Frieß, Die Herren von Kuenring, 1874, S. 170, 234.
9. (S. 93). Seiner Geschichte vornehmlich, allerdings mit zahlreichen Rückblicken in die älteren Zeiten der böhmischen Geschichte, ist der erste Band des zweibändigen Werkes von J. Šusta, Dvě

knihy českých dějin. — Kus starověké historie našeho kraje [Zwei Bücher böhmischer Geschichte. — Ein Stück mittelalterlicher Geschichte unseres Gebietes], 1917, gewidmet. Es soll eine Ehrenrettung Wenzels II. darstellen, hauptsächlich gegenüber der absprechenden Schilderung dieses Fürsten bei Palacky; in Wirklichkeit ist es nur eine Schönfärbung, indem der politische und kulturelle Aufschwung Böhmens in dieser Periode als das Werk des Königs hingestellt wird.

10. (S. 95). Die Hauptquelle für die Regierungszeit Wenzels II. und III. sind die Königsaaler Geschichtsquellen, herausgegeben von J. Loserth in den Fontes rer. Austriacarum. I. Abt. Scriptores, Bd. VIII (1875). Sie sind entstanden im Kloster Königsaal, einer Gründung Wenzels II. aus dem J. 1292. Den wesentlichsten Teil bildet eine Lebensbeschreibung des Gründers, Wenzels II., „ganz in legendenartigem Style," von dem zweiten Königsaaler Abt Otto von Thüringen begonnen und von dessen Nachfolger Peter von Zittau bis in die Regierungszeit K. Johanns des Luxemburgers fortgeführt. Das ganze Werk „Chronicon Aulae regiae" wurde dann laut Auftrag Bischof Johanns IV. von Prag überarbeitet von dem Prager Domherrn Franz, gest. 1362, in seiner zweiten und letzten K. Karl IV. gewidmeten Fassung bis zum J. 1352 reichend. Eine zweite lateinische Ausgabe in den Font. rer. Bohem. IV (1884), 1 ff.; eine tschech. Übersetzung von J. V. Novák u. V. Novotný als Chronica Zbraslavská (Prag 1905).

Sechster Abschnitt.

1. (S. 102). Vgl. A. Hauffen, Die vier deutschen Volksstämme in Böhmen, in Mitteil. d. Vereines f. Gesch. der Deutschen in Böhmen XXXIV (1896), 181, aus dem die erste, und O. Weber, 1848. Sechs Vorträge (Aus Natur- und Geisteswelt Bd. 53, 1904), S. 63, aus dem die zweite Anführung herrührt.
2. (S. 103). Als Belege dürften genügen: I. A. Zeehe, F. Heidrich und J. Gruntzel, Österreich. Vaterlandskunde f. d. oberste Klasse der Mittelschule, 5. Aufl. (1915), S. 169: „Von besonderer Wichtigkeit wurde die deutsche Einwanderung etwa seit dem J. 1200, also unter den Königen Ottokar I., Wenzel I. und Ottokar II. Unter dem letzteren wurde auch Mähren kolonisiert. Die Fürsten zogen deshalb Deutsche ins Land, weil sie an ihnen eine Stütze gegen die Großen fanden, und der Fleiß der Einwanderer die Einkünfte der Krone steigerte;" vgl. auch S. 179. — II. D. Schäfer, Deutsche Gesch., 5. Aufl. (1916), I, 342: „Was sich an Deutschen in Böhmen und Mähren niedergelassen hat, ist von den Landesherren herbeigerufen worden, zu allermeist um die Wildnis zu roden oder im Boden verborgene Schätze zu gewinnen. So ist es gekommen, daß der Rand beider Länder, vor allem der

sie umgebende Gebirgswall so gut wie ausschließlich von Deutschen bewohnt wird." S. 360: „Ottokar II. ist ein Hauptförderer deutscher Einwanderung in Böhmen und Mähren gewesen." — III. K. Lamprecht, Deutsche Gesch., 3. Aufl. (1906), III, 397: „So versteht es sich, wenn die Könige Böhmens in der 1. Hälfte des 13. Jahrh. . . . auch in ihren Landen dem deutschen Bürgertum . . . Eingang verschafften;" vgl. auch S. 384, 394 u. f. — IV. E. Michael, Gesch. des deutschen Volkes, 3. Aufl. (1897), I, 126: „Doch der Strom der Auswanderung . . . ergoß sich auch, wenngleich in geringerer Stärke, nach Böhmen, nach Mähren . ." Mit Recht sagte daher schon W. Schulte, Silesiaca (Breslau 1898), S. 64, daß das Bild, das Lamprecht und Michael in ihren Deutschen Geschichten von der schlesischen Kolonisation gezeichnet haben, „in seinen Hauptzügen unrichtig ist." — Ähnlich wie die schon genannten Historiker spricht über die böhmische u. mährische Kolonisation auch Th. Lindner, Gesch. des deutschen Volkes, I (1894), 134/5. — Von den deutsch-böhmischen Geschichtsschreibern wird später im Text selber zu reden sein.

3. (S. 103). Vgl. J. Loserth, Kritische Studien zur älteren Geschichte Böhmens. — I. Der Herzog Spitihniew und die angebliche Vertreibung der Deutschen aus Böhmen, in den Mitteil. d. Instituts f. österreich. Geschichtsforschung IV (1883), 177.

4. (S. 104). Vgl. J. Jakubec (A. Novák), Gesch. der tschechischen Literatur (Leipzig 1907), S. 16, dessen Ausführungen zurückgehen auf J. Jireček, den Herausgeber des Dalimil in den Font. rer. Bohem. III (1882), S. XIII, u. F. Tadra, Kulturní styky Čech s cizinou až do válek husitských [Kult. Beziehungen Böhmens mit der Fremde bis zu den Hussitenkriegen], 1897, S. 318. Ebenso erklären sich die in der alttschech. gereimten „Alexandreis" (Anf. d. 14. Jhts.) dem Helden in den Mund gelegten, gegen das fremde Deutschtum gerichteten Worte: „Die Deutschen, die hier Gäste sind (Němci již sú zde hosci)" und andere, die wörtlichen Anklang an Dalimil zeigen; vgl. F. X. Prusík, Staroč. Alexandreidy rýman. Prag, 1896, S. 58 und Font. rer. Bohem. III, S. 92, Z. 49—52, deutsch Z. 100—107.

5. (S. 105). Vgl. J. Hanuš, F. M. Pelcel, Český historik a buditel [F. M. P., Der tschech. Historiker und Wiedererwecker], in: Rozpravy české akad., III. Kl., Nr. 38 (1914), ferner J. Vlček, Dějiny české literatury II, 1 (1898), 163 ff.; J. Jakubec a. a. O., S. 120 ff.

6. (S. 105). Vgl. A. Fischel, Der Panslawismus bis zum Weltkrieg (1919), S. 29 ff., 37, 80. — Auch Masaryk hat erklärt: „Es ist interessant, daß die tschechischen Wiedererwecker die Grundideen der deutschen Philosophie akzeptierten und auf das Slawentum applizierten. Wo Herder vom Deutschtum spricht, dort schreibt Kollár vom Slawen-, resp. Tschechentum. Palacký ist

Kants, Smetana Fichtes Anhänger. Originelles gibt es nur wenig in der Philosophie unserer Wiedererwecker." G. Flusser, Aus Masaryks Werken, 1921, S. 93.

7. (S. 105). Vgl. etwa in der 3. Auflage (1782), Bd. I, S. 66, 68, 89, 94, 108, 135. — S. 16 nennt er die Slawen in Böhmen „Kolonisten".
8. (S. 106). In den Abhandlungen der Böhm. Gesellschaft d. Wiss. auf das Jahr 1788 (Prag u. Dresden, 1789, S. 344—383), fortgesetzt u. d. T.: Gesch. der Deutschen u. ihrer Sprache von 1341 bis 1789, in: Neuere Abhandlungen der kön. böhm. Ges. d. Wiss. I (1790), 281—364. — Als „eigenartig" bezeichnet die Abhandlung Vlček a. a. O., S. 120.
9. (S. 106). So W. W. Tomek im Čas. česk. mus. XIX (1845), 214.
10. (S. 106). Es genügt hier, auf L. Schlesinger, Gesch. Böhmens, 2. Aufl. (1870), S. 88—97, hinzuweisen. — Neuestens hat W. Weizsäcker in einem Aufsatz: Das Recht der Fremden in Böhmen, in den Mitteil. f. Gesch. d. Deutschen i. Böhmen, LIX (1921), diese Lehre vertreten; vgl. S. 29, 40, 47.
11. (S. 108). Vgl. meine Gesch. Böhmens u. Mährens, S. 319 ff.
12. (S. 108). Cosmas III, 7.
13. (S. 108). Aus L. Schlesinger S. 91, 162, 176; ähnlich bei den meisten anderen Verfassern böhmischer und mährischer Geschichtsbücher; auch in der neuesten „Gesch. Böhmens" von K. Beer (1920) heißt es S. 24: „Mit Vorliebe wurden zu solcher Neubesetzung (von Klostergütern) Leute aus der wohlvertrauten Heimat herbeigeholt." — Großes Gewicht legt auf die kolonisatorische Arbeit der deutschen Mönchsorden in Böhmen und Mähren auch Lamprecht a. a. O., S. 384.
14. (S. 109). Vgl. meine Gesch. Böhmens u. Mährens, S. 231 ff., 243 ff., 322 ff., 329, 366.
15. (S. 109). Vgl. etwa R. Schröder, Die niederländischen Kolonien in Norddeutschland zur Zeit des Mittelalters, in der Sammlung gemeinverst. wissensch. Vorträge, hrg. v. Virchow u. Holtzendorff, Ser. XV, Heft 347 (1880), S. 19: „. . . da die Cisterzienser zunächst durch ihre Ordensregel verpflichtet waren, die Sumpf- und Waldländereien, in denen sie sich niederzulassen pflegten, mit ihrer eigenen Hände Arbeit zu bebauen"; ebenso E. O. Schulze, Die Kolonisierung und Germanisierung der Gebiete zwischen Saale und Elbe, S. 143: „Überschätzt wird dagegen ihre Tätigkeit auf dem Gebiete der eigentlichen Kolonisation, wenn man unter letzterer das Heranziehen und Ansetzen selbständiger bäuerlicher Besitzer versteht."
16. (S. 110). Vgl. L. Schlesinger a. a. O., S. 89; Beer a. a. O., S. 25.
17. (S. 111). Es ist bezeichnend, wie irreführend diese Verhältnisse selbst in berühmten deutschen Geschichtswerken dargestellt werden, wenn man z. B. bei Lamprecht, Deutsche Gesch., III (1906),

397, liest: „Im 13. Jahrhundert hatten die premyslidischen Könige fast ohne Ausnahme deutsche Fürstentöchter zu Müttern, sprachen deutsch und pflegten deutschnationale Bildung." — In Wirklichkeit war Wenzels I. Mutter Konstanza von Ungarn, Wenzels III. Kunigunde von Polen. Von sechs böhmischen Königinnen im 13. Jahrhundert waren nur drei deutscher Abstammung; diese lebten in Böhmen insgesamt 37, die drei nichtdeutschen 96 Jahre! —

18. (S. 111). Eine Behauptung, wie die bei Schlesinger, S. 93, daß in Prag, im Kaufhof, genannt Teyn, . . . „die fremden, d. h. zumeist die deutschen Kaufleute, ihre Niederlagen hatten", ist eben rein willkürlich und entbehrt jeder quellenmäßigen Grundlage. Ganz ebenso, wenn A. Zycha, Prag, Ein Beitrag zur Rechtsgeschichte Böhmens im Beginn der Kolonisationszeit, in den Mitteil. des Vereins f. Gesch. der Deutschen in Böhmen, XLIX (1911), 297, 298, 301 uff. vom „Strom des deutschen Handels in Böhmen im 12. Jahrh." spricht, den er sich von außen zugeführt vorstellt und diese Vorstellung durch Ausdrücke, wie „offenbar", „wahrscheinlich", „klar genug", die die mangelnden Quellenbelege ersetzen sollen, zu sichern sich bemüht.
19. (S. 111). Vgl. F. Westberg, Ibrahims-ibn-Jakub Reisebericht über die Slavenlande, in den Mémoires de l' académie impériale des sciences de St. Petersbourg, Ser. VIII. Vol. III, Nr. 4 (1898) und W. Wattenbach in den Geschichtschreibern der deutschen Vorzeit, 2. Gesamtausg. Bd. XXXIII (1891), „Widukinds sächsische Geschichte," S. 138 ff.
20. (S. 111). Vgl. Cosmas II, 45.
21. (S. 112). Vgl. A. Luschin v. Ebengreuth, Allg. Münzkunde und Geldgeschichte, im Handbuch der m. a. und neueren Geschichte (1904), S. 53, nach M. Donebauer, Beschreibung böhm. Münzen und Medaillen (1888), S. 10, Nr. 38, 39, 40, 42; dazu M. Dannenberg in der Numismat. Zeitsch., Jg. 1900, Bd. XXXII (Wien 1901), S. 213; E. Fiala, Beschreibung böhm. Münzen und Medaillen I (Prag 1891), S. 16, nr. 110 bis 113.
22. (S. 113). Vgl. Cosmas II, 2, und dazu E. Komarek, Die polnische Kolonie der Hedcans in Böhmen, in den Abhandlungen der kön. böhm. Gesellschaft d. Wiss. VI, 2 (1869).
23. (S. 113). Vgl. meine Gesch. Böhmens und Mährens S. 376; meine Gesch. der Stadt Brünn I (1911), S. 38, 52.
24. (S. 113). Bd. I (1844), S. 293. 333, an der zweiten Stelle mit Berufung auf Cosmas, der aber Deutsche nicht nennt.
25. (S. 114). Ebda S. VIII; gegen diese Auffassung ist auch schon von tschechischer Seite eingewendet worden, daß Palacky in der neueren Geschichte Böhmens das Vorherrschen einer allslawischen Verfassung „allerdings häufiger vorausgesetzt als überall nach-

gewiesen" habe; vgl. J. Goll, Frant. Palacký im Český čas. hist. IV (1898), 266.

26. (S. 114). Vgl. Band II, Abt. 1, (1847), S. 92/3, 154/5.
27. (S. 116). Vgl. die bezüglichen Schilderungen aus Helmolds „Slawenchronik" (eine deutsche Übersetzung in den „Geschichtschreibern der deutschen Vorzeit," XII. Jahrh., Bd. 56, 1894) übersichtlich zusammengestellt bei R. Kötzschke, Quellen z. Geschichte der ostdeutschen Kolonisation im 12. bis 14. Jahrh. (1912), S. 13 ff. und sonst oft abgedruckt. — S. auch W. Wattenbach, Die Germanisierung der östlichen Grenzmarken des deutschen Reiches, in der Historischen Zeitschrift von Sybel, Bd. IX (1863), 406 ff.; E. O. Schulze, Die Kolonisierung und Germanisierung der Gebiete zwischen Saale und Elbe (1896), u. a. m.
28. (S. 117). Bd. II, Abt. 1, S. 154/5. — Die hier nur angedeutete Gewaltsamkeit der deutschen Kolonisation wurde ohne jeden Grund von deutschböhmischen Geschichtsschreibern viel stärker betont, vgl. z. B. Bachmann a. a. O. I, 473, 579.
29. (S. 117). Ob Palacký hiebei von dem 1832 erschienenen Werk von Tzschoppe u. Stenzel, Urkundensammlung z. Gesch. des Ursprungs der Städte u. der Einführung deutscher Kolonisten u. Rechte in Schlesien u. der Oberlausitz, in dem Stenzel „die Grundlagen der heutigen Anschauung von diesen Dingen . . . gelegt hat," beeinflußt worden ist, läßt sich nicht entscheiden, da er das Werk dort noch nicht erwähnt. — Was die schlesische Kolonisation anlangt, so beweisen die Arbeiten von W. Schulte, V. Seidel, O. Gorka zur Genüge, wie sehr die Stenzel'sche Auffassung, die dort im allgemeinen vorherrscht, einer Überprüfung bedürfte. Besonders W. Schulte hatte bereits ein ganzes Programm für die Neubearbeitung dieses Themas aufgestellt; vgl. Zeitsch. d. Vereines f. Gesch. Schlesiens LIV (1920), 141 bis 143. — G. Menz, Die Entwicklung der Anschauung von der Germanisierung Schlesiens in der schles. Geschichtsschreibung bis auf Stenzel (Diss. Breslau, 1910) zeigt, obwohl ganz in hergebrachten Bahnen wandelnd („Die Germanisation ist an sich eine unbestreitbare Tatsache" u. ähnl.), daß auch in Schlesien „die Anschauung" von einer Kolonisation erst im 16. Jahrh. „überhaupt durchgesetzt worden ist." — Über die Schwierigkeiten, die die siebenbürgische Deutschenkolonisation in sich faßt, unterrichtet einigermaßen ein Aufsatz von F. Zimmermann, Über den Weg der deutschen Einwanderer nach Siebenbürgen, in: Mitteil. d. Inst. f. österreich. Geschichtsforschung IX (1888), 46.
30. (S. 118). Vgl. z. B. W. W. Tomek, Gesch. Böhmens, S. 91, 117.
31. (S. 118). 2. Aufl. (1870), S. 157.
32. (S. 119). A. Hauffen in den Mitteil. d. Vereines f. Gesch. d. Deutschen i. Böhmen XXXIV (1896), 181.

33. (S. 119). Bd. I (1899), 470, 475, 477, 489 u. f.
34. (S. 119). G. Juritsch, Die Deutschen und ihre Rechte in Böhmen und Mähren im 13. und 14. Jahrh. (1905), S. 27 mit der bezeichnenden Bemerkung: „Es wäre ein lohnendes Kapitel der böhmischen Geschichte, die Herkunft der Deutschen im einzelnen nachzuweisen." Man möchte meinen, daß diese Frage gerade in diesem Buche zu allererst hätte beantwortet werden sollen.
35. (S. 119). H. Simonsfeld, Die Deutschen als Colonisatoren in der Geschichte, 2. Aufl., 1885, S. 15, das ich nur insoweit berücksichtige, als es auf Böhmen Bezug nimmt.
36. (S. 120). F. Tadra, Kulturní styky a. a. O. S. 311 ff., 395. Den Grundton zu dieser Auffassung hatte schon W. W. Tomek in einem Aufsatz: Česká a německá národnost v Praze (Die tschech. u. deutsche Nationalität in Prag) im Čas. česk. mus. XIX (1845), 217 gegeben. — Sehr merkwürdig ist die Stellung, die J. Šusta in dem oben S. 224, Anm. 9, genannten Buch zu diesen Fragen einnimmt. Er akzeptiert die Palacký'sche Kolonisationstheorie, kann aber nicht umhin zu bemerken, daß die damit zusammenhängenden Erscheinungen „Verwunderung erwecken". Eben deshalb wären sie zu überprüfen gewesen. Einen Satz, wie den, daß unter den letzten Premysliden nach Böhmen Siedler „aus den verschiedensten Landstrichen und Weltgegenden" unter Anführungszeichen setzen, als ob die Worte einer Quelle entnommen wären, heißt den Leser irreführen, denn eine solche oder ähnliche Angabe findet sich nirgends. Auch später (II, 105, 300/1) weist er auf die Unrichtigkeit gewisser mit der Kolonisationstheorie zusammenhängender Ansichten bei Schlesinger, Koß u. a. hin, weicht aber jeder Erklärung aus.
37. (S. 120). Vgl. K. Beer a. a. O. S. 33.
38. (S. 120). An dieser gewiß auffallenden Tatsache sind die Forscher zwar nicht stumm vorübergegangen, haben aber nicht die notwendigen Folgerungen daraus gezogen; vgl. etwa Juritsch a. a. O. S. 46/7: „Leider sind darüber, woher die deutschen Einwanderer kamen, welche wir als Städtebürger treffen, keinerlei direkte Nachrichten erhalten", oder „Die Chronisten übergingen die Einwanderung der Deutschen und die Städtegründungen stillschweigend".
39. (S. 120). Bd. II, 1, S. 155, 158.
40. (S. 121). Vgl. Mon. Germ. SS. IX, 176, auch Font. rer. Bohem. II, 294 (Annales Pragenses 1196—1278): Anno d. i. 1257 Prziemysl, dominus regni Bohemorum, filius regis Wenceslai, tertio anno sui ducatus in principio veris pepulit Bohemos de suburbio et locavit alienigenas. — Ausführlich habe ich über diese und die folgende Stelle gehandelt in meinem Aufsatz: Zur böhm. Kolonisationsfrage, in den Mitteil. d. Inst. f. österreich. Geschichtsforschung XXXVIII (1917), 216 ff.

41. (S. 121). Font. rer. Bohem. III, 476: Rex Prziemysl regi Rudolfo adhesit (1277) et cepit suos despicere et extraneos ad terram suam invitare, unde suis multas violencias inferebat bona eis auferendo. Nam Witconibus Usk et Novam Domum abstulit . . . terras eciam videlicet Cubitensem, Tratnovicensem, Gladensem Theutonicis tradidit suos postergando. S. auch meinen Aufsatz S. 219 ff., insbesondere auch wegen der in dem Bericht enthaltenen offenbaren Irrtümer. — Auf die Stelle hat schon Pelzel a. a. O. S. 372 hingewiesen. Palacky bespricht sie in einem Anhang II, 1, S. 389.
42. (S. 122). SS. XVII, 245: Filius ex civitate fugit et regnum posthac patri reliquit. Post haec multiplicati sunt in Bohemia Theutonici, per hos rex ingentes divicias collegit ex auri et argenti fodinis . . . Mortuo hoc rege filius regnum occupat, Theutones expellit, nobiles impugnat . . .
43. (S. 122). Font. rer. Austriac., Abt. I, Bd. VIII, S. 123, Kap. 48: Albertus . . . nationis suae gentem Suevicam in ipsa terra (Austriae) multiplicare non desiit, indigenas quoque et eos, qui in terra nati fuerant, opprimere . . .
44. (S. 123). Vgl. G. E. Frieß, Die Herren von Kuenring (1874), S. 110; dsl., H. Albrecht I. und die Dienstherren von Österreich, in den Blättern d. Vereines f. Landeskunde von Niederösterreich, N. F. XVI (1882), 379 ff., 394; A. Huber, Gesch. Österreichs II (1885), 49 ff.; auch F. Kurz, Österreich unter Ottokar und Albrecht I, (1816), S. 138.
45. (S. 123). Vgl. Palacky II, 1, S. 130.
46. (S. 123). Bd. I, 333, Anm. 139.
47. (S. 124). „Nos vero statuta antecessorum nostrorum dinoscentes ex pia deliberatione et gratia processisse, litera ad literam, verbo ad verbum petimus renovari, precibus eorum humilibus exauditis nihil de hiis immutantes nec dementes, quae a prima ipsorum vocatione in Boemiam obtinere per principes meruerunt“. Die Urkunde mit allen Bestätigungen abgedruckt bei E. Rösler, Deutsche Rechtsdenkmäler aus Böhmen u. Mähren I, (1845), 187; die Sobieslawurkunde allein bei G. Friedrich, Cod. dipl. regni Boem. I, 255, nr. 290 mit Angabe aller älteren Drucke. — Vgl. den nächsten Abschnitt.
48. (S. 124). Gesch. d. Deutschen u. ihrer Sprache a. a. O. S. 380—383.
49. (S. 124). S. 359, 380.
50. (S. 124). Über die Abstammung der Deutschen Böhmens, in der Slg. gemeinnütz. Vorträge Nr. 44 (1878), S. 6.
51. (S. 125). Leser, die mit diesen Fragen nicht vertraut sind verweise ich etwa auf die Urkundenlehre von R. Thommen im Grundriß der Geschichtswissenschaft I, 2 (1913), S. 27 oder Urkundenlehre von W. Erben im Handbuch der mittelalt. u. neueren Gesch., Abt. IV: (1907), S. 339 ff.

52. (S. 125). Vgl. Timoth. II, 1, 9: qui nos . . . vocavit vocatione sua sancta; Theß. I, 2, 12: qui vocavit vos in suum regnum; Philipp. 3, 14: superne vocationis Dei usw.
53. (S. 126). Vgl. E. de Borchgrave, Histoire des colonies belges en Allemagne pendant le XII. et XIII. siècle, (Bruxelles 1865), S. 284 ff., 334, Nr. II.
54. (S. 125). Ebenda S. 11 ff., daselbst auch andere Beispiele.
55. (S. 126). Vgl. Mon. Germ. SS. XVI, 247.
56. (S. 126). Vgl. R. Kötzschke, Quellen z. Gesch. der ostdeutschen Kolonisation im 12. bis 14. Jahrh. (1912.) S. 1 ff.
57. (S. 126). Vgl. F. Curschmann, Hungersnöte im Mittelalter, 1900, S. 68.
58. (S. 126). So Prof. A. Zycha in den Mitteil. d. Vereines f. Gesch. der Deutschen in Böhmen LIII (1914), 9. — Vgl. übrigens seinen Aufsatz über „Prag" ebenda L (1912), 490, wo er selber über gewisse Schwierigkeiten, die der Ausdruck „a prima vocatione" seinen eigenen Ausführungen verursacht, nicht hinwegkommen kann. J. Lippert, Sozialgeschichte Böhmens II (1898), 138, hatte schon die Möglichkeit erwogen, „ob es bloße Redensart ist, wenn nachmals Wenzel I. erklärte, auch jene erste Gemeinde sei nach Böhmen gerufen worden".

Siebenter Abschnitt.

1. (S. 127). Vgl. D. Schäfer, Deutsche Gesch. I (1916), 98.
2. (S. 128). Vgl. oben S. 225, Anm. 1.
3. (S. 128). Nam in omnibus civitatibus fere regni et coram rege communior est usus linguae Teutunicae quam Boemicae ista vice, in den Königsaaler Geschichtsquellen, hrg. von J. Loserth, in den Fontes rer. Austriac., I. Abt. (Scriptores), 8. Bd. (1875), 502.
4. (S. 128). Vgl. E. Schulze, Kolonisierung und Germanisierung, S. 9, 10.
5. (S. 129). Vgl. ebenda S. 7—10; J. Partsch, Mitteleuropa (1904), S. 162 ff. (auch Taf. X); A. Hauck, Kirchengesch. Deutschlands II (1900), 339 ff.; D. Schäfer, Das deutsche Volk und der Osten, in den Vorträgen der Gehestiftung zu Dresden, Bd. 7 (1915), Heft 3, S. 7, 8 und die Deutsche Gesch. I[5] (1916), S. 66.
6. (S. 129). Vgl. Partsch a. a. O. Taf. IX; auch Droysen, Histor. Atlas (1886), Karte 23.
7. (S. 130). Vgl. M. Doeberl, Entwicklungsgesch. Bayerns I, 71 (bezüglich Bayerns); E. Mühlbacher, Deutsche Gesch. unter den Karolingern S. 136, 137 (bez. der Sachsen); wegen Teilnahme der Slawen an den Kämpfen der Sachsen ebda 124; auch A. v. Hoffmann, Politische Gesch. der Deutschen I (1921), 318.
8. (S. 132). Vgl. oben S. 124, Anm. 47.

9. (S. 132). Vgl. oben S. 124. — Gel. Dobner, Annales VI, 523, benutzte die Urkunde, um durch sie Hajeks Märchen von Sobieslaws Deutschfeindlichkeit zu widerlegen. Seine Angabe, daß bis dahin niemand ihrer Erwähnung getan, ist nicht zutreffend, da Paprocky, Diadochus (1602), O stavu městském S. 16 eine recht genaue Inhaltsangabe gegeben hatte.
10. (S. 132). Vgl. Gesch. von Böhmen I (1844), 333, Anm. 139; II, 1 (1847), 36, Anm.
11. (S. 132). Die Angaben stammen aus Schlesinger, Gesch. Böhmens S. 165 (s. auch Mitteil. des Vereines f. Gesch. der Deutschen in Böhmen V, 1867, S. 4 ff.); Bachmann I, 351, 408, 487; Lippert, Sozialgeschichte Böhmens II, 131; ebenso spricht A. Zycha, Prag, S. 136 von den „seßhaft gewordenen Kaufleuten", S. 192 von der „territorialisierten Kaufmannsgemeinde der Deutschen" usw.
12. (S. 134). Vgl. Doeberl a. a. O. S. 70; Mühlbacher 137.
13. (S. 137). So erklärte der tschechische Historiker Prof. J. Pekař (Sborník prací hist. . . . Jar. Golla 1906, S. 97); „War Böhmen in Zupen geteilt? Die Antwort kann nur verneinend lauten und das ohne jeden Vorbehalt"; vgl. meine Gesch. Böhmens u. Mährens, S. 311; Novotný České dějiny I, 1, S. 396 ff.
14. (S. 137). Palacký II, 1, S. 147/8 ff.
15. (S. 138). Bachmann I, 483.
16. (S. 138). Juritsch S. 46.
17. (S. 138). Vgl. J. Šusta, Dvě knihy českých dějin I (1917), 45: „ta změna . . . udála se tu tak rychle, že to vzbuzuje podiv . . ." Er hat auch schon früher [Otroctví a velkostatek v Čechách (Sklaverei u. Großgrundbesitz in Böhmen) im Český čas. hist. V, 1899, S. 94] gegen Palacký angedeutet, daß Deutsche (allerdings nur als Kolonisten) schon im 11. Jahrh. in Böhmen gewesen sein müßten. — Novotný (Č. D. I, 1, 534) wundert sich darüber, daß so gar keine Nachrichten über stärkere Kolonisierung zu finden seien.
18. (S. 138). Vgl. F. Tadra, Styky Čech s cizinou S. 31f.
19. (S. 140). Vgl. K. Brandi, Deutsche Gesch. (1919), S 68; der Text der Urkunde in den Mon. Germ., Abt. Leges II (1837), 713.
20. (S. 142). Cod. dipl. Moraviae II (1839), 68, nr. LX: „ius teutonicum, quod hactenus in terris Bohemiae et Moraviae inconsuetum et inusitatum extiterat . . . hoc novum et honestum institutum". Von Palacky erst in der tschech. Ausg. I, 2 (1854), 143 erwähnt. — Erben, Regesta Bohem. et Morav. I (1885) 253, nr. 544. Wiewohl ich auf die Unechtheit der Urkunde schon 1897 hingewiesen hatte (vgl. Zeitschr. f. Gesch. Mährens u. Schlesiens I, 23), wurde sie von Bachmann I (1899), 485, Juritsch, Die Deutschen u. ihre Rechte (1905), S. 59, 92 u. a. als echt benützt. G. Friedrich

Cod. dipl. regni Bohem. II (1912), 572, nahm sie als Fälschung nicht mehr auf.

21. (S. 143). Cosmas I, cap. 19. — Er kennzeichnet auch die älteren Festen, Thetin, Lubossin I, cap. 4, die eine als „auf dem Gipfel eines steil abfallenden Felsens am Flusse durch ihre Lage sehr fest", die andere als „die mächtigste Burg bei dem Walde".
22. (S. 145). Der sog. Kanonikus von Wischehrad z. J. 1135, SS. IX, 141, Font. rer. Bohem. II, 222.
23. (S. 145). Vinzenz v. Prag, Font. rer. Bohem. II, 408.
24. (S. 148). Cosmas III, 40; vgl. dazu meine Ausführungen in den Mitteil. d. Inst. f. österreich. Geschichtsforschung XXXVIII (1918), 213 ff., 698 ff.
25. (S. 148). Vgl. E. Maetschke, Die Besiedlung des Glatzer Landes. (Eine Nachprüfung), in der Zeitschrift des Vereines für Geschichte Schlesiens (Breslau), Bd. 50 (1916), S. 120.
26. (S. 148). Chronik des Thietmar von Merseburg in den Script. rer. Germ. (1889), Buch VI, Kap. 11 (8); Geschichtschreiber d. deutsch. Vorzeit, 11. Jahrh., 1. Bd., S. 190.
27. (S. 149). Vgl. meine Gesch. Böhmens u. Mährens S. 376.
28. (S. 150). Vgl. Cod. dipl. Morav. III (1841), 246, Nr. 258.
29. (S. 151). Vgl. meine Gesch. Böhmens u. Mährens S. 527 ff.
30. (S. 154). Ebenda S. 231, 243 ff., 520.

Achter Abschnitt.

1. (S. 161). Vgl. B. Bretholz, Gesch. Böhmens und Mährens S. 402.
2. (S. 163). Entgegen der Annahme Palackys, der diese Privilegien für Fälschungen erklärte, hat J. Šusta es wahrscheinlich zu machen versucht, daß Premysl Otakar II. ein solches Privileg vom deutschen König Richard von Cornwall zwischen 1265 und 71 erhalten haben könnte, das aber verloren gegangen sei (K volbě roku 1306, in Sborník prací histor. Jar. Golla 1906, S. 153 ff.) Dem widerspräche, daß es bei den weiteren Thronkämpfen nicht mehr erwähnt wird, weder Heinrich von Kärnten noch die Vertreter Elisabeths sich darauf berufen.
3. (S. 163). Die Hauptquelle für diese Zeit ist die „Chronik von Königsaal", s. o. S. 225, Anm. 10. Über K. Johann handelt das zweibändige Werk von J. Schötter, Johann, Graf von Luxemburg und König von Böhmen (1865).
4. (S. 165). Königsaaler Chronik S. 269.
5. (S. 166). Es ist wiederum willkürliche Auslegung der Quelle, wenn der Satz der Königsaaler Chronik (S. 392): quia omnes Boemos intendit excludere rex de terra auch in deutschen Werken (vgl. Th. Hoschek, Der Abt von Königsaal und die K. Elisabeth von Böhmen, Prager Studien, Heft 5, 1900, S. 81) wie-

dergegeben wird: „Der König beabsichtige die Tschechen aus dem Lande zu vertreiben und dahin Deutsche anzusiedeln"; denn weder von „vertreiben" noch vom „Ansiedeln Deutscher" steht in der Quelle ein Wort. Das geht wieder auf Palacky II, 2 (1850), S. 123 zurück, von dort fast wörtlich übernommen von Schlesinger S. 193, Bachmann I, 755, Tomek 157 u. a. Excludere heißt „ausschließen" und gemeint ist die Ausschließung des heimischen Adels von der Landesverwaltung, ohne Rücksicht auf die Nationalität im Gegensatz zu den Ausländern, nicht aber der Tschechen im Gegensatz zu den Deutschen.

6. (S. 169). Die Schrift erschien in deutscher Übersetzung u. d. T. „Kaiser Karls IV. Jugendleben von ihm selbst erzählt", in den Geschichtschreibern der deutschen Vorzeit, 14. Jahrh., 5. Bd. (1885); lateinisch mit tschechischer Übertragung in den Font. rer. Bohem. III (1882), 323 ff.

7. (S. 170). Vgl. das grundlegende Werk „Die Regesten des Kaiserreichs unter K. Karl IV. 1346—1378", herausgeg. von A. Huber, Innsbruck 1877. — Eine neuere umfassende Geschichte Karls IV. besitzen wir nicht, da das Werk von E. Werunsky, Gesch. K. Karls IV. und seiner Zeit (Innsbr. 1880—92) mit dem 3. Bande, der bis 1368 reicht, abbricht. Einen teilweisen Ersatz bieten neben M. Pelzel, Gesch. Karls IV. Königs von Böhmen, 2 Bde. (Dresden 1783) Th. Lindner, Deutsche Geschichte unter den Habsburgern u. Luxemburgern, 2 Bde. (Stuttgart 1890—93); J. Loserth, Gesch. des späteren Mittelalters von 1197—1492 München 1903); J. Kalousek, Karel IV., otec vlasti. (Prag 1878).

8. (S. 173). Rex clericorum; vgl. C. Höfler in den Abhandlungen der böhm. Gesellschaft der Wiss., 6. Folge, 2. Bd. (1869), S. 14/5.

9. (S. 175). Vgl. A. Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands V (1920), S. 1137, 1191.

10. (S. 177). Vgl. K. Zeumer, Die Goldene Bulle K. Karls IV. (1908), S. 187.

11. (S. 178). Über die Regierungszeit Wenzels vgl. Th. Lindner, Gesch. des deutschen Reiches unter K. Wenzel. 2 Bde. (Braunschweig 1875, 1881), nebst der oben Anm. 7 angeführten Literatur. Ferner das wichtige Quellenwerk: Deutsche Reichstagsakten unter K. Wenzel, herausgeg. von J. Weizsäcker, Bd. 1—3 (1376—1400), München 1867—1877.

12. (S. 181). Über ihn vgl. die gründliche Untersuchung von L. Reimann, Johann von Nepomuk, nach der Sage und nach der Geschichte, in der Histor. Zeitschrift (von Sybel), Bd. 27 (1872), S. 225—281.

13. (S. 184). Deutsche Reichstagsakten unter K. Wenzel. II, S. 456.

14. (S. 185). Ebda I, 160.

15. (S. 186). Vgl. Chroniken der deutschen Städte, XIV (1877), 738.

Neunter Abschnitt.

1. (S. 189). R. Holtzmann, Französische Verfassungsgeschichte (1910), S. 198.
2. (S. 189). A. Sedláček, Gedanken über den Ursprung des böhm.-mähr. Adels, in: Sitzungsber. der k. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften, Classe f. Philosophie, Geschichte, Jahrg. 1890 (Prag 1891), Nr. 8, S. 229 ff.
3. (S. 189). Palacký, Gesch. Böhmens I, 165.
4. (S. 190). Vgl. z. B. Doeberl, Entwicklungsgesch. Bayerns I, 52, 138; Riezler, Gesch. Bayerns, u. a.
5. (S. 190). Vgl. meine Gesch. Böhmens u. Mährens, S. 333.
6. (S. 190). Eine lange Liste solcher deutscher Burgennamen in Böhmen und Mähren führt an J. Truhlář, Styky Čech s cizinou S. 323 ff.
7. (S. 190). So merkwürdigerweise Bachmann I, 581. — Abgesehen von dem Widersinn, daß die Baumeister auf die Namensgebung einen Einfluß gehabt haben sollten, kennen wir auch nicht in einem einzigen Fall den Erbauer, geschweige seinen Namen und seine Herkunft.
8. (S. 191). Vgl. J. Braniš, Dějiny středověk. umění v Čechách (Gesch. der m. a. Kunst in Böhmen) II (1893), 20.
9. (S. 192). Vgl. meine Gesch. Böhmens u. Mährens S. 501.
10. (S. 192). Chron. Aulae regiae S. 211. — Die Behauptung Šustas a. a. O. S. 466, daß das Privileg von 1212 (s. oben S. 75) dem Adel ein Wahlrecht „ausdrücklich" bestätigt habe, ist unrichtig, da sich dort ab iisdem auf successoribus bezieht und vom Adel nirgends die Rede ist.
11. (S. 193). Vgl. R. Koß, Zur Kritik der ältesten böhmisch-mährischen Landesprivilegien, in: Prager Studien Heft XV (1910). — Es beweist, in welche Schwierigkeiten die tschechischen Forscher durch ihr Festhalten an der Kolonisationstheorie Palackýs geraten, wenn man z. B. wie bei Šusta, Dvě knihy II, 300, das Eingeständnis liest: „Größere Schwierigkeiten verursacht die Erklärung, warum sich die Prager um die Bestätigung der Sobieslawschen Rechte bemühten, die doch nur für die deutsche Kaufmannschaft in Prag gegeben worden waren"; hier liegt eben auch ein Beweis, daß es nicht **Kaufmannschaft**, sondern **Bürgertum** war.
12. (S. 194). Francisci Prag. Chron. in den Font. rer. Bohem. IV (1884), 413.
13. (S. 194). Vgl. hiezu und zum folgenden J. Neuwirth, Gesch. der bildenden Kunst in Böhmen I (1893).
14. (S. 196). S. J. Loserth, Hus und Wiclif 1884, S. 94.
15. (S. 197). S. H. Denifle, Die Universitäten des Mittelalters I (1885), 582 ff., 588.
16. (S. 197). Font. rer. Bohem. IV 518.

17. (S. 197). Vgl. Jakubec, Gesch. d. čech. Lit. S. 16 ff.
18. (S. 198). R. Wolkan, Gesch. der deutsch. Literatur. S. 214 ff.
19. (S. 199). Vgl. K. Burdach, Zur Kenntnis altdeutscher Handschriften und zur Geschichte altdeutscher Literatur und Kunst, im: Centralblatt f. Bibliothekswesen, VIII (1891), 152 ff.
20. (S. 199). Vgl. K. Burdach, Reformation, Renaissance, Humanismus (1918), S. 188 ff., 192/3.
21. (S. 199). Vgl. K. Burdach, Vom Mittelalter zur Reformation, III, 1 (1917): „Der Ackersmann aus Böhmen". Andere Urteile s. bei Gervinus, Gesch. der deutschen Dichtung II (1853), S. 222: „das vollkommenste Stück Prosa, das wir in unserer älteren Literatur besitzen"; Wackernagel, Kleine Schriften I, 314: „eine der schönsten altdeutschen Prosaschriften", Wolkan a. a. O. S. 239.
22. (S. 200). Vgl. J. Loserth in den Mitteil. des Vereins f. Gesch. der Deutschen in Böhmen XVII (1897), 291 ff.
23. (S. 201). Burdach im Centralblatt a. a. O. S. 335.
24. (S. 202). Vgl. L. Pastor, Gesch. der Päpste I (1886), 81.
25. (S. 202). Vgl. J. Loserth, Beiträge z. Gesch. der hussit. Bewegung. III. Der Tractatus de longevo schismate des Abtes Ludolf v. Sagan, im Archiv f. österreich. Gesch. LX (1880), 343 ff.
26. (S. 203). Vgl. A. Hauck, Kirchengesch. Deutschl. V, S. 872, Anm. 4.
27. (S. 206). Vgl. K. Müller, Kirchengeschichte II (1902), 75.
28. (S. 206). In H. v. d. Hardt Rerum magni concilii Constantiensis IV (1699), Sp. 757/8 heißt es von den Polen in Prag: „Cum Slesitae, qui sunt de natione Polonica, essent omnes Teutonici, ita quod veri Poloni minorem partem habebant".
29. (S. 207). So Denifle a. a. O. S. 601; woher K. Müller S. 77 die Zahlen der Weggezogenen „etwa 2000", der Zurückgebliebenen „etwa 500" nimmt, ist mir nicht bekannt.
30. (S. 207). Über Hus vgl. L. Krummel, Johannes Hus. Ein Lebensbild (1886); V. G. Lechler, Johannes Hus, ein Lebensbild (1890); J. Loserth, Hus und Wiclif, Zur Genesis der husitischen Lehre (1884); J. Sedlák, M. Jan Hus (1915); V. Novotný, M. Jan Hus (Světova Knihovna nr. 1000; kurzgefaßt), M. Jan Hus, Život a učení, 1. Bd. (bis 1412), 1919.
31. (S. 215). Vgl. F. Palacký, Documenta magistri Joannis Hus (1869), S. 580.

